Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2009

Kategorie: Beste Reportage

1) Blasberg, Anita: Ein Hass, größer als aller Schmerz (Zeit)
2) Blasberg, Marian: Der Dandy von Ostberlin (Zeit)
3) Borgeest, Bernhard: Der zweite Tod (Focus)
4) Cadenbach/Herpell: Und plötzlich war er tot (SZ-Magazin)
5) Corino, Eva: Schlaf, Kindchen, schlaf (Berliner Zeitung)
6) Ehlers, Fiona: Der ewige Augenblick (Spiegel)
7) Emcke, Carolin: Warum starben Ibrahim und Kassab? (Zeit)
8) Faller, Heike: Die Liebe von Paul und Paula (Zeit)
9) Fichtner, Ullrich: Die letzte Schlacht (Spiegel)
10) Goos, Hauke: Die gelbe Revolution (Spiegel)
11) Gutsch, Jochen-Martin: Junger, alter Mann (Spiegel)
12) Kurbjuweit, Dirk: Der Schattenmann (Spiegel)
13) Lakotta, Beate: Der Ludwig lacht (Spiegel)
14) Mingels, Guido: Keine Menschenseele (Das Magazin)
15) Molitor, Andreas: Tyrones Traum (brand eins)
16) Moreno, Juan: Ein ordentlicher Hurensohn (Spiegel)
17) Obermayer, Bastian: Bis zum letzten Schlag (SZ-Magazin)
18) Eckstein/Munder/Nipkau/Schneider/Schwarz: Die Bewährungsprobe (Rems-Murr Rundschau)
19) Rückert, Sabine: Todfreunde (Zeit)
20) Seitz, Josef: Die Würde des Menschen wird tastbar (Focus)
21) Simon, Jana: Die Jungs aus Zelle 221 (Zeit)
22) Smoltczyk, Alexander: Merkels Dispo (Spiegel)
23) Wahba, Annabel: Der letzte Chat (Zeit-Magazin)
24) Witzel, Holger, Endstation (Stern)

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Ein Hass, größer als aller Schmerz

Eine junge Palästinenserin tötet bei ihrem Selbstmordattentat eine junge Israelin. Jahre später verabreden sich ihre Mütter zum Gespräch

Von Anita Blasberg, Zeit-Magazin, 8.1.2009

Was hatten sie sich nur von dieser Konfrontation versprochen? Antworten? Anteilnahme? Frieden gar? Beide hatten eine Tochter verloren. Die eine war zufällig da gewesen, als die andere sich in die Luft sprengte. Nun saßen ihre Mütter, taub vor Schmerz beide, vor je einer Kamera, und jede suchte im Gesicht der anderen - ja was?

"Ich habe lange auf dieses Gespräch gewartet", sagte Avigail Levy schließlich in das Bildtelefon. " Ich bin sehr aufgeregt. Dies ist eine Sache zwischen uns beiden, zwischen zwei Müttern. Ich will, dass du mir zuhörst!" - " Ich verstehe dich", erwiderte Um Ayat, und für einen kurzen Moment lächelte sie unsicher. " Du bist eine Mutter und ich auch", fuhr sie fort. " Wir beide haben einen Verlust erlitten. Aber du lebst nicht unter Besatzung. Du bist der Besatzer."

Avigail Levy hatte viel über diese andere Frau nachgedacht, und sie hatte wenig geschlafen in der Nacht zuvor. Lange hatte sie nach den richtigen Worten gesucht. Und wie oft hat sie in all den Jahren das Foto mit dem Gesicht von Um Ayats Tochter betrachtet, das sie sorgfältig aufbewahrt hatte.

An dem Tag, der das Leben der beiden Mütter für immer verbinden sollte, hatte sich Um Ayats Tochter auf den Weg von Bethlehem nach Jerusalem gemacht, in ihrer Handtasche zehn Kilo Sprengstoff, gespickt mit Nägeln und Schrauben. Zur gleichen Zeit brach in Jerusalem Avigails Tochter zum Supermarkt auf, um noch ein paar Zutaten für das Abendessen zu kaufen. Als beide gemeinsam die Eingangstür erreichten, rief ein Wachmann: "Wartet!"

Sekundenbruchteile später erschütterte eine Explosion den Supermarkt. Als der Rauch sich verzog, waren beide Mädchen und der Wachmann tot. Sieben Stunden dauerte es, bis geklärt war, welcher Körperteil zu wem gehörte.

George W. Bush äußerte in den Nachrichten seine Betroffenheit, am nächsten Tag drängten mehrere Hundert Menschen zur Beerdigung von Rachel Levy, dem 456. israelischen Opfer der zweiten Intifada. Zehn Kilometer entfernt wurde ein leerer Sarg in einem Triumphzug durch die Gassen des Flüchtlingslagers Deheische getragen, geschmückt mit der palästinensischen Flagge und dem Foto der 17-jährigen Ayat Al-Akhras.

Es ist ein kalter Januartag in Jerusalem, sechs Jahre später, als Avigail Levy zum Supermarkt Supersol fährt. " Ich spüre sie hier", sagt sie. Es ist wie ein Sog. Vor drei Jahren ist sie in die Nähe gezogen. Am Eingang hängt eine schlichte Gedenktafel: Rachel Levy - 29.3.2002.

Rachel hätte in diesem Jahr ihre Schule beendet, sagt Avigail, sie freute sich auf ihren Armeedienst. " Mama, mir passiert nichts", habe Rachel immer gesagt. Wenn das Radio einen Anschlag meldete, drehte sie den Ton ab. Designerin wollte sie vielleicht werden, und kurz vor dem Attentat stellte sie in der Schule Fotos aus, Wasseraufnahmen. Avigail redet langsam über Rachel, leise, als würde das den Schmerz dämpfen. Sie ist eine kräftige Frau mit langen dunklen Haaren und bestimmtem Auftreten. Die Sicherheitsleute am Eingang begrüßen sie wie eine alte Bekannte.

Avigail lächelt. Rachels Berühmtheit ist ihr ein Trost. Immer wieder hat sie mit Reportern geredet, saß sie in Talkshows. Sie sprach vor dem israelischen Parlament, dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. " Wir werden dich nie vergessen", hatte sie in Rachels Grabstein gravieren lassen.

Avigail erinnert sich, wie es war, als sie die andere zum ersten Mal sah. Sie selbst hatte sich nach dem Attentat in ihrer Wohnung eingeschlossen, brüllend vor Ohnmacht, als plötzlich diese Frau im Fernsehen erschien. Festlich gekleidet, verteilte sie in ihrem Trauerzelt Bonbons. Ein halbes Jahr später tat Avigail etwas Unerhörtes - alle Freunde hatten versucht, es ihr auszureden. Sie wählte die Nummer des Parents Forum, einer Organisation für die Eltern von Intifada-Opfern. " Hier ist Avigail Levy", sagte sie. " Ich möchte die Mutter der Mörderin meiner Tochter kennenlernen."

Um Ayat war aufgeregt, als sie davon hörte. Sie hatte, genau wie Avigail, oft an diese andere Frau gedacht, an deren hübsche Tochter. Sie hatte, wie Avigail, eine Fotocollage ihrer beiden Mädchen aus der Newsweek ausgeschnitten - hätten sie in einem anderen Land nicht Freundinnen sein können?

Um Ayat sitzt auf dem Sofa in ihrem kleinen Wohnzimmer im Flüchtlingslager Deheische und schenkt Tee ein, durch die Mauerritzen zieht schneidende Winterluft. Es gab so vieles, sagt sie, was sie der anderen erklären wollte: das Elend der Besatzung, das Unrecht, das ihnen täglich angetan wird. Ihr Mann Mohammed war skeptisch. Die Nachbarn würden reden, sagte er, aber Um Ayat setzte sich durch.

Seit dem Attentat sitzt sie oft einfach nur da und lässt die Zeit verstreichen, dann stellt sie sich vor, dass Ayat kommt und ihre Wange streichelt. Bis heute hat sie die Sachen ihrer Tochter verwahrt, eingewickelt in Nylon: ihre liebsten Pullover und Röcke. Das Poster mit dem blonden Paar auf einer Harley Davidson, die Eistee-Dose, in die Ayat ihre Puderquaste steckte.

Bis heute hätten sie Ayat nicht beerdigen können, weil die Israelis ihre Überreste festhielten, sagt Um Ayat mit scharfer Stimme. Sie ist eine kleine runde Frau. Ihr kirschrotes Kleid reicht bis zum Boden, aus den Pantoffeln lugen ihre nackten Füße. Erst seit Ayats Tat wird sie Um Ayat gerufen, Mutter von Ayat, denn Ayat ist berühmt in Deheische. An den Mauern des Lagers klebt ihr ausgeblichenes Foto. Im Flur hängt Ayat, skizziert mit Kohle, im Wohnzimmer Ayat, gemalt in Öl. Um das Bild hat Um Ayat eine Lichterkette drapiert. " Ich liebe es, ihr Gesicht anzuschauen", sagt sie. Die gezupften Brauen, der entschlossene Blick.

Sie trauert, aber sie ist auch stolz auf die Tat ihrer Tochter. Es sei Allahs Wille gewesen. Sie liebe alle ihre elf Kinder, doch Ayat sei besonders gewesen. Immer wenn sie diskutierten, musste sie das letzte Wort haben. Sie wollte Journalistin werden und der Welt von der palästinensischen Unterdrückung berichten.

Ayat wuchs in Deheische auf, einem Betonslum bei Bethlehem, ein Gewirr von Häusern aus Schlackenstein, mit Abfall übersäten Gassen und offenen Abwasserkanälen, 13000 Menschen auf einem Quadratkilometer. Ihr Vater war Polier bei einer israelischen Baufirma, er baute seiner Familie ein Haus. Es ging ihnen besser als anderen, Ayats Schwestern studierten, und 1993, als Arafat und Rabin den Friedensnobelpreis erhielten, taufte Um Ayat ihr damals jüngstes Kind Salaam.

"Salaam", sagt sie, "heißt Frieden."

Scharon sei schuld an Ayats Tod, fährt sie fort. Als er 2000 die zweite Intifada auslöste, seien ihre Hoffnungen zerstört worden. Seitdem habe Ayat sich verändert.

Im Sommer wollte Ayat Shadi heiraten, einen Nachbarjungen, sie waren seit Monaten unzertrennlich, aber Ayat wurde immer ernster und stiller. Um das Lager patrouillierten nun Panzer, auf der Matratze vor dem Fernseher sah Ayat stündlich die Nachrichten.

Sie war jetzt 16, besessen von Politik, und die Gewalt kam näher. Immer wieder schlugen Raketen ein, durchkämmten Soldaten die Gassen. Einer ihrer Brüder wurde angeschossen, und als ihre Cousine heiratete und mit Juwelen beschenkt wurde, sagte Ayat voller Verachtung: "Mutter, wie können wir uns über Gold und Silber freuen, wenn nur die Europäer in der Al-Aksa-Moschee beten können?" - " Du machst dir zu viele Gedanken", erwiderte Um Ayat. " Wir haben al-Aksa vor vielen Jahren verloren."

Es war im Januar, zwei Monate vor ihrem Attentat, als Ayat bei ihrem Nachbarn vor dem Fernseher saß und der Schuss eines israelischen Soldaten das Fenster durchschlug. Ein Querschläger. Der Nachbar, der gerade mit seiner Tochter Lego gespielt hatte, ging zu Boden. Wenig später starb er in Ayats Armen.

Danach sei sie nicht mehr dieselbe gewesen, sagt Um Ayat. Einmal saß Ayat vor dem Fernseher und rief: "Mama, komm her, die Frauen sind auf dem Schlachtfeld!" Es war der Tag, als Arafat die Finger zum Victory-Zeichen gespreizt hatte und Tausenden Frauen zurief: "Ihr seid meine Armee der Rosen. Ihr werdet die israelischen Panzer vernichten!" Stunden später betrat Wafa Idris, 26, ein Schuhgeschäft in der Jerusalemer Jaffa Road und sprengte sich in die Luft. Sie war die erste weibliche "Märtyrerin", die erste Shahida. " Endlich wehren wir uns", sagte Ayat. Sie glühte vor Stolz.

Avigail: "Um Ayat, wusstest du, wo Ayat an jenem Tag hinging? Was sie vorhatte?"

Um Ayat: "Nein, ich wusste es nicht. Keine Mutter würde ihrer Tochter erlauben, so etwas zu tun. Sie ging zur Schule. Wir haben es aus dem Fernsehen erfahren, wie du."

Avigail: "Du willst mir erzählen, dass sie ganz allein entschied, nach Jerusalem zu fahren und sich selbst zu töten?"

Um Ayat: "Sie war eine reife Frau, fast 18. Sie hat ihren eigenen Weg gewählt."

Avigail: "Ich werde dir etwas sehr Hartes erzählen: Deine Tochter und meine Tochter sind für nichts ermordet worden."

Um Ayat: "Für dich war es nichts - aber für unsere Sache bedeutet es etwas. Du hast nicht das durchgemacht, was sie durchgemacht hat. Wir leben in einem Flüchtlingslager. Unser Fenster öffnet sich in das Fenster unseres Nachbarn - eine Straße ist einen Meter breit."

In der Nacht vor dem Tag, an dem Rachel starb, war Avigail schweißgebadet aufgewacht. Sie hatte geträumt, sie sei in Amerika, allein, ohne ihre drei Kinder. Es jagte ihr Angst ein. 1993 war sie mit ihrer Familie aus Los Angeles nach Israel zurückgekehrt. Wenig später war ihre Ehe am Ende. Avigail zog mit Rachel und ihrem jüngsten Sohn Kobi in eine kleine Wohnung. Rachel half ihr sehr, sie kaufte ein, brachte den kleinen Kobi zu Bett, badete ihn und las ihm Gute-Nacht-Geschichten vor.

Als Avigail an diesem Morgen in die Küche kam, kochte Rachel Tee. Schwarz mit Milch, sie mochte ihn englisch. Es regnete, und sie beredeten, was sie abends essen wollten. Rachel schlug Fisch vor. Wenn sie Fisch wolle, sagte Avigail, müsse sie ihn noch kaufen. Auch Koriander fehlte. Rachel warf sich in ihren neuen schwarzen Wintermantel. Es war zwanzig nach eins.

Um Ayat hatte unruhig geschlafen in der Nacht, weil Mohammed bis vier Uhr früh Fernsehen geschaut hatte, Liveberichte über eine "Operation", wie sie es nennen. Ein Palästinenser war in eine jüdische Siedlung eingedrungen, hatte eine vierköpfige Familie hingerichtet, ehe er selbst von israelischen Soldaten erschossen wurde. Auch Ayat hatte lange das Licht brennen lassen, sie lerne wohl noch, dachte Um Ayat - für ihren Test in Geschichte an diesem Tag.

Morgens um sieben war Ayat wie immer zur Schule nach Bethlehem aufgebrochen, erinnert sich Um Ayat, eine halbe Stunde Fußweg. Ayat war zur Tür gehastet und hatte ihrer Mutter gewinkt: "Wünsch mir viel Glück bei der Prüfung heute!"

"Viel Glück!", rief Um Ayat.

Nachdem Ayat den Test in Geschichte geschrieben hatte, umarmte sie ihre beste Freundin. Dann lief sie zur Straße, die nach Jerusalem führt. Dort wartete der Mann, der sie zu ihrem Einsatzort fahren sollte.

Rachel war jetzt seit etwa 50 Minuten fort. Avigail wurde unruhig, als sie Sirenen hörte. Ambulanz. Polizei. Ein vertrautes Geräusch in dieser Stadt, wo der Terror Alltag ist, doch an diesem Tag entfernten sie sich nicht wie sonst. Sie hörte sie näher kommen.

Der kleine Gemüsehändler nebenan hatte nicht gehabt, was Rachel suchte, also war sie mit dem Bus zum Supermarkt gefahren. Im Supersol-Markt füllten die Kunden ihre Einkaufswagen für den bevorstehenden Sabbat; die Brotregale waren schon fast leer.

In dem Moment, als Rachel beim Supermarkt ankam, näherte sich auch Ayat. Sie scheuchte noch schnell die beiden arabischen Obstverkäuferinnen vor dem Eingang mit einer kleinen Handbewegung weg. Der Manager des Marktes erzählte später der Presse, dass er die beiden Mädchen kommen sah, dunkelhaarig beide und attraktiv. Beschwingt wie Freundinnen oder Schwestern, die gemeinsam shoppen. Gleichzeitig erreichten sie die gläserne Doppeltür.

Keine zehn Kilometer entfernt versammelte sich die Familie Al-Akhras zum Mittagessen, im Hintergrund lief der Fernseher. Es war ungewöhnlich, dass Ayat sich verspätete. Sie warteten, dann begannen sie mit dem Essen. Am Spätnachmittag wurde

das Programm für eine Sondermeldung unterbrochen: ein Selbstmordanschlag in Jerusalem. Sie drehten den Ton lauter. Ayat könnte ja nach der Schule mit einer Freundin nach Jerusalem gefahren sein - womöglich war sie in das Chaos nach dem Anschlag geraten.

Avigail hatte jetzt Angst. Ihre Schwester hatte angerufen, dass es im Supermarkt ein Selbstmordattentat gegeben habe. Sie fuhren sofort hin. Es regnete in Strömen, der Markt war ein Schlachtfeld: Die Decke eingestürzt, Regale zerborsten, überall Scherben und Blut, Polizisten sicherten Spuren. Man ließ Avigail nicht durch, aber man versicherte ihr, dass es nur ein Opfer gegeben habe, den Wachmann.

Avigail und ihr Bruder fuhren die Krankenhäuser ab, die Nachbarschaft, den Weg vom Supermarkt zu ihrer Wohnung. Es war früher Abend, als das Telefon klingelte, es waren Beamte. Welche Kleidung Rachel an diesem Tag trug, wollten sie wissen.

Auch in Deheische klingelte das Telefon, und eines von Um Ayats Kindern nahm den Hörer ab. " Es war deine Schwester", sagte jemand und legte auf. Vor dem Fenster in der Gasse feuerten jetzt Kämpfer der Al-Aksa-Brigaden mit ihren Gewehren in die Luft, und in den 20-Uhr-Nachrichten erschien auf dem Bildschirm Ayats Gesicht: Diese Frau habe sich selbst und zwei andere getötet, 28 weitere verletzt. Später strahlten sie ein Video aus, das Ayat vor ihrer Tat aufgenommen hatte: Ayat, blass, fast emotionslos, trägt einen Revolver in der Hand und das schwarz-weiße Palästinensertuch um Kopf und Schultern. Sie gibt sich als Mitglied der Al-Aksa-Märtyrer-Brigaden zu erkennen.

"Im Namen Allahs, des Barmherzigen! Ich, lebende Märtyrerin, Ayat Al-Akhras, führe meine Mission allein für ihn durch. Allah ist größer als die Unterdrücker! Lasst dies einen Aufstand sein bis zu unserem Sieg! Den arabischen Führern sage ich: Genug geschlafen! Genug Betrug und genug Versagen, eure Pflicht für Palästina zu tun, während ihr jungen Frauen beim Kämpfen zuseht!"

Um Ayat konnte sich nicht bewegen. Hatte ihr Mädchen nicht zur Schule gewollt? Hatte es nicht heiraten wollen? Nachbarn und Wildfremde strömten jetzt in ihr Haus. Ein Hamas-Führer und der Bürgermeister von Bethlehem kondolierten. Sie waren ehrfürchtig, manche fast hysterisch, weil sie sich im Haus einer echten Märtyrerin befanden. Mechanisch verteilte Um Ayat Kaffee.

Avigail: "Um Ayat, selbst wenn ich meine Tochter hätte zwingen wollen, jemanden zu töten, wäre sie nicht dazu imstande gewesen. Weil sie wusste, dass Töten falsch ist."

Um Ayat: "Weil deine Tochter alles hatte und nicht unter Besatzung gelebt hat. Du redest von einer sehr komfortablen Warte aus."

Avigail: "Du machst die Besatzung für alles verantwortlich. Aber um das Problem zu lösen, müsstest du bei dir selbst anfangen!"

Um Ayat: "Ich gebe dir recht. Aber unsere Lebensrealitäten sind sehr verschieden. Die Verbrechen sind nicht zu beschreiben! Morde - Bombardements - Zerstörungen! Das hat Ayat verrückt werden lassen!"

Avigail: "Du hast viel Hass in dir."

Um Ayat: "Wie kann ich dich lieben, wenn du mir mein Land gestohlen hast, meine Heimat? Du musst begreifen: Wo Besatzung ist, ist auch Widerstand!"

Avigail: "Das verstehe ich nicht. Kein Widerstand, nichts ist wichtiger als das Leben."

Um Ayat: "Sollen wir der Besatzung entgegentreten mit einem Rosenbouquet? Vielleicht auf einem Tablett aus Gold?"

Avigail Levy hat sich eine eigene Theorie zurechtgelegt, warum Ayat zur Mörderin wurde. Vor einer Weile hat sie einen Palästinenser getroffen, er war zufällig aus Deheische. Er erzählte ihr von dem Gerücht, Ayat könnte einen Geliebten gehabt haben, einen verheirateten Anführer der Al-Aksa-Brigaden.

Ayat war ein Opfer, sagt Avigail. In ihrem Alter denke man nicht an Politik, man denke an Jungs und an Zukunft. Erst habe man ihr den Hass ins Herz gepflanzt, dann sei sie von den Männern benutzt worden.

Sechs Jahre ist es her, dass Avigails Leben in der Obduktionshalle des Jerusalemer Krankenhauses zum Stillstand kam, als sie tief einatmete und nie wieder ausatmen wollte. Sie lebt mit ihrem 13-jährigen Sohn im Süden Jerusalems von 1000 Dollar Opfer-Unterstützung im Monat und ihrem schmalen Gehalt von der Stadtverwaltung. Den Fernseher braucht sie zum Einschlafen.

Wie ein schweres, melancholisches Parfum hängt die Erinnerung an ihre Tochter in den Räumen. Nichts hat sie weggeworfen: nicht Rachels "Tommy Girl", nicht ihre Teddys, nicht ihren Schmuck. Hätte sie das Geld, würde sie eine größere Wohnung mieten, sagt Avigail. Mit einem Zimmer nur für Rachel. Jeden Freitag fährt Avigail zu Rachels Grab. An dem glatten, weißen Stein hat sie einen Text von ihr angebracht. " Ich bin auf einer einsamen Insel", hatte Rachel eine Woche vor ihrem Tod in ihr Schulheft geschrieben, "weit weg von der Stadt und dem Lärm, den Kriegen, den Menschen. Die Sonne scheint immer, der Sand ist weich. Ich schwimme im tiefen, blauen Wasser und vergesse, dass noch andere Menschen auf der Erde sind."

Nach Rachels Tod hatte Avigail alle von sich gestoßen. Sie ertrug es nicht, zu sehen, wie das Leben der anderen weiterging. Sie hasste das Mitleid. Morgens und abends nahm sie eine Pille Clonex, dreimal Prozac, zum Schlafen Stilnox. Du musst loslassen, sagten ihre Freunde. Aber Avigail konnte nicht loslassen.

Sie verwandelte ihre Trauer in eine rastlose Suche. Sie ging zum Prozess eines Tansim-Milizionärs, der mehrere Selbstmordattentate zu verantworten hatte. Sie besuchte gescheiterte Attentäterinnen im Gefängnis. " Hat dich jemand gezwungen?", fragte sie ein Mädchen, dessen Bombe nicht gezündet hatte.

"Nein, niemand."

"Bereust du, was du getan hast?"

Sie schüttelte nur den Kopf.

Avigail fuhr drei Stunden mit dem Auto zu einem Gefängnis im Norden, um den Mann zu treffen, der Ayat zum Supersol-Markt gefahren hatte. Ob sie miteinander gesprochen hätten, fragte sie ihn. Der Mann lächelte. Er habe Ayat angeboten umzukehren, doch sie habe gesagt: "Nein, ich will töten."

In Avigails Kopf rotierten Fragen. Warum sprengt sich eine 17-Jährige in die Luft? Warum hassen sie uns so? Sie dachte an die andere Mutter. Sie wollte sie treffen, in ihre Augen sehen.

Es war ein strahlender Spätsommertag, als es endlich so weit war. Avigail saß nervös vor dem Bildschirm in ihrem Wohnzimmer, sie trug ihr Haar offen, frisch frisiert, und ein grünes T-Shirt. Zur selben Zeit steuerten Um Ayat und Mohammed ihren Wagen zum Gemeindezentrum in Bethlehem. Normalerweise finden dort Hochzeiten und Englischkurse statt, jetzt wurde Um Ayat verkabelt, um über ein Satellitentelefon mit Avigail zu sprechen.

Vier Jahre waren inzwischen vergangen und alle Versuche, sich zu treffen, gescheitert. Um Ayat und Mohammed durften nicht nach Israel einreisen, und als Avigail sich eines Tages auf den Weg nach Deheische gemacht hatte, überkam sie die Angst. Sie kehrte um. Schließlich hatte die Dokumentarfilmerin Hilla Medalia die Idee, sie via Bildtelefon zu verbinden. Das Gespräch der beiden Mütter ist der Höhepunkt ihres Films To Die In Jerusalem.

Um Ayat nahm zögernd in dem Raum Platz, sie war ganz in Schwarz gekleidet, ihre Augen blickten ernst hinter ihrer schmalen Brille. Dann erschien vor ihnen auf dem Bildschirm Avigail.

Avigail: "Um Ayat, denkst du manchmal an meine Tochter? Siehst du sie im Traum wie ich deine?"

Um Ayat: "Sehr oft." (Sie schluckt.) " Aber ich will dich fragen: Wie können wir Frieden bekommen?"

Avigail: "Geh als Mutter ins Fernsehen und sage allen palästinensischen Müttern, dass das, was deine Tochter getan hat, der falsche Weg ist. Dass alles, was davon übrig blieb, ein Loch in deinem Herzen ist."

Um Ayat: "Wenn wir unsere Rechte zurückbekommen haben und unsere Kinder aus den Gefängnissen freigelassen werden, wenn unsere Häuser wieder aufgebaut werden, dann würde ich das tun."

Avigail: "Weißt du, ich bin so enttäuscht von dir. Alles, was du aussendest, sind Signale des Hasses."

Um Ayat: "Sei nicht enttäuscht. Ich bin nur ehrlich. Ich fordere Frieden, aber das palästinensische Volk wird niemals kapitulieren! Und auch wenn Ayat tot ist, es wird noch Millionen von Ayats geben!"

Avigail: "Um Ayat, es tut mir leid, dass es so endet. Wenn ich dir zuhöre, verliere ich jeden Optimismus."

Um Ayat und Avigail hatten Tränen in den Augen, sie rangen miteinander, schrien sich an, und manchmal wirkte es, als offenbarten sie in ihrem Ringen die ganze Geschichte dieses Konflikts, die Unfähigkeit zweier Völker, aufeinander zuzugehen.

Es war ein Versuch, das Unmögliche zu tun, die Trauer zu teilen, aber im Film sieht man, wie sie daran scheitern, die jeweils andere zu verstehen. Fast vier Stunden sollte ihr Gespräch dauern, keine von ihnen wollte es beenden. Schließlich versagte die Technik.

"Wie geht es ihr?", erkundigt sich Um Ayat zwei Jahre später in ihrem Wohnzimmer. " Weint sie viel?" Seit damals haben sie nichts voneinander gehört. Um Ayat sagt, sie

habe nicht erwartet, dass Avigail so fanatisch sei. Diese Frau wirke traurig, aber sie sei auch so selbstgewiss. Sie habe nichts verstanden.

Ob sie sich irgendwann bei Avigail Levy entschuldigen möchte?

"Sie ist ein Opfer wie ich", sagt Um Ayat, und es sind fast dieselben Worte, die Avigail wählen würde. Dann macht Um Ayat eine Pause und flieht in die Politik. " Sie hätte mit ihren Kindern nicht herkommen sollen nach Jerusalem. Es ist nicht ihr Land."

Um Ayats Augen sind von Schatten umrandet. Aber ihr Lächeln hat fast etwas Jugendliches. 25 Enkel hat sie, die drei jüngsten heißen Ayat. Wie ein dämpfendes Polster hat sie einen Sinn um Ayats Tod konstruiert: Ayat ist im Kampf für die palästinensische Sache gefallen. Wenn die Zweifel drängender werden, betet sie. " Es war nicht leicht", sagt sie. Israelische Zeitungen schrieben, Ayats Eltern hätten sie in den Tod geschickt, damit sie ihnen Ruhm und Reichtum bringe, Ayat sei schwanger gewesen, Ayat sei feige.

Seit Ayats Tod macht Mohammeds Herz Probleme. Die israelische Baufirma hat ihn entlassen. Ihre Tochter Senat musste ihr Jurastudium abbrechen, ihre Söhne dürfen die Palästinensergebiete nicht mehr verlassen. Oft haben die israelischen Soldaten ihnen mit der Sprengung ihres Hauses gedroht. Zuletzt trieben sie die Familie mitten in der Nacht auf die Straße. " Wer sich bewegt, wird erschossen!", brüllten sie. " Der Hass pflanzt sich fort", sagt Um Ayat, streift den Gebetsschleier über und geht nach nebenan.

Es war alles umsonst, sagt Avigail Levy. Nicht eine einzige Antwort hat sie gefunden. Sie wollte von Mutter zu Mutter reden, aber Um Ayat sah in ihr nur Israel. Avigail schüttelt den Kopf. " Sie war eiskalt."

Avigail ist unendlich müde. Sie meidet heute die Palästinenser und zwingt sich, nach vorn zu schauen. Sie sagt, sie wolle Rachel nun ruhen lassen, endlich weiterleben für ihre anderen Kinder. Vor einer Weile hat sie von Rachel geträumt. " Ich weiß doch, dass du mich nie vergessen wirst", hat sie gesagt, "geh schlafen, Mama, ich bin okay." Seitdem hat Avigail das Amulett mit Rachels Bild, das sie jede Sekunde um den Hals trug, sorgfältig in einer Schublade verstaut. Vor sechs Monaten hat sie ihre Therapie abgeschlossen.

"Wir machen Fortschritte", sagt Avigail. Im Sommer will ihr ältester Sohn Guy heiraten. Er hat ihr Enkelkinder versprochen. Und vor ein paar Wochen war Kobis Bar-Mizwa-Feier. Nur einmal hat sie Rachel in ihrer Ansprache kurz erwähnt.

Als Avigail am nächsten Tag ihre Angehörigengruppe von Intifada-Opfern besucht, haben sie ein neues Mitglied. Ein Israeli, der seine schwangere Frau und seine drei Kinder verloren hat. Ein Palästinenser hat ihren Wagen im Gaza-Streifen angehalten, dann hat er sie erschossen, einfach so.

2) Der Dandy von Ost-Berlin

In der DDR war er ein Frauenheld im Tweedjackett. Dann kam heraus: Er hatte Günter Grass bespitzelt - und seinen eigenen Bruder. Vor einem Jahr erschoss sich Karlheinz Schädlich auf einer Parkbank. Wer war der Mann, der bei der Stasi "Schäfer" hieß?

Von Marian Blasberg, Zeit-Magazin, 31.12.2008

Die Sache mit B. kann ich nicht vollständig erzählen, denn ich war nicht die ganze Zeit dabei.

Es war eisig kalt an diesem Wintersonntag 18 Jahre nach der Wende, als sich Karlheinz Schädlich mit einem Revolver in der Hand zu einer Bank im schicken Ostberliner Bötzow-Viertel schleppte. Auf einem Bolzplatz in der Nähe spielten Kinder, und durch die kahlen Äste der Kastanien leuchtete der Abendhimmel. Man müsse den Revolver im 45-Grad-Winkel am Mund anlegen und auf den Gaumen zielen, hatte Schädlich Freunden gegenüber mal erwähnt. Jetzt brabbelte er nur noch wirres Zeug.

Um kurz nach sechs hallte ein dumpfer Knall durch dieses Viertel, wo man einen alten Mann wie ihn gewöhnlich übersieht.

Karlheinz Schädlich starb am 16. Dezember 2007, noch bevor der Rettungshelikopter landete, durch die Kugel einer Smith and Wesson. In seinem Rücken stand ein öffentliches Klo.

"Der Stasi-Mann, der Günter Grass verriet, tötete sich selbst auf einer Parkbank", titelte am nächsten Tag der Boulevard.

Wenn es nur Grass gewesen wäre.

14 Jahre lang hatte Schädlich, Deckname "Schäfer", Registriernummer XV/7470/75, aus dem politischen Untergrund der DDR berichtet. Er hatte sich in den Freundeskreis des eigenen Bruders eingeschlichen, der ein bekannter Schriftsteller war, und hatte über die Schwester ausgesagt. Er hatte seine Familie zerstört und sich eine Verdienstmedaille des Ministeriums für Staatssicherheit erworben, weil durch seinen "wesentlichen Beitrag" ein "Operativvorgang zum Abschluß" gekommen war, die Auszeichnung erfolgte durch Befehl Nr. K 4834/79. Geredet hatte Schädlich darüber nie. Er war ein Leben lang ausgewichen. Jetzt hatte er sich endgültig weggeduckt.

"Vielleicht war es Scham", schrieb die Welt, aber eher wirkt Schädlichs Schuss wie eine letzte Inszenierung. Wie ein Ausrufezeichen hinter eine Diktatur, die ihre eigene Elite gebrochen hat.

Die Polizei behandelte den Fall in ihrer Akte als "Bilanzsuizid". Das war ein Schluss, den ein ratloser Beamter zog, nachdem er sich mit Julia unterhalten hatte. Ihre Adresse stand auf einem Zettel, der in Schädlichs Manteltasche steckte. Julia, die ihren Nachnamen nicht in der Zeitung lesen möchte, war der Mensch, der ihm zuletzt am nächsten war. Julia ist gerade einmal 33 Jahre alt.

An einem regnerischen Montag Ende Januar stapft Julia mit gesenktem Blick durch die voll besetzten Reihen einer Friedhofskapelle im Prenzlauer Berg. Drei Männer spielen Swing, und vorn neben der Urne duften Blumen. Als Julia an das Pult tritt, klammert sie sich mit den Händen an ihr Redemanuskript. Sie schluckt. Dann hebt sie ihren Kopf und sagt: "Gar nicht so einfach, über jemanden zu reden, den ich nur so kurze Zeit begleiten durfte. Zehn von 76 Jahren, was ist das schon?" Dann hält sie inne, räuspert sich, ihr Leben ist gerade ziemlich aus den Fugen.

In den Bänken hocken Menschen, von denen sie die meisten noch nie gesehen hat, Schädlichs Schwester; seine Exfrau Lisa, die das Moderessort der DDR-Zeitschrift Sibylle leitete; das Christianchen ist gekommen, mit dem Schädlich mal eine gefährliche Affäre hatte; der Historiker Fritz Klein, sein Vorgesetzter am Zentralhistorischen Institut an der Akademie der Wissenschaften; und Joachim Jauer, der lange das ZDF-Büro in Ost-Berlin geleitet hat.

Es ist ein seltsames Ensemble, das sich in die Kapelle drückt. Da sitzen Menschen, die man vor 30 Jahren in der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik in Ost-Berlin hätte treffen können. Angehörige und Freunde, die betroffen waren vom Verrat, aber die Trauerworte spricht eine junge Frau aus dem Westen, die diese Dinge nur vom Hörensagen kennt. Er hat ihr nie davon erzählt.

"Wollen Sie eigentlich, dass ich weiterspreche?", fragt Julia mit leiser Stimme. Sie hat ein hübsches, zierliches Gesicht, die Haare trägt sie kurz geschnitten. Draußen nieselt es.

Worüber Julia sprechen kann, das ist nur die eine Hälfte seines Doppellebens. Das ist der Kauz, der in der Jazzbar, wo sie damals kellnerte, allabendlich im feinen Tweedjackett am Tresen stand und in den Zeitungen des nächsten Tages blätterte. Der Geschichten zu erzählen wusste wie kein anderer, über Geheimagenten, Trenchcoats, über den schwulen Tänzer Rödel, der im Krieg bei seiner Familie untergekommen war und ihm die BBC vorspielte.

Vorn in der Kapelle, zwischen den Blumen, steht ein Ölgemälde. Es zeigt Schädlich an einer Straßenecke, um seinen Hals baumelt ein Fotoapparat, unter dem Arm klemmen ein Spiegel und eine Vogue, am Rand eine Blondine, die sich nach ihm umdreht. Es ist ein Bild, das Schädlich zeigt, wie er sich selber sah, ein Flaneur, weltoffen und geistreich. " Die Geschichte", sagt Julia, "sah er als eine Abfolge von Kriminalfällen", und man fragt sich, was sein Bruder davon halten würde. Hans Joachim Schädlich fehlt an diesem Tag. Er nimmt in Bremen einen Literaturpreis entgegen.

Solange alles klar war, lernte ich von B., dass es Männer aus Schnee gibt, woraus ein Drachen besteht, wie man nicht absäuft und wieso 6 durch 2 geteilt werden kann, schrieb Hans Joachim Schädlich Anfang der Neunziger, kurz nachdem die Beziehung zu Karlheinz zerbrach, in seiner Erzählung Die Sache mit B.

"B" wie Bruder.

Am Tag nach der Beerdigung geht Julia noch mal auf den Friedhof. An der Stelle, wo Schädlich anonym bestattet wurde, steckt sie einen Blumentrichter in den Matsch, damit sie dort im Frühling etwas pflanzen kann. Sie zupft ein wenig an den Kranzschleifen herum. Am Nachmittag sitzt sie, wie so oft in vergangenen Tagen, auf dieser Bank im Bötzow-Viertel. Als würde ihr der Ort noch eine Antwort schulden.

"Bilanzsuizid", sagt sie. " Was weiß denn ich?" Julia weiß gerade gar nichts mehr.

In der Woche zuvor war sie fast jeden Tag in seiner Wohnung. Hat geputzt und aufgeräumt und dabei einen Teil der Stasiakte aufgetan. Sie blätterte darin, es ging um ein Privatbüro von Grass, vermerkt waren die Öffnungszeiten, 10 bis 16 Uhr. Es sagte ihr nicht viel. Später stieß sie auf zwei Briefe, adressiert an Grass und an den Spiegel, darin die Wörter Angst, Verzweiflung, Reue. " Der vertraute Freund", sagt sie, "wird langsam fremd."

Seitdem er nicht mehr da ist, fragt Julia sich, wer dieser Mann war, den sie an einem Abend vor zehn Jahren in der Jazzbar kennenlernte. Sie war damals zum Studieren nach Berlin gezogen, und nach der Schicht saß sie mit ihm noch auf ein Bier am Tresen. Sie erzählte ihm, dass sie mit sieben angefangen hat zu rauchen. Dass sie mit elf gekifft hat und mit zwölf ihr Kaff bei Wiesbaden verlassen hat, um nicht wie ihre Freunde auf die schiefe Bahn zu kommen. Schädlich sagte ihr, dass er es bewundere, wie mutig sie als Kind gehandelt habe. Möglich, dass er etwas in ihr sah, was er nicht hatte.

Als die Bar geschlossen wurde, trafen sie sich jede Woche im Café. Schädlich genoss es, wenn die Leute dachten, Julia sei seine Geliebte. Manchmal rief er an, um sie auf eine Fernsehsendung hinzuweisen, er schickte Ausrisse aus der Titanic. Es schien, als ob er die Wendejahre gut verkraftet hätte.

Seit der Abwicklung des Instituts, an dem er über Englische Geschichte forschte, verfasste er gelegentlich Artikel für das Neue Deutschland, er schrieb über Kim Philby, der im Zweiten Weltkrieg die Abteilung Auslandsspionage des britischen Geheimdiensts leitete, obwohl er für die Russen spionierte, und über den Baron zu Putlitz, der englischen Agenten Hitlers Aufmarschpläne steckte. Manchmal begleitete ihn Julia zu Vortragsreisen nach Bad Saarow, in die Uckermark, nach Hiddensee, und unterwegs nahm Schädlich sie dann mit in seine Glitzerwelt. Erzählte ihr von seinen Nachmittagen beim Baron zu Putlitz; von den Briefen, die er sich mit Philby schrieb; von den Dissidenten Robert Havemann, Wolf Biermann, Manfred Krug, die er persönlich kannte; von all den Mädchen, die er vom Bordstein weg aufs Cover der Sibylle gebracht hatte. Julia glaubt, dass Schädlich in der grauen DDR geschillert haben muss, doch jedes Mal, wenn sie ihn drängte, das alles einmal aufzuschreiben, hat er abgewinkt.

"Dummer alter Mann", sagt sie.

Julia begreift erst jetzt, dass Schädlich eine Freundin brauchte, die seine Vergangenheit nicht kannte. Neulich war sie mit seiner Schwester aus. Beim Aufräumen der Wohnung hatten sie etwas Geld gefunden, die Schwester sagte: "Jetzt lassen wir uns mal zusammen von ihm einladen." In all den Jahren waren sie sich nie begegnet. Schädlich schickte seine Schwester weg, wenn Julia kam, doch jetzt, beim

Inder, öffnete sie Julia das Tor zu einer Welt, das er verschlossen gehalten hatte. Was sich auftat, war ein Abgrund.

Hannelore Dege hat immer wieder den Kontakt zu ihrem Bruder gesucht. Die Schwester, selbst verraten, war eine der wenigen, die ihn immer wieder fragten, auch wenn ihn die Fragen quälten.

Bis zu ihrer Pensionierung war Dege Anästhesistin. Sie lebt seit mehr als 30 Jahren in einem gepflegten Plattenbau am Stadtrand von Berlin. Wer sie dort besucht, trifft eine aufgeräumte Dame von 71 Jahren mit Lockenkopf und einem sehr lebendigen Gesicht.

Es hatte Monate gedauert, ehe Hannelore Dege in einer E-Mail schrieb, dass sie genug Abstand habe, um mit einem Fremden ein Gespräch zu führen. Der Tod des Bruders, sagt sie, habe vieles wieder aufgewärmt, die Gespräche, die sie führte, mit seinen Freunden, mit Julia, durch die sie nun erfuhr, wohin er all die Jahre ausgewichen war, wenn sie sich auseinandersetzen wollte. " Wenn man so will", sagt sie, "hat er ein doppeltes Doppelleben geführt, eins vor der Wende und eins danach."

Dege ist eine Frau, der es nicht leichtfällt, loszulassen. Viele ihrer Möbel standen schon in ihrem Elternhaus, einer herrschaftlichen Villa im vogtländischen Reichenbach. Vielleicht muss man dorthin zurück, um zu verstehen, an den Anfang der Geschichte.

Karlheinz wuchs als ältestes, Hannelore als jüngstes von vier Geschwistern auf. Ihr Vater führte einen Wollhandel und starb früh. Niemand, sagt Dege, habe darunter so gelitten wie Karlheinz. Plötzlich fehlte ihm der Mensch, der ihn beschützte, der seine NSDAP-Kontakte spielen ließ, damit der Junge nicht zum Jungvolk musste. Karlheinz hasste es, die Hänseleien, die Geländespiele. Lieber las er Bücher über Mode, spielte mit Kameras und ließ die kleine Schwester auf dem Dachboden posieren. Die Mutter, überfordert mit dem alltäglichen Kampf ums Überleben, wollte, dass er von der Schule geht und Geld verdient. In diesen Jahren nach dem Krieg muss er sich selbst verloren haben.

Schädlich lebte rastlos. Acht Monate verkaufte er in Leipzig Lebensmittel, dann war er Erntehelfer im Westen. Zog weiter, fand in Fürstenwalde eine Anstellung im Reifenwerk, bewarb sich 1951, am Ende dieser Odyssee, am Ostberliner Institut für Lehrerausbildung und schrieb sich für ein Fernstudium im Fach Geschichte ein. Sein Staatsexamen machte er fünf Jahre nach der Schwester. Da stand die Mauer schon vier Jahre. Schädlich hatte nun etwas gefunden, wozu er sich berufen fühlte. Er promovierte an der Akademie der Wissenschaften und stieg in intellektuelle Kreise auf.

Das Verhältnis zur Schwester war recht eng in dieser Zeit. Dege holt ein Album aus dem Arbeitszimmer und zeigt Fotos, die er von ihr aufgenommen hat. " Zu diesem Kurzhaarschnitt", sagt sie, "hat er mich überredet." Den Nicki, den sie trägt, hat er ihr mitgebracht, aus dem Westen, wie so vieles.

Schädlich hat sie ausstaffiert, mit Büstenhaltern, Röcken, hat sie versorgt mit Tonbändern von Biermann und einem Buch von Havemann. Er hat sie überredet, trotz ihrer vielen Nachtdienste mit ihm auszugehen, ihn zu Abendessen zu begleiten, zu denen auch Journalisten aus dem Westen kamen. Es war aufregend, sagt Dege, Teil dieser Boheme zu sein. Und manchmal gab ihr Bruder damit an, dass ihm Günter Gaus, der Ständige Vertreter Bonns in Ost-Berlin, auf einem Empfang gesagt habe, er könne sich auf ihn verlassen, wenn es Probleme gebe.

Es hätte leicht Probleme geben können. Schädlich wusste das. So oft hatte er auf die kleinbürgerlichen Verhältnisse in der DDR geschimpft. Es war bekannt, dass er als Lehrer mit dem minderjährigen Christianchen angebandelt hatte. Dem Zoll war aufgefallen, dass er aus Polen Pelze in die DDR schmuggeln wollte. Als im August 1968 in Prag russische Panzer auffuhren, hatte Schädlich eine Protestnote unterschrieben, und seitdem er promovierte, gab es diesen Briefwechsel mit Philby, den ihm der KGB schließlich verbot.

Schädlich hätte wissen müssen, dass er sich erpressbar machte. Er hätte ahnen können, dass sein Telefon abgehörte wurde, aber er sprach darüber nicht. Vielleicht stand zu viel auf dem Spiel.

Schädlichs Stelle war für ihn wie maßgeschneidert. Mehr Freiheit war in der DDR kaum möglich. Er konnte sich in seine Forschungen vertiefen, konnte nach Ungarn reisen, um Archive zu besuchen, er verdiente überdurchschnittlich, und weil er in der Woche nur an zwei Tagen Präsenzpflicht hatte, blieb genügend Zeit, um nebenbei in der Sibylle über Tweedjacketts zu schreiben. In keinem anderen Land war es so leicht zu schillern wie in dieser grauen DDR, so lange jedenfalls, wie man sich an die Regeln hielt.

B. interessierte sich angelegentlich und misstrauisch. Womöglich passt es hierher: B. gehörte der staatlichen Partei an.

Schädlichs Bruder Hans Joachim verließ die DDR 1977. Im Jahr zuvor hatte er gegen die Ausweisung Wolf Biermanns protestiert und später seinen Erzählband Versuchte Nähe im westdeutschen Rowohlt Verlag veröffentlicht, woraufhin die Stasi aufmerksam notierte, dass Günter Grass ihn während mehrerer Begegnungen dazu ermuntert habe, die Verhältnisse im Land so schonungslos wie möglich bloßzustellen. Er wurde jetzt, wie Grass, "operativ bearbeitet", wegen "staatsfeindlicher Hetze". Er hatte seine Existenzgrundlage in der DDR verloren.

Die Brüder trafen sich fortan in Budapest, in Prag, in West-Berlin. Hans Joachim war in Sorge, Karlheinz könne seinetwegen Probleme bekommen. Man hatte ihn aus der Partei geworfen, weil er sich nicht vom Bruder distanziert hatte, aber Karlheinz sagte, es erleichtere ihn. Er wirkte unverdächtig, dem System zu nahe zu sein, auch deshalb machte Hans Joachim ihn mit Grass bekannt.

Schädlich besuchte Grass mehrmals in dessen Westberliner Büro, die Öffnungszeiten: zwischen 10 und 16 Uhr. Der Schwester brachte er eine Gesamtausgabe von Grass' Werken mit, und im Frühjahr 78 bat Hannelore ihn, Grass zu fragen, ob der nicht im privaten Rahmen eine Lesung halten wolle.

Grass las damals oft in Ost-Berlin. Er hatte keinen Grund, misstrauisch zu sein, als Schädlich ihn am frühen Abend des 16.Juni am Bahnhof Friedrichstraße abholte. Sie fuhren in die Wohnung eines Anästhesisten, wo 40 Gäste warteten, die meisten oppositionell gesinnte Ärzte. Grass las eine Stunde aus dem Butt, und währenddessen rutschte Schädlich so nervös auf seinem Stuhl herum, dass seine Schwester glaubte, er habe irgendwas geschluckt.

Am 30. Oktober 1979 erhielt Schädlich aus der Hand von Erich Mielke die Verdienstmedaille der NVA in Bronze.

Am 12. Dezember 1989, einen Monat nach dem Fall der Mauer, vermerkte Major Salatzki, dass die "offene und ehrliche Zusammenarbeit wegen Perspektivlosigkeit" abgebrochen werde.

Alles war nun anders.

Ein Dutzend Jahre nach meinem Verschwinden tauchte ich im ehemaligen Einheimischen auf, weil es die Grenze plötzlich nicht mehr gab. Ach, war das ein "Guten Tag! Wie geht's dir?" Ich war zwar ein Auswärtiger, aber als ich B. traf, war mir fast heimisch zumute.

Nichts war anders.

Zwei Jahre hätte Schädlich Zeit gehabt, etwas zu sagen. Zwei Jahre, in denen sich viele andere das Leben nahmen, weil sie ahnten, dass irgendwann etwas ans Licht kommen würde. Schädlich schwieg und lebte weiter, so als hätte es das alles nicht gegeben.

An einem Winterabend 1992 klingelt bei Hannelore Dege das Telefon.

"Weißt du noch?", fragt Hans Joachim, der gerade in der Gauck-Behörde war, "wer in Budapest mit uns gefrühstückt hat?"

Dege versucht sich zu erinnern. " War das nicht Karlheinz?"

"Wer wusste, worüber wir in Prag gesprochen haben?"

"Karlheinz, glaub ich, sonst niemand."

Jetzt ist es raus.

"Warum?", fragt ihn die Schwester ein paar Tage später, aber Schädlich blickt nur stumm auf seinen Tisch. " War es deine Faszination für die Geheimdienste? War's Neugier? Dein Prominentenwahn? War es das Ambiente, in dem ihr euch getroffen habt?" Er hebt die Schultern. Sein Verlag, brummt Schädlich irgendwann, habe ihm gesagt, er solle gleich ein Buch über die Sache schreiben. Sie hätten auch schon einen Titel: "Ich war ein Spitzel". Dege ist außer sich. " Jetzt willst du auch noch Geld damit verdienen, was?", sagt sie. " Und das, bevor du dich erklärst!"

Ein paar Tage darauf teilt Schädlich seiner Schwester schriftlich mit: "Das Charakterbild von mir, das Du hier kürzlich mühelos entworfen hast, trifft in allen Teilen zu." Er bittet sie, es für ihn aufzuschreiben. Er könne es vielleicht gebrauchen, für sein Buch.

Dege zieht sich nun zurück. Sie schämt sich für den Bruder. Fühlt sich mitschuldig. Sie sagt: "Es kommt mir heute vor, als hätte ich mich damals wie ein Kind verhalten, das misshandelt wurde und den Täter trotzdem in Schutz nimmt."

Sie ruft die Ärzte an, die sie zur Lesung eingeladen hatte, versucht zu erklären, wiedergutzumachen, irgendwie. Dem Gastgeber der Lesung, der malt, hilft sie, einen Raum zu finden, wo er seine Bilder zeigen kann. Sie kauft ihm eines ab, den Oderbruch in Öl, recht düster. Es hängt heute versteckt hinter der Tür zum Arbeitszimmer.

Als Dege ihre eigene Akte einsieht, muss sie erkennen, dass sie selbst zwei Jahre lang im Visier der Stasi war. Einige der Ärzte waren aus Neuruppin, das damals als ein Nest von Republikflüchtlingen galt, zur Lesung angereist, und aufgrund der Aussage des

Bruders interessierte man sich nun dafür, ob sie mit diesen Dingen irgendwas zu tun habe.

"Viel schlimmer aber", sagt sie, "war, dass ich jetzt nicht mehr wusste, wer ich all die Jahre für ihn war. Eine Statistin, in deren Begleitung er sich unauffällig wähnte? Mit der er sich auf all den Einladungen schmückte?"

Nach Jahren sucht sie wieder den Kontakt. Schreibt ihm, dass sie nicht einsieht, dass die Stasi ihr den Bruder nimmt. Will wissen, warum er sich so eingesetzt hat für die Treffen mit Hans Joachim. Ob es sein Auftrag war. " Gequirlte Kacke", schreibt Schädlich zurück und geht wieder in Deckung. Ruft nur an, um Fernsehsendungen zu empfehlen. Schickt Ausrisse aus der Titanic. Sagt, dass er die Familie nicht brauche, und verschweigt, dass er längst eine neue hat. Julia und ihre Freunde.

B. wurde übel, er sagte: "Ja, es ist wahr. Was soll ich jetzt tun. Du warst nicht der Einzige, über den ich geredet habe. Du warst nicht einmal der Wichtigste." Ich sagte: "Das glaube ich, ich habe es gesehen. Geh zu den anderen und sage ihnen: >Ja, es ist wahr.<"

Karlheinz Schädlich spricht mit Jauer. Er sagt ihm, er habe eigentlich nur Gutes über ihn erzählt.

Schädlich spricht auch noch mit anderen, doch was er sagt, bleibt vage. Es klingt nach Ausrede, wenn er die Angst erwähnt, im Freundeskreis verbrannt zu werden; wenn er beschreibt, wie hundeelend es ihm ging vor dem Rapport. Einmal erzählt er der Schwester von den Treffen mit Salatzki, seinem Führungsoffizier. Salatzki, ein Jurist, empfing ihn jeden Monat in einer Villa. Er bot ihm Cognac an, und Schädlich blieb einige Stunden. Kotzte sich aus. Konnte über alles reden, wie damals mit dem Tänzer Rödel, wie mit Putlitz, wie mit seinem Vater, der so früh verstarb. Danach war die Angst zwei Wochen weg. Es scheint, als habe er sich mit dem Teufel eingelassen, um ihn loszuwerden.

Es ist nicht leicht, die Widersprüche zu entwirren, festzustellen, wie sehr Schädlich Opfer war und wie sehr Täter. Auf vielen Aktenblättern führt Salatzki die "belastenden Momente" auf, die über Schädlich selbst gesammelt wurden, aber diese Drohkulisse muss er beim Anwerbungsgespräch nicht anwenden. Salatzki notiert, dass sich "Dr. Sch., ohne zu zögern, bereiterklärte, mit dem MfS zusammenzuarbeiten", vermutlich weil er ahnt, dass seine Stelle auf dem Spiel steht. Sie hängen ihm eine Medaille um, weil durch seine Mithilfe angeblich ein Republikflüchtling enttarnt und festgenommen wurde, und gleichzeitig bemängeln sie, dass er über ein Buch des Bruders erst berichtet, als dieses schon erschienen ist. Es heißt, er erfülle seine Aufgaben "ohne besondere Initiative". Jetzt braucht Salatzki seine Drohkulisse.

Schädlich, dem sonst so sehr daran gelegen war, sich abzuheben, handelte unter den Bedingungen der Diktatur wie ein Durchschnittsspitzel. Es gab andere, die mehr erzählten, und welche, die sich weigerten. Schädlich hat versucht, sich durchzumogeln.

Zu mir hat er gesagt: Was soll ich jetzt tun? Ich sagte: Ich weiß es nicht.

Wenn man Hannelore Dege auf ihren Bruder Hans Joachim anspricht, schweigt sie. Man ahnt, dass er nicht versteht, dass sie es nicht aufgegeben hat, Erklärungen zu

fordern. " Karlheinz", sagt sie, "hat noch immer etwas Trennendes, auch jetzt nach seinem Tod."

Für Julia vermischen sich die Welten jetzt.

An einem Tag im Mai ist sie wieder mal in Schädlichs alter Wohnung. Sie räumt auf, weil bald ein Freund von ihr hier einzieht. In den engen Räumen hängt noch der Geruch von Pfeifentabak, er hängt in den Hemden, in den Mänteln, in den vergilbten Seiten seiner Bücher. 40 Jahre lang hat Schädlich hier gewohnt, er nannte es sein "Wohnklo". Auf dem Küchentisch liegt noch der Tagesspiegel von dem Tag, an dem er sich erschoss.

Julia kramt in alten Kisten. Sie findet seine Pässe und wundert sich über die vielen Visa aus dem Westen. Dann gräbt sie ein Tonband aus und spielt es ab. Gloomy Sunday, das Lied der Selbstmörder. Dann Schädlichs müde Stimme, die verkündet, dass er jetzt das Telefonbuch vortrage, von A bis Z. Julia fängt an zu weinen.

Entlang der Wände türmen sich die Bücherstapel: Brecht, Tucholsky und Fontane, diverse Lexika, Geschichte, "Drittes Reich". Zweitausend Bücher, aber keins von seinem Bruder, nichts über die DDR, nichts über die Stasi. Als hätten dieses Land und seine Spitzel niemals existiert.

Schädlich hat es Julia erst gebeichtet, als es nicht mehr zu verdrängen war. Ende 2006, ein Jahr vor seinem Tod, stand im Spiegel ein Artikel, in dem die Rede war von neuen Dokumenten, die Aufschluss gäben über die "Stasi-Jagd auf Günter Grass". Die Spitzel, hieß es, hätten sich in einer geheimen Operation namens "Bolzen" an Grass herangewanzt, und einer der erfolgreichsten sei ein gewisser Schädlich gewesen. Der aber sei für eine Stellungnahme nicht erreichbar gewesen.

Schädlich war kurz zuvor in die Psychiatrie eingeliefert worden. Es hatte ernst geklungen, als er davon sprach, sich umzubringen. Der Verfall des Körpers hatte ihn depressiv gemacht. Er konnte kaum noch laufen, seine Nieren schmerzten, und die Ohren hatten sich entzündet, nachdem er gegen das Geschrei der Nachbarskinder Ohropax genommen hatte.

Als Julia ihn in der Klinik anrief, erzählte er von dem Artikel. " Jetzt wissen Sie es also auch", krächzte Schädlich in den Hörer. Julia versuchte, ihn zu beruhigen. " Herr Schädlich", sagte sie, "ich mag Sie trotzdem. Wir alle machen Fehler."

Julia hat nicht nachgefragt. Nie hatte sie nachgefragt. Sich immer nur gewundert. An dem Tag, an dem er Egon Krenz im Bundesarchiv grüßte. An dem Abend, als sie in der Jazzbar jemand fragte, ob der Mann am Tresen nicht der "Schädling" sei. Jetzt fragt sie sich, ob sie genauer hätte hinsehen müssen. Ob das nicht ihre Aufgabe als Freundin gewesen wäre, viel mehr, als ihn zu trösten.

Möglich, dass sie so überfordert war wie viele andere, deren Freund plötzlich ein Spitzel war. Was wusste sie schon über die Stasi, über Grass? Jetzt geht es Julia so, wie es der Schwester ging vor 15 Jahren. Auch Julia ist sich nicht sicher, ob sie je mehr war als eine Statistin. Ein Zeitvertreib, mit dem er seine Schuld verdrängte. " Hätte ich Idiot mal nachgebohrt", sagt sie.

Die Schwester hat gebohrt, auch im letzten Jahr. Nach dem Klinikaufenthalt, als Schädlich klären wollte, ob aufgrund seiner Berichte tatsächlich jemand festgenommen

wurde, half sie ihm. Sie recherchierte Telefonnummern, und Schädlich rief die Leute an, er fragte: Warst du im Gefängnis? Es klärte sich nicht auf. Er rief seinen Bruder an, um ihm nach 15 Jahren zum Geburtstag Glück zu wünschen, aber sie redeten kaum eine Viertelstunde.

Schädlich schrieb an Grass, acht Zeilen, und annähernd das Gleiche an den Mann vom Spiegel, der ihn damals nicht erreichte: "Ich habe einen langen Brief inzwischen auf die Hauptsache verkürzt: Ich bereue, was ich getan habe, und schäme mich für meine Angst und Feigheit. Reue ist das, was zu spät kommt, Wiedergutmachung geht nicht. Ich kann es mir selbst kaum verzeihen."

Der Brief wird niemals abgedruckt.

Vielleicht war es zu spät, ein halbes Jahr nach dem Artikel. Vielleicht gab es nach 18 Jahren keine Worte mehr, die angemessen gewesen wären. Irgendwann war diese Sache viel zu groß für einen Mann, der über alles reden konnte, nur nicht über sich.

"Er sah wie ein Wrack aus", sagt Joachim Jauer, der ihn kurz vor seinem Tod zuletzt getroffen hat. " Er wälzte sich im Dreck", sagt Fritz Klein, sein Chef am Institut, den Schädlich bewunderte, weil er sich gleich nach der Wende als IM geoutet hatte. " Er wollte mit sich selbst nichts mehr zu tun haben", sagt seine Schwester, die er darum bat, ihm einen Tablettencocktail zu besorgen.

Hannelore Dege tat es nicht. Stattdessen suchte sie nach Haushaltshilfen, nach mobilen Diensten und betreuten Wohnanlagen, aber Schädlich spottete darüber nur, dass er die heldenhafte Schwester wohl enttäuschen werde.

Am Nachmittag des 16. Dezember 2007 ruft Schädlich Julia an und sagt, dass er von seiner Beerdigung geträumt habe, von Jazzmusik und Blumen. Danach wählt er die Nummer seines Zeitungsboten. Schädlich bittet ihn, die Zeitungen vom nächsten Tag an durch den Türschlitz zu stecken. Er sei jetzt eine Weile fort.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

3) Der zweite Tod

Ein 36-Jähriger liegt im Wachkoma. Für die Eltern, die ihn seit drei Jahren pflegen, ein Martyrium. Ihr Sohn wollte, dass sie ihn in solcher Lage sterben lassen. Aber sie bringen es nicht über sich

Von Bernhard Borgeest, Focus, 20.4.2009

Heikos Augen kreisen wie irr und leer, nichts hält sie. Was mögen sie wahrnehmen? Seine Hände krampfen, ihre Gelenke sind über 90 Grad geknickt. Die Mutter hat Waschlappen aufgerollt und sie ihm unter die Finger geklemmt, damit er sich nicht die Nägel in die Haut bohrt. Was mag er spüren? Der Vater schaltet Bayern 3 an. Er sagt, das sei ein Sender für junge Leute. Doch was kann Heiko hören?

Vor drei Jahren kommt Heiko übers Wochenende zu Besuch. Die Eltern freuen sich. Sie sind stolz auf ihren Sohn. Er ist groß und sportlich, hat Physio- und Ergotherapeut gelernt und absolviert gerade eine Ausbildung zum Heilpraktiker. Fürs Alter hat er den Eltern versprochen: Ich werde euch schon schaukeln. Nach dem Frühstück geht er ins Bad, die Mutter räumt im Keller. Als sie wieder die Treppe hochsteigt, ist es still im Haus. Erst denkt sie: Jetzt wird er doch mal fertig sein! Dann: Ist er schon los zum Wertstoffhof? Aber vor dem Fenster sieht sie seinen Wagen stehen. Sie ruft nach ihrem Sohn, sucht ihn. Und findet ihn. Kopfüber in der Badewanne, die gefüllt ist mit dem Wasser vom Vortag, umweltbewusst aufgespart zum Putzen und Spülen. Es ist Samstag, der 10. Dezember 2005, 9.30 Uhr.

Vielleicht ist Heiko ausgerutscht auf dem Läufer im Badezimmer, vielleicht ist er mit dem Kopf gegen die Armatur geschlagen, vielleicht war er für einen Moment ohnmächtig.

Die Mutter zieht Heiko aus der Wanne. Sein Gesicht ist blau, er atmet nicht mehr. Sie wählt sofort die Notrufnummer und alarmiert ihren Mann im Büro. Ein Sanitäter aus dem Dorf erreicht ihr Haus als Erster. 20 Minuten lang versucht er, Heiko wiederzubeleben. Dann kommen zeitgleich der Vater und der Notarzt aus der Stadt. Der Arzt rennt gar nicht, wie die Ärzte im Film es tun. Routiniert beginnt er mit seinen Maßnahmen. Die Mutter schreit und schreit. Nach mehr als einer Viertelstunde lässt der Arzt Heiko in den Krankenwagen laden. Den Eltern, die allein zurückbleiben, sagt er einen Satz, der sie bis heute quält: Das Herz schlägt wieder, aber im Kopf wird es böse aussehen.

Wenn er das wusste, fragt die Mutter, warum hat er Heiko nicht sterben lassen? Warum hat er das uns und unserem Sohn angetan? Und sie hadert mit dem Arzt, den sie gerufen hat und der seinen Job erledigt hat, als wäre er das Schicksal.

Tausendfach produziert die moderne Medizin Fälle wie Heiko. Fälle, in denen es Rettungswesen und Intensivstationen gelingt, einen Menschen am Leben, aber nicht bei Bewusstsein zu halten. Unfallopfer mit dramatischen Verletzungen am Kopf, schwerste Schlaganfälle, Ertrunkene, Erstickte, nach Herzstillstand Reanimierte, Menschen, die sich töten wollten, aber sich zu wenig Insulin gespritzt haben.

Die Eltern lernen den Begriff "apallisches Syndrom" kennen. Damit beschreiben Mediziner den Ausfall des Großhirns, jener Region, in der Geist und Wille wohnen. Der lange Sauerstoffmangel beschädigte dort Heikos Nervenzellen und kappte die Verbindungen zu den noch intakten Bereichen des Klein- und Zwischenhirns, die zuständig sind für das Vegetative.

Als Körper funktioniert Heiko noch. Sein Herz schlägt, seine Lunge holt Luft, sein Darm kann die Nahrung verdauen, die ihm über eine in seinen Magen operierte Sonde zufließt. Er liegt auf einem Pflegebett im ehemaligen Schlafzimmer der Eltern. Würde sein Gehirn optische Reize verarbeiten, könnte er hinaussehen in den Garten, der vollgepflanzt ist mit Koniferen, als wollten die Eltern sich und ihr kleines Haus verstecken.

Heikos Mundwinkel zuckt, sämiger Speichel fließt auf einen Latz. Er röchelt leise. Die Mutter legt ihre Hand auf seine Stirn. Heiko atmet über einen Schlauch, der aus seinem Hals ragt. Die Ärzte haben die Trachealkanüle implantiert, damit er sich nicht verschluckt und erstickt.

Der Schleim, der sich in der Lunge ansammelt, bahnt sich manchmal in wilden Spasmen und Explosionen seinen Weg nach draußen. Fontänen aus Blut und Sekret schießen durch das Zimmer, bis an die Decke. Die Eltern haben einen Baldachin aus himmelblauem und gelbem Stoff über dem Bett angebracht. Den Stoff kann man waschen.

Heiko wollte so nicht leben.

Oft hat er mit der Mutter über das Sterben gesprochen. Oft hat er gesagt: Ich will nicht an Apparaten hängen. Schon mit 28 unterschrieb er eine Patientenverfügung, die ihn vor unnötiger Leidensverlängerung schützen sollte. Als er einen Mann behandelte, der nach einem Unfall an Armen und Beinen gelähmt war, meinte er, für ihn wäre das kein Leben. Dann lieber sterben, sagte er. Den Eltern gab er die Vorsorgevollmacht. Sie sollten seinen Willen umsetzen.

Am Abend vor dem Unfall saß Heiko mit der Mutter in der Küche. Sie buk Weihnachtsplätzchen, und wieder sprach er vom Tod. Er fragte nach dem Onkel, der mit 32 Jahren im Krieg gefallen war, und sagte: Den habe ich ja schon um ein Jahr überlebt. Er drängte die Mutter, die Grabstellen der Großeltern zu verlängern. Wo soll ich denn hin, fragte er. Heute erscheint das der Mutter unheimlich.

Heute bringen die Eltern es nicht über sich, Heiko sterben zu lassen. Man fühlt sich als Kindsmörder, sagt der Vater. Wer lässt das zu, fragt er, dass das eigene Kind stirbt? Er habe nie hinhören wollen, wenn seine Frau und sein Sohn den Tod zum Thema hatten. Schon als Kind habe er den Gedanken ans Sterben nicht ertragen können. Ein Schock sei es gewesen, als er im Schauhaus die Leiche eines Ertrunkenen gesehen habe. Es sei stets schrecklich für ihn gewesen, kranke Katzen einschläfern zu lassen. Er habe den Tod immer verdrängt. Und jetzt wohnt er mit ihm in einem Haus.

Der Vater ist ein großer Mann, dessen Schlaksigkeit allmählich die Schwere und Träge des Alters annimmt. Weiße Haare umkränzen seinen kahlen Schädel. Er schläft in Heikos altem Jugendzimmer, wo in Kisten die Bücher und Ordner für die Ausbildung des Sohnes aufbewahrt sind, wo an der Wand die Fotos aus seiner Bundeswehrzeit hängen und im Schrank noch all seine Kleider, die er nie wieder tragen wird. Gelegentlich zieht nun der Vater die geliebten Sweatshirts des Sohnes an.

Ein lebender Leichnam sei sein Sohn, sagt der Vater. Es komme keine Reaktion, kein Erkennen, kein Lächeln. Und doch erzählt er ihm stets, wie Bayern und Dortmund gespielt haben. Manchmal scheint es dem Vater, als könne sich Heiko über sein Pulsoximeter mitteilen. Als würden Herzfrequenz und Sauerstoffsättigung steigen, sobald er den Raum betritt. Gibt es nicht Untersuchungen aus England, die gezeigt haben, dass Wachkomapatienten noch vieles mitbekommen?

Keiner weiß, sagt der Vater, in welcher Welt Heiko lebt.

Nachdem sein Sohn aus der Reha angeliefert wurde, "entlassen zur Pflege nach Hause", hob der Vater Lieblingshund Charlie hoch an das Pflegebett. Er sagte: Schau, da ist der Heiko wieder. Aber Charlie drehte den Kopf weg. Katze Lea hingegen springt gern auf das Bett und scheint sich bei Heikos starren Füßen wohlzufühlen.

Bis vor wenigen Monaten arbeitete der Vater beim Zoll als Abfertigungsleiter Ausfuhr im gehobenen Dienst. 45 Jahre lang hat er das Gesetz vertreten. Es gab immer klare Regeln, ein Richtig und ein Falsch, ein Legal und ein Illegal und manchmal einen kleinen Ermessensspielraum. Gefühle spielten keine Rolle.

Jetzt aber ist seine Lage äußerst unklar. Statt eines Gesetzes existiert in Deutschland in der Frage des Sterbens und Sterbenlassens eine Grauzone. Groß scheint das Ermessen. Jede Überlegung ist beladen mit Gefühlen.

Die künstliche Ernährung einzustellen, ist das aktiv oder passiv? Wenn Heiko dann allmählich verhungert, ist das ein natürlicher Tod oder eine Tötung? Ist Heiko ein Sterbender, der nur mit Hilfe von Technik am Leben gehalten wird? Oder ist er ein geistig und körperlich Behinderter, der Unterstützung braucht? Hat der Heiko von einst ein Recht auf seinen Tod? Oder hat der Heiko von heute, sein Körper, ein Recht auf Leben? Verwehrt man dem einen ein würdevolles Ende, oder beraubt man den anderen der Würde des Daseins?

Muss da nicht, fragt der Vater, eine Ethikkommission entscheiden? Ein Richter? Rechtfertigt Heikos Patientenverfügung überhaupt das Stoppen der Nahrungszufuhr? Er möchte, so unterschrieb Heiko damals, keine lebensverlängernden Maßnahmen, wenn es zu einem nicht behebbaren Ausfall lebenswichtiger Funktionen seines Körpers kommt, der zum Tod führt. Ist das Großhirn lebenswichtig? Die von der katholischen und evangelischen Kirche formulierte Verfügung enthält eine gewisse Tücke. Sie erlaubt das Sterben, wenn man stirbt. Situationen wie das Wachkoma erfasst sie nicht.

Darf Heiko sterben? Oder muss er leben? Darf er leben? Oder muss er sterben?

Tun Sie es nicht, warnte der katholische Priester die Eltern. Tun Sie es nicht.

Die Mutter sagt: Ich weiß, dass ich Heiko gehen lassen muss, aber ich würde mich dann auch umbringen. Er ist ja warm, wenn man ihn streichelt. Er ist mein Sohn! Die Mutter ist klein und kräftig. Ihre Haare trägt sie kurz und gesträhnt. Feine rote Äderchen

durchziehen ihre Wangen. Nach Heikos Unfall erlitt sie einen Hörsturz. Auch Riechen könne sie seitdem nicht mehr so gut, aber das erleichtere die Pflege. Sie sagt von sich: Ich bin ein hartes Leben gewohnt. Aufgewachsen ist sie auf einem Einödhof, ohne Strom und Telefon. Die Böden des Vaters waren wenig fruchtbar, er hielt ein paar Tiere, sie half im Stall. Sie lernte Krankenschwester in einer Zeit, in der Kliniken noch wie Kasernen geführt wurden. Sie zog die Kinder groß. Nun hat sie ihr großes Kind wieder.

Oft stehen Tränen in ihren Augen. Oft sagt sie: dieses Scheißleben. Niemals, sagt die Mutter, könne sie Heiko in ein Heim geben. Dort bekäme er keine Liebe, keine Aufmerksamkeit, niemand würde mit ihm sprechen. Sie hat die vielen wunden Stellen an seinem Körper gesehen, als er im Bett der Reha-Station lag. Dieses Leid wolle sie ihm ersparen. Heiko ist vollkommen hilflos, sagt sie. Hilfloser als ein Neugeborenes. Er könne nicht einmal schreien.

Die Mutter pflegt Heiko perfekt. Sie pumpt Sekret ab, sie cremt seine Haut ein, sie richtet die Dampfwolke des Inhalators auf die Trachealkanüle, um die Lunge zu befeuchten. Ein Arzt meinte, so könnte Heiko noch gut und gerne 20 Jahre leben. Der Gedanke machte die Mutter stolz, aber vor allem machte er ihr Angst. Was, wenn Heiko sie überlebt? Wie lange können wir das noch, fragt sie. Ich möchte nicht, dass er da bleibt, wenn wir nicht mehr sind.

Wie zwei Gefangene leben die Eltern in ihrem Haus. Gefangene ihrer Angst, ihrer Gefühle der Schuld und der Verantwortung. Als Gehilfen eines pflegebedürftigen Körpers, mit dem sie allein gelassen sind. Von den alten Freunden kommt Mitleid, aber wenig Unterstützung. Der Hausarzt macht keine Visiten mehr. Er sagt, es übersteige sein Budget. Auch Heikos Schwester meldet sich selten. Sie sei Lehrerin, sie habe selbst Kinder und ihr eigenes Leben, sagen die Eltern und nehmen ihre Tochter in Schutz, so wie Eltern ihre erwachsenen Kinder in Schutz nehmen vor ihrer heimlichen Sehnsucht nach mehr Nähe.

Nie unternimmt das Ehepaar etwas gemeinsam. Weil immer einer bei Heiko bleiben muss. Und weil ihnen ja unterwegs etwas zustoßen könnte. Die Eltern wagen auch nicht, Heiko in einen Rollstuhl zu schnallen und mit ihm einen Spaziergang zu unternehmen durch die Siedlung oder hinaus auf die Felder. Der Sohn ist schwer, sie bräuchten Hilfe, spätestens für die Treppen im Garten. Und die Leute würden gaffen. Ich würde auf sie losgehen, sagt die Mutter. Ich würde das nicht aushalten.

Nachts terrorisiert sie der Alarm. In einem schrillen Stakkato schlägt das Messgerät an, sobald Heikos Puls unter 45 Schläge oder seine Sauerstoffsättigung unter 85 Prozent fällt. Meist stehen die Eltern mehrmals auf, schütteln und rütteln ihren Sohn, betten ihn um oder nehmen ihm den Filter der Trachealkanüle ab, seine künstliche Nase. Oft scheint es der Mutter, als habe Heiko Schmerzen. Dann gibt sie ihm Valium, nur wenig, denn das Mittel könnte seine Lunge lähmen.

Ich glaube, dass der Zustand für ihn eine Qual ist, sagt die Mutter. Wir halten das seelisch nicht aus. Wir sind so im Zwiespalt. Und dann sagt sie: Das ist ja kein Leben mehr. Und sie lässt es offen, ob sie von Heiko oder von sich spricht.

Die schlimmste aller Ängste der Eltern ist, Heiko könnte tatsächlich noch einmal zu sich kommen. Er würde aufwachen, begreifen, wie es um ihn steht, und seinen Eltern vorwerfen: Warum habt ihr mich nicht sterben lassen?

Morgens kommt Hilfe, bezahlt von der Pflegekasse. Eine resolute Physiotherapeutin, ihren eigenen Bandscheibenvorfall ignorierend, beugt und streckt Heikos Arme und Beine, damit seine Gelenke nicht versteifen. Nach links, Heiko! Nach rechts! Bravo! Eine Krankenschwester wäscht ihn mit kräftigen, schnellen Bewegungen. Ihr Handy ist ihre Stechuhr. Abrechnen muss sie nach Minuten. Schließlich kommt Krankenschwester Claudia zum Haareschneiden. Im Salon ihres Vaters war Heiko schon als Kind ein Kunde. Zur Begrüßung fragt sie: Bist es noch Heiko, bist es noch? Und sie scherzt: Ein Dreitage-bart! Ein kleiner Rambo. Schaut doch verwegen aus. Die Mutter sagt: verwegen mit Windeln.

Als die Haare geschnitten sind, nach einem langen, anstrengenden Vormittag, scheint Heiko unruhig zu werden. Sein Körper beginnt zu zittern. Er kriegt einen Anfall, ruft die Mutter. Heiko, Heiko entspann dich, sagt die Krankenschwester und hält seine Arme fest. Der Vater drückt mit seinen Fingern auf zwei Punkte der Stirn, Akupressur, wie es ihm sein Sohn vor Jahren einmal beigebracht hat. Nervös schaut er auf das Messgerät. Heiko krampft, er vibriert, seine Haut wird blass. So stark können seine Spasmen werden, dass seine Sehnen reißen. Seine Atmung könnte aussetzen. Die Mutter greift nach dem Valium und träufelt ihrem Sohn ein wenig in den Mund. Heiko, es ist alles gut, sagt sie.

Gut, dass es vorbei ist, sagt die Krankenschwester nach einer Weile. Ja und nein, sagt die Mutter. Die Schwester schaut etwas irritiert und meint: Ich hätte den Arzt gerufen. Die Mutter entgegnet: Ich nicht. So weit bin ich. Dann wäre ich rausgegangen,beharrt die Schwester, und hätte ihn mit dem Handy geholt.

Die Eltern hoffen auf einen zweiten Schlag des Schicksals, auf eine höhere Macht. Auf eine Lungenentzündung vielleicht, an der Heiko sterben und die ihnen ihre unendlich schwere Entscheidung abnehmen würde. Auf einen zweiten, diesmal gnädigen Tod. Die Eltern würden in ein Loch fallen, den Mittelpunkt ihres Lebens verlieren. Aber sie könnten Abschied nehmen, und sie könnten vielleicht einen Traum verwirklichen, den sie hegten, als die Welt für sie noch in Ordnung war. Auf dem Gehöft, in dem die Mutter aufgewachsen ist, wollten sie einen Gnadenhof einrichten für alte Haus- und Nutztiere.

Ich wünsche mir, dass Heiko erlöst wird, sagt der Vater, dann sind auch wir erlöst.

4) Und plötzlich war er tot

Natalie und Josef Karl geben ihr 13 Monate altes Kind zu einer Tagesmutter. Vier Wochen geht alles gut, dann muss der kleine Christopher ins Krankenhaus. Bis zum nächsten Morgen hoffen die Eltern, dass ihr Sohn überlebt. Vergeblich.

Von Gabriela Herpell/Christoph Cadenbach, Süddeutsche Zeitung-Magazin,

13.08.2009

Es ist nur ein Moment, ein paar Sekunden vielleicht, in denen Alexandra S. ihr Leben entgleitet: Weil Christopher schreit, hebt sie ihn aus dem Reisebettchen. Dann schüttelt sie den Jungen. Zwei Mal. Christophers Kopf fliegt vor und zurück. Der Staatsanwalt im Münchner Landgericht demonstriert noch einmal die Armbewegung. Vor und zurück, "ruckartig und heftig". Dann sagt er: "Frau S., das Opfer war Ihnen völlig schutz- und wehrlos ausgeliefert. Würde man diesen Fall auf einen Erwachsenen übertragen, müsste ein vier Meter großer Riese einen Erwachsenen schütteln." Am Ende seines Plädoyers fordert der Staatsanwalt sechs Jahre Haft.

Alexandra S., Tagesmutter von Beruf, zwei eigene Töchter, alleinerziehend, steht regungslos da. Das dunkle Haar ist ihr seitlich ins Gesicht gefallen, ihre Augen starren, ohne etwas zu fixieren. Sie habe ein "ordentliches Leben" geführt und sei mit den anderen Kindern immer "vorbildlich umgegangen", argumentiert ihr Verteidiger. Auch habe sie sofort gestanden, den 14 Monate alten Jungen geschüttelt zu haben. Dann führen zwei Beamte Alexandra S. aus dem Saal. Morgen wird sie noch einmal hier stehen. Morgen werden auch die Eltern des toten Christopher da sein, Natalie und Josef Karl, um das Urteil des Richters zu hören.

September 2008

Die Karls

Warm liegt der Spätsommer an diesem Morgen über der Stadt, 25 Grad sollen es werden, ein schöner Tag für den Start in ein neues Leben. Natalie Karl wartet auf die Trambahn. Sie hat ein gutes Gefühl. Die Tagesmutter klang freundlich am Telefon. Nicht so "schroff" wie die anderen, die sie gar nicht erst ausreden ließen, sondern gleich sagten, sie hätten keinen Platz mehr frei. Seit Monaten hören Natalie und ihr Mann Josef nun diesen Satz. Bei elf Kinderkrippen haben sie gefragt, elf Absagen kassiert. Einige Erzieherinnen lachten sie regelrecht aus, dass sie sich erst jetzt, als Christopher schon auf der Welt war, um einen Platz bewarben. Doch nach über einem Jahr zu Hause möchte die 30-jährige Übersetzerin wieder unter Menschen kommen und Geld verdienen. In ihrer Wohnung in München-Harlaching ist kein Platz für ein

Kinderzimmer, die Karls wollen vielleicht eine Eigentumswohnung kaufen, weiterhin in den Urlaub fahren. Ein Einkommen reicht dafür nicht aus.

Josef, 34, arbeitet seit zehn Jahren als Diplomdesigner für einen Münchner Verlag. Er gestaltet Glückwunschkarten, auf einer sind Babyfüße zu sehen, Christophers Füße. Jeden Tag hat Josef ein Bild von seinem Sohn gemacht und die Fotos in einem Buch gesammelt. "Christopher war der Mittelpunkt unseres Lebens", sagt Josef, "wir wollten ihm alles bieten, perfekte Eltern sein." An der Haltestelle "Ostfriedhof" steigt Natalie aus der Trambahn. Das Jugendamt hatte ihnen erklärt, dass es in München nur für jedes vierte Kleinkind einen Betreuungsplatz gibt. Krippen seien am gefragtesten, sie sollten es bei einer Tagesmutter probieren. Die erste Zusage erhielten sie von Alexandra S., heute will Natalie sie kennenlernen. Vor ein paar Tagen war sie schon einmal in der Gegend, zusammen mit Josef und seinen Eltern. Sie wollten das Grab von Rudolph Moshammer besuchen. Während sie über den Ostfriedhof schlenderten, redete Josefs Vater über Leben und Tod und dass er mit seinen 71 Jahren wohl der Nächste sein werde, "der zur Ruhe kommt". Niemand konnte sich vorstellen, dass sie in vier Wochen den Jüngsten, Christopher, hier beerdigen müssten.

Alexandra S.

Alexandra zeigt Natalie ihre Wohnung. Im Zimmer ihrer jüngeren Tochter Mayra sitzen schon die anderen beiden Pflegekinder um einen kleinen Holztisch herum und essen Birnenschnitze, in der Küche riecht es bereits nach Mittagessen. Alexandra kocht immer morgens, damit sie möglichst viel Zeit mit den Kindern auf dem Spielplatz verbringen kann, erklärt sie Natalie. Mittags kämen sie dann schön hungrig und müde zurück und schliefen nach dem Essen auf kleinen Matratzen. Außerdem gebe es noch ein Reisebettchen, darin könne Christopher schlafen, weil er der Kleinste sei. Alexandra kennt die Sorgen der Eltern, wenn sie ihr Kind das erste Mal in fremde Obhut geben. Seit drei Jahren arbeitet sie als Tagesmutter und hat selbst zwei Töchter. Von den Vätern der beiden lebt sie getrennt. Patrizia ist zwölf, Mayra sechs Jahre alt. Nach einem anstrengenden Babyjahr, in dem Mayra ununterbrochen schrie, stellte sich heraus, dass sie an einer seltenen Form der Epilepsie leidet. Immer wieder musste Alexandra mit ihr ins Krankenhaus, damit die Ärzte die Medikamente richtig einstellen konnten. Früher hatte sie mal als Verkäuferin in einer Tankstelle, mal in einer Bäckerei gejobbt, sie war da nicht wählerisch, Hauptsache, eigenes Geld verdienen, doch als alleinerziehende Mutter konnte sie viele Stellen nicht mehr annehmen. Die Arbeit als Tagesmutter war die Lösung: Alexandra hatte gern kleine Kinder um sich, und sie würde sich jederzeit um ihre Töchter kümmern können.

Den Anforderungen des Münchner Ju-gendamts entsprechend absolvierte sie 115 Unterrichtsstunden zur Grund- und Aufbauqualifizierung. Ihre pädagogischen Fähigkeiten, ihre Belastbarkeit, ihre Sprachkenntnisse - alles wurde überprüft, auch ihre Wohnung. Die Zimmer ihrer beiden Töchter sind groß und mit Hochbetten und Sofas eingerichtet, Alexandras eigenes Schlafzimmer hat die Größe einer Kammer. Immer wenn sie es sich leisten konnte, ist sie mit Patrizia und Mayra in den Urlaub gefahren, erst Anfang August waren sie in der Türkei. Ein Foto zeigt Alexandra lachend am Strand. Zehn Monate später wird es in der Bild am Sonntag zu se-hen sein.

Die Eingewöhnung

Die ersten Tage schreit Christopher, sobald seine Mutter den Raum verlässt, doch an Alexandra, da ist Natalie sich sicher, liegt das nicht. Ihr gefällt die natürliche, selbstverständliche Art der Tagesmutter. Und Christopher ist es einfach nicht gewohnt, von seiner Mutter getrennt zu sein. Bisher ging das nur bei ihren Eltern gut, die sie im August in der Ukraine besuchte. Christopher schlief seelenruhig bei seinem Opa im Bett, der ihm abends Volkslieder vorsang. Einmal im Jahr kommen Natalies Eltern nach Deutschland. Ihre Tochter war mit 21 Jahren als Au-pair-Mädchen nach München gegangen, studierte dann Deutsch und Englisch am Fremdspracheninstitut, und als ihre Aufenthaltsgenehmigung auslief, heiratete sie Josef. Seine Eltern waren von "der Russin" anfangs nicht begeistert. Ihr jüngster Sohn hatte als einziges von drei Geschwistern Vohenstrauß in der Oberpfalz verlassen und war nach München zum Studieren gezogen. Eigentlich hätte er Pfarrer werden sollen.

Kennengelernt haben sich Josef und Natalie am 2. Februar 2002. Ein Freund hatte Josef die Telefonnummer und ein Foto von Natalie zugesteckt, Josef fackelte nicht lange: Er lud Natalie zu einem Spaziergang am Starnberger See ein, steckte sich eine Piccolo-Flasche Champagner in die Jacke, und als er sie am Bahnhof zum ersten Mal sah, war ihm klar: Das ist die Frau fürs Leben. Auf einer Parkbank am Wasser öffnete er den Champagner. "Den Korken bewahren wir auf und zeigen ihn unseren Kindern", sagte er zu ihr. Zwei Jahre später heirateten sie standesamtlich, 2005 holten sie die kirchliche Hochzeit nach. In einer Pferdekutsche fuhren sie nach der Trauung durch die Weinberge Südtirols. Am 16. Juli 2007 wurde ihr Sohn geboren. Sie nannten ihn Christopher, nach dem Schutzpatron der Piloten - Natalies Vater war Pilot. Außerdem sollte der Junge "einmal die Welt entdecken": wie Christopher Kolumbus.

Der Stress

"Alles ist gut", beruhigt Alexandra Natalie am Telefon. "Bleib ruhig noch ein bisschen fort." Christopher ist jetzt stundenweise allein bei ihr, er schreit viel, doch die Eingewöhnung eines neuen Kindes ist immer eine Prüfung, da die Kleinen sich an die fremden Regeln gewöhnen müssen, Alexandra weiß das. Nur fühlt sich die Tagesmutter in letzter Zeit gestresster vom Kochen, Windelnwechseln, Trösten und Spielen als sonst. Alexandra hat Ärger im Haus: Eine Nachbarin beschwert sich ständig über die Kinderwagen im Flur oder klopft mit dem Besenstiel an die Decke, wenn die Kinder Krach machen. Für Alexandra wäre es eine Katastrophe, die Wohnung zu verlieren. Gerade ihre Tochter Patrizia sagt immer, wie glücklich sie hier sei. Auch Mayra macht Alexandra Sorgen: Bis vor Kurzem schlief sie im Kindergarten über Mittag und hielt ihre Mutter dann bis 23 Uhr auf Trab. Nun schläft sie im Kindergarten nicht mehr, kehrt dafür aber müde nach Hause zurück. Wenn dann noch die Medikamente gegen Epilepsie auf ihre Stimmung drücken, wird es schwierig mit ihr. Sie kann sehr dickköpfig sein, "ein rechter Büffel", wie Alexandras Vater sagt. An den letzten Abenden ist Alexandra gegen acht ins Bett gefallen. "Weil ich einfach nichts mehr hören und nichts mehr sehen wollte", sagt sie später. Schon als junges Mädchen hat Alexandra gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Ihre Eltern trennten sich, da war sie sieben. Alexandra blieb mit ihrer älteren Halbschwester bei der Mutter im Münchner Stadtteil Au, doch es gab viel Streit. Die Schwester zog mit 18 aus, brach den Kontakt

zur Mutter ab, ein Jahr später holte sie Alexandra zu sich, die war damals zwölf. Mit 13 ging "die Alex" dann zum Vater, der in München als Dreher bei BMW arbeitete. Alexandra machte ihren Hauptschulabschluss, ließ sich zur Hotelfachfrau ausbilden. Mit 19 zog sie aus, mit 21 erzählte sie ihrer Halbschwester, dass sie schwanger sei, "ein Wunschkind", Patrizia, vom Vater trennte sie sich bald. Alexandra jobbte, ohne großes berufliches Ziel, kümmerte sich um ihre Tochter, wollte vor allem eine bessere Mutter sein, als die eigene es war. Auch Mayras Vater entpuppte sich dann nicht als der Richtige. Aber Alexandra war es gewohnt, allein zu kämpfen.

Im psychiatrischen Gutachten über Alexandra S., das vor Gericht verlesen wurde, heißt es: "Ihre Geradlinigkeit, ihre Offenheit, ihre empathischen Qualitäten sind gute Voraussetzungen für tragfähige zwischenmenschliche Beziehungen. Sie neigt aber zur Selbstüberschätzung."

Der letzte Morgen

An diesem Donnerstag wollen Natalie und Josef es noch einmal probieren. Gestern hatte Christopher zum ersten Mal bei der Tagesmutter über Mittag schlafen sollen, doch als Natalie ihren Sohn abholte, war er verheult und hing ihr müde im Arm. Er habe die ganze Zeit geschrien, erzählte Alexandra. "Warum hast du ihn nicht hochgenommen oder gestreichelt?", fragte Natalie verärgert. "Christopher muss lernen, allein zu schlafen", antwortete Alexandra. Abends hatten Natalie und Josef diskutiert, ob sie die Betreuung abbrechen sollten. Doch ihr Sohn war die ganze Woche anhänglich und weinerlich gewesen, wegen der Masernimpfung, die er bekommen hatte, also einigten sie sich darauf, den heutigen Tag abzuwarten. Um 6.30 Uhr steht Josef auf. Der Vater löffelt eine Schüssel Müsli zum Frühstück, der Sohn kriegt ein paar Honigkugeln ab. Als sich Josef von Christopher verabschiedet, krallt der sich an seiner Hose fest. "Als ob er mir sagen wollte: Bleib, Papa, ich will nicht zu dieser Frau", sagt Josef heute. Natalie zieht Christopher an: zum ersten Mal die dunkelblaue Latzhose. Groß sieht er darin aus, "nicht mehr wie ein Baby", denkt sie sich. Dann schiebt sie den Kinderwagen zur Tramhaltestelle, Linie 25, Richtung Ostfriedhof.

Der Kontrollverlust

Alexandra macht sich eine Tasse Tee, ihr ist kalt, den ganzen Morgen schon. Der Vortag steckt ihr in den Knochen. Heute hat um 5.40 Uhr der Wecker geklingelt. Sie hat geduscht, Brote mit Bärchenwurst und Gurke für die Töchter belegt, Mayra in den Kindergarten gebracht, Gemüse und Windeln eingekauft und sich zu Hause an den Kartoffelauflauf fürs Mittagessen gemacht. Um 9 Uhr ist Christopher gekommen. Er scheint ein bisschen wackelig auf den Beinen zu sein und möchte dauernd auf den Arm. Kurz überlegt Alexandra, ob er vielleicht krank wird, doch dann verputzt er ein großes Stück Kartoffelauflauf. Nach dem Essen legt sie ihn ins Reisebettchen. Und tatsächlich: Christopher schläft ein. Alexandra ist erleichtert. Um 12.30 Uhr ruft das Jugendamt bei ihr an. Alexandra hatte vorschriftsmäßig gemeldet, dass Christopher Eingewöhnungsprobleme hat. Nun sagt sie: "Es ist alles okay."

Um 13 Uhr wacht Christopher auf und weint. Alexandra geht ins Schlafzimmer, der Kleine nuckelt an seinen Fingern. Sie gibt ihm den Schnuller wieder. "Jetzt wird aber geschlafen", sagt sie und muss an die schlimmen Stunden von gestern denken. Kaum ist sie wieder in der Küche, brüllt Christopher wieder. Jetzt steht er in seinem Bettchen, sie

legt ihn hin, er sträubt sich und schreit. Alexandra packt ihn mit beiden Händen unter den Achseln, hebt ihn hoch und schüttelt ihn zwei Mal vor und zurück. Plötzlich ist er still, wie vor Schreck. Sie legt ihn zurück ins Bettchen.

Eine halbe Stunde später hört Alexandra ein Röcheln aus dem Kinderzimmer. Christopher hat sich übergeben. "Oh Gott, ich hab ihm das Genick gebrochen", ist ihr erster Gedanke. Aber dann sagt sie sich, das kann ja gar nicht sein, er ist doch schon so groß. Um 14.38 Uhr ruft sie den Notarzt an.

Die Angst

Als Natalie aus der Trambahn steigt, sieht sie den Krankenwagen und rennt los. Vor fünf Minuten hatte Alexandra sie auf dem Handy angerufen, Christopher gehe es nicht gut. Natalie war ohnehin auf dem Weg, hatte sich auch keine großen Sorgen gemacht, doch jetzt wird ihr übel vor Angst.

Christopher liegt im Kinderzimmer auf einer der Schlafmatten, die Hände und Füße zu Ballen verkrampft, die Augen geschlossen. Natalie küsst ihn auf die Stirn. Christopher reagiert nicht. Der Arzt spritzt ein krampflösendes Mittel, fragt Natalie, ob etwas vorgefallen sei. Die Masernimpfung ist das Einzige, was ihr einfällt. Sie schaut Alexandra an. Die Tagesmutter weint und schweigt.

Im Krankenwagen entspannt sich Christopher auf einmal. Er öffnet leicht die Augen, blickt seine Mutter an. "Komm, wach doch auf", sagt der Arzt. "Wach doch auf!" Dann beginnen erneut die Krämpfe. Die Ärzte im Klinikum Harlaching rätseln, ob es eine Gehirnhautentzündung sein kann. Immer wieder fragen sie Natalie, ob etwas passiert sei. Sie geht die vergangenen Tage, Wochen, Monate durch: nichts, außer der Masernimpfung und einer Mittelohrentzündung. Sie schaut Alexan- dra an, die mitgefahren ist. Die Tagesmutter weint und sagt: "Nichts, ich schwör's dir."

Gegen 16 Uhr kommt Josef. Er findet seinen Sohn mit einem Schlauch vor dem Mund, an eine Beatmungsmaschine angeschlossen. Kurze Zeit später wird das Kind zu Spezialis-ten ins Klinikum nach Schwabing verlegt. Die Ärzte wollen den Druck in seinem Kopf mit einer Sonde messen. Dazu müssen sie ein Loch in die Schädeldecke bohren, Christopher könnte danach behindert sein. Die Karls unterschreiben die Erlaubnis für den Eingriff.

Die Ärzte vermuten jetzt, dass Christopher an einem Schütteltrauma leidet. Wenn der Kopf eines Kleinkindes ruckartig hin und her schlägt, kann es zu Blutungen im Hirngewebe kommen. Das Gehirn schwillt an und drückt von innen gegen die Schädeldecke. Den Ärzten bleibt nichts anderes übrig, als die Schädeldecke abzunehmen, damit sich das Gehirn ausdehnen kann. Wieder unterschreiben die Karls die Erlaubnis. Und warten über Nacht. Als der Chefarzt am nächsten Morgen im schwarzen Hemd kommt, wissen sie, dass es nicht geholfen hat. Christopher muss noch 24 Stunden künstlich weiterversorgt werden, bis auch ein auswärtiger Mediziner den Hirntod feststellt. Am Samstag, den 27. September 2008, wird die Beatmungsmaschine abgeschaltet. Natalie hält ihren Sohn im Arm, die Ärzte haben ihm ein weißes Tuch auf den angeschwollenen Kopf geklebt. "Sein Körper wurde so schwer und steif", sagt Natalie später. "Ich wollte ihn nicht mehr hergeben."

Die Verhaftung

Am Montag, den 29. September, klingeln die Hauptkommissare Bastian und Fricke gegen 16 Uhr bei Alexandra S. Seit sie Donnerstagabend nach Hause gekommen ist, hat die Tagesmutter eine fürchterliche Ahnung. Im Internet hat sie den Begriff "Gehirnblutung" eingegeben und vor ihrem Kreuz in der Küche gebetet. Die Beamten sagen, das Kind sei möglicherweise aufgrund von Gewalteinwirkung zu Tode gekommen, und nehmen Alexandra fest. Es ist das letzte Mal, dass sie ihre beiden Töchter in ihrer Wohnung sieht.

Juni 2009

Das Landgericht München verurteilt Alexandra S. wegen Körperverletzung mit Todesfolge zu fünf Jahren Haft. "Es ist nachvollziehbar, dass Sie unter der Trennung von Ihren Kindern leiden", sagt der Richter. "Aber im Gegensatz zu den Karls werden sich Ihre Wünsche in absehbarer Zeit erfüllen."

Seit Alexandras Verhaftung leben Patrizia und Mayra getrennt bei ihren Vätern, ohne Mutter, wie Alexandra früher selbst. Ihr Anwalt hat gegen das Urteil Revision eingelegt, "damit sie länger in München in U-Haft bleiben kann". Wenn sie verlegt wird, ins Frauengefängnis nach Aichach, müssen die Töchter 70 Kilometer fahren, um ihre Mutter zu besuchen. Auch hat Alexandra Angst, dort als Kindsmörderin verschrien zu sein. "Natürlich kann man ihre Schuld nicht wegdiskutieren", sagt ihr Anwalt. "Es war menschliches Versagen. Sie wird ihr ganzes Leben darunter leiden." Natalie hatte auf eine höhere Strafe gehofft. "Die Tagesmutter wollte Christopher durch Gewalt disziplinieren", erklärt sie. Außerdem habe Alexandra im Krankenhaus nicht die Wahrheit gesagt. Seit Christophers Tod fühlen sich die Karls wie rausgeworfen aus ihrer alten Welt. Sie sind nach Grünwald gezogen, um nicht ständig an ihren Sohn erinnert zu werden. Seine Spielsachen nahmen sie dennoch mit. Den Kontakt zu ihren Freunden haben sie abgebrochen, weil sie es nicht ertragen können, sie mit ihren Kindern zu sehen. "Wir gehören jetzt zu unterschiedlichen Gemeinschaften", sagt Natalie, "sie zu den Glücklichen, wir zu den Leidenden." Manche Menschen machen Natalie auch Vorwürfe: "Musstest du dein Kind abgeben?", fragen sie. "Dann fühle ich mich schuldig, dabei habe ich nichts Böses getan."

Ihr Mann Josef wusste zuerst nicht, was er anstelle Christophers fotografieren sollte, und machte Bilder vom Himmel. E-Mails unterschreibt er mit "Josef Karl inkl. Schutzengel Christopher". Sein Glaube gebe ihm Kraft, sagt Josef. Doch immer wenn er versuche, wie früher Späße zu machen, fühle er sich schlecht. Während des Prozesses hatte Josef auf mehr als die 10 000 Euro Schmerzensgeld gehofft, damit sie es "zumindest pekuniär leichter haben". Die Karls müssen ihre neue Eigentumswohnung abbezahlen. In einem Brief hat sich Alexandra bei den Karls entschuldigt und darum gebeten, später Christophers Grab besuchen zu dürfen. Im Gefängnis putzt sie den ganzen Tag, um müde zu werden. Manchmal träumt sie, dass sie Christopher im Kinderwagen schiebt. Sie wacht auf, wenn sie schreit: "Seht, er lebt! Es geht ihm gut." Die Karls haben den Brief noch nicht beantwortet. Natalie ist im achten Monat schwanger, die Karls bekommen wieder einen Sohn, in Grünwald haben sie sich bereits nach Krippenplätzen umgesehen, einer Tagesmutter wollen sie nicht mehr vertrauen.

Die meisten Ehen würden an einer Tragödie, wie sie sie erlebt haben, zerbrechen, haben Psychologen ihnen gesagt. Die Karls hoffen, dass das neue Kind es schafft, sie zusammenzuhalten. Sie überlegen, ob sie ihren Sohn Christopher nennen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

5) Schlaf, Kindchen, schlaf

Claudie Hartwieg galt in München als ausgezeichnete Tagesmutter. Bis ein schrecklicher Verdacht aufkam.

Von Eva Corino, Berliner Zeitung, 24.01.2009

Sie sieht alles noch genau vor sich; das eingefrorene Lächeln, mit dem Claudie Hartwieg die Tür geöffnet und Sven* in Empfang genommen hat, die Art, wie sie ihn an den Schultern nahm und sanft, aber bestimmt ins Innere des Hauses bugsierte, die Tür, die sich öffnete und schloss. Wenn sie an dem Haus vorbeifährt, jagt es ihr einen Schauer über den Rücken. Und wenn ein französisches Lied im Autoradio kommt, würgt sie den Motor ab. Es ist vier Jahre her, und es ist immer noch nicht vorbei.

Claudie Hartwieg war eine Tagesmutter. Französin, eine Grande Dame, die im Chor sang und Klavier spielte. Sie hatte ein Haus mit sieben Zimmern und einen weitläufigen Garten. Sie sprach gern davon, dass sie die Kinder nicht wegen des Geldes betreue, sondern aus Idealismus.

Ach, wissen Sie, Frau Trösken. Ich hätte es gar nicht nötig, als Tagesmutter zu arbeiten. Aber es macht mir einfach Spaß, das kreative Potenzial in diesen kleinen Menschen zu wecken und ihnen in dieser schnelllebigen Zeit ein bisschen quality time zu geben.

Es war genau das, was eine junge Mutter wie Nga Trösken hören wollte. Mit 18 hatte sie ihr erstes Kind bekommen, nebenbei das Abitur gemacht, dann angefangen, Wirtschaftswissenschaften zu studieren. Sie lernte gerade für das Vordiplom, als ihr Sohn seine erste Tagesmutter verlor. Das Jugendamt hatte ihr die Pflege-Erlaubnis entzogen, weil sie während der Arbeitszeit trank. Für den damals 18 Monate alten Sven einen Krippenplatz zu finden, war in München vollkommen aussichtslos. Das Jugendamt empfahl ihr Claudie Hartwieg. Die Toptagesmutter. Zehn Jahre Erfahrung und zufriedene Eltern aus den besten Kreisen, promovierte Juristinnen, Professoren und Chefärzte.

Am Telefon war Hartwieg kurz angebunden, sie müsse sich jetzt um ihre kleine Spielbande kümmern - aber am Abend zog Nga Trösken einen imposanten Lebenslauf aus dem Faxgerät.

Demnach besaß Madame Hartwieg humanistische Bildung, war Mathematiklehrerin und hatte in Lothringen ein Knabenkonvikt geleitet, bevor sie in den Achtzigerjahren der Liebe wegen nach München kam. Sie heiratete Jürgen Hartwieg und bekam drei Kinder, die sie auf französische Internate schickte.

Warum wird so jemand Tagesmutter?, dachte Nga Trösken.

Im Fax lag auch ein Speiseplan. Bei Claudie Hartwieg gab es jeden Tag ein Drei-Gänge-Menü. Zum Beispiel: Brokkolicremesuppe. Tarte au boeuf (Rinderbraten, Tomaten und Petersilie auf Mürbteig, mit Emmentaler überbacken). Orangencreme.

Ein idyllischer Tagesablauf ergänzte das Paket: Bis 8 Uhr 30 freies Spielen mit klassischer Musik im Hintergrund. Es werden ohne Muss Kinderbücher (deutsch-französisch) angeschaut, gebaut, von mir gesungen. Bis 9 Uhr zweites Frühstück. In der Adventszeit frühstücken wir nur mit Kerzenbeleuchtung und hören dabei Weihnachtsmusik an (Bach Oratorium) Von ca. 9 Uhr 20 gehen wir für eine Stunde raus (Spaziergang oder im Garten). Draußen wird auf die Natur, Blumen, Farben geachtet, Ballspiele, Gymnastik gemacht. Beim Spazieren gehen wird die Hand gegeben, an dem Zwillingsbuggy festgehalten.

Nachdem wir uns die Hände gewaschen haben und jedes Kind seine Schuhe schön aufgeräumt hat, lese ich etwas vor. Anschließend stimme ich ein Lied mit der Flöte an und lasse die Kinder das Lied erraten. Um ca. 11 Uhr lege ich die Kinder hin. Jedes Kind begleitet das andere in sein Schlafzimmer, wünscht ihm einen guten Schlaf, streichelt es am Kopf. Das neue Kind wird zuletzt ins Bett gebracht, denn es schreit vielleicht gerne! Chut, leise, die Claudie ist da. Ich habe dich ganz lieb. Du bist nicht allein. Dann bleibe ich an der Tür, bis es einschläft. Nach dem Aufwachen wartet das Essen ...

An einem Montag im Oktober wurde Nga Trösken zum Besichtigungstermin eingeladen. Das Haus in der Breitbrunner Straße war lichtdurchflutet, gediegen eingerichtet und penibel aufgeräumt. Keine Legokiste war ausgekippt, keine Murmel lag auf dem Boden. Nga Trösken nahm auf dem Sofa Platz, Sven saß auf ihrem Schoß, und Madame Hartwieg ließ ihren Charme spielen: Sie machte ihrer Kundin, die aus Vietnam kommt, Komplimente für ihr gutes Deutsch, hatte selbst gut deutsch gelernt, sprach aber mit einem starken französischen Akzent.

Claudie Hartwieg war keine Frau der praktischen Fleecejacken. Sie trug Make-up und hohe Absätze, ein Chanelkostüm mit taillierter Jacke und engem Rock. Wird das nicht sofort bekleckert? dachte Trösken.

Wie sie es eigentlich schaffe, neben der anstrengenden Tagesbetreuung all diese raffinierten Gerichte zu zaubern?, fragte Trösken. Claudie Hartwieg lächelte geschmeichelt: Ich stehe schon um fünf Uhr auf, um alles vorzubereiten.

Sie sei 46 Jahre alt, erzählte sie und seit 1996 Witwe. Ihr Mann sei nach langer Krebskrankheit gestorben, sie habe ihn bis zum Tod gepflegt. Nga Trösken, die Frau Hartwieg bisher für eine eher kühle Person gehalten hatte, sah, wie sie mit den Tränen kämpfte und war nun fast restlos überzeugt, dass ihr Sohn hier gut aufgehoben sein würde.

Drei andere Kinder waren an diesem Vormittag anwesend. Sie waren erstaunlich brav. Ein Baby schlief im Kinderwagen, ein 18 Monate altes Mädchen nuckelte an seiner Trinkflasche, ein Dreijähriger saß mit seinem Stoffhasen reglos in der Ecke und schaute vor sich hin.

Mein Sohn ist auch friedlich veranlagt, aber eine Stunde sitzt der Ihnen nicht herum, sagte Nga Trösken. Madame Hartwieg winkte ab: Ich mache viel Musiktherapie. Das läuft sehr gut.

Am 8. Oktober 2004 begann Svens Eingewöhnungszeit. Seine Mutter begleitete ihn an fünf Tagen für eine knappe Stunde. Dann wagte sie den Aufbruch, fuhr mit klopfendem Herzen nach Hause. Kaum war sie zu Hause an ihrem Schreibtisch, begrüßte ihre Tagesmutti Claudie sie mit einem fürsorglichen Anruf: Alles in Ordnung! Sven hat nur kurz geweint, ist sehr vertieft in sein Spiel. Falls etwas sein sollte, melde ich mich noch einmal.

Danach beschloss Nga Trösken, Sven sogar ganztags zu Frau Hartwieg zu schicken. Die Klausuren rückten näher. Die Studentin fuhr jeden Morgen in die Bibliothek, mit gutem Gewissen, sie wusste ihren Sohn ja in besten Händen.

Ein paar merkwürdige Regeln gab es. Als sie morgens ihren Sohn einmal fünf Minuten zu spät abgab, drohte Frau Hartwieg damit, Svens Platz anderweitig zu vergeben. Nga Trösken versprach, das werde nicht wieder vorkommen. Ein anderes Mal klammerte ihr Sohn; sie wäre gerne noch ins Haus gegangen, um ihm ein Bilderbuch vorzulesen. Aber Frau Hartwieg bestand darauf, dass sie Sven an der Tür verabschiedete. So wie immer. Glauben Sie mir, das Kind löst sich leichter von Ihnen!, erklärte Frau Hartwieg. Und Sie bringen keine Unruhe in meine Gruppe!

In den ersten Adventstagen begann Sven sich zu verändern. Wenn die Mutter ihn abholte, war er etwas wackelig auf den Beinen, schlief im Auto sofort wieder ein. Wenn Nga Trösken ihn zum Abendessen wachrüttelte, verschlang er nach drei Krapfen noch zwei Bananen, leerte die Milchflasche in einem Zug. Wahrscheinlich ist das Programm so anstrengend, sagte der Vater.

Mitte Dezember verschlimmerte sich der Zustand: Sven konnte abends nicht mehr einschlafen. Immer, wenn die Eltern das Licht in seinem Zimmer ausknipsen wollten, fing er an zu schreien. Dann weinte er bis vier Uhr morgens, und niemand konnte ihn beruhigen.

Der Kleine zahnt!, sagte der Schwiegervater. Das ist nur eine Phase!, erklärte die Nachbarin. Nga Trösken schrieb die ersten Klausuren und nahm sich vor, ihren Sohn in den Weihnachtsferien mit Aufmerksamkeit zu überschütten.

Aber an den Feiertagen wurde sein Geschrei noch hysterischer. Und an Silvester hörte der Junge plötzlich auf zu sprechen. Er starrte die Eltern nur mit großen Augen an, sagte weder Mama noch Papa.

Die Eltern waren sicher, dass in Sven etwas aus den Fugen geraten war. Im Januar schickten sie ihn für zwei Wochen zu Verwandten nach Berlin. Dort wurde es besser. Er schlief wieder normal. Aber kaum war er zurück in München, zurück im Alltag, ging es ihm wieder schlechter.

Am 17. Februar 2005 holte Nga Trösken ihren Sohn wie jeden Mittwoch schon um 15 Uhr und nicht um 16 Uhr ab. Claudie Hartwieg wusste das, aber sie muss es vergessen haben und wurde ganz nervös, als Nga Trösken vor der Tür stand. Warten Sie einen Augenblick, ich muss Sven noch wickeln, sagte die Tagesmutter.

Ich erledige das.

Nein, ich kann ihnen doch kein schmutziges Kind übergeben!

Na meinetwegen, wickeln Sie ihn!, sagte die Mutter.

Zwanzig Minuten ließ Madame Nga Trösken im Nieselregen auf der Treppe stehen. Als Hartwieg ihr Sven schließlich in den Arm drückte, war eine Schlaffalte in seinem Gesicht.

Hat er bis eben geschlafen?

Nein. Er hat gespielt.

Da wusste Nga Trösken, dass Frau Hartwieg lügt. Warum? dachte sie. Schlaf ist doch nichts Anstößiges, oder?

Im Auto war Sven nicht ansprechbar. Wahrscheinlich bekommt er Drogen, sagte der Vater halb im Scherz.

Nga Trösken wandte sich an zwei entfernte Bekannte, die ihre Töchter früher auch zu Frau Hartwieg gebracht hatten. Beide berichteten, dass die Mädchen am Nachmittag viel schliefen, sehr hungrig und durstig wirkten - und dass sie sich nach dem Abholen in der Breitbrunner Straße manchmal erbrechen mussten.

Ist euch eigentlich aufgefallen, dass der Minivan von Frau Hartwieg morgens an einer etwas anderen Stelle steht als nachmittags?

Lässt sie die Kinder im Haus allein?

Einmal telefonierte ich mit Frau Hartwieg um 11 Uhr vormittags. Sie sagte, sie sei gerade bei der Bank gewesen, und könne keine Überweisung von mir feststellen. Nach einer Pause fügte sie hinzu, dass sie für den Bankgang natürlich eine Vertretung habe.

Entgegen allen Beteuerungen hat sie mit meinem Kind sicher nie einen Spaziergang gemacht.

Lenas Schuhe waren beim Abholen immer noch genauso geknotet wie beim Hinbringen.

Und kein Klümpchen Erde klebte an den Sohlen.

Lena konnte mir nie die Namen ihrer Spielkameraden sagen.

Marie meinte: Die ganzen Babys bei Frau Hartwieg, die schlafen immer. Da habe ich gestutzt: Wieso die ganzen?

Ich wollte das Zimmer im ersten Stock besichtigen, wo Lena ihren Mittagsschlaf machte. Frau Hartwieg sagte, sie müsse den Tag zielstrebig beginnen.

Ein Nachbar sagte, er hätte ein Schluchzen im Keller gehört.

Manchmal hatte Lena so kleine Salzkrusten an den Augen. Als hätte sie stundenlang auf dem Rücken gelegen und geweint.

Am 18. Februar rief Nga Trösken bei Frau Hartwieg an, und sagte, dass Sven heute nicht käme. Anschließend fuhr sie mit ihrem Sohn zur Haunerschen Kinderklinik und erzählte von ihrem Verdacht. Die diensthabende Schwester wollte sie abwimmeln. Die Mutter blieb hartnäckig. Was soll ich denn in den Aufnahmebericht schreiben?, fragte die Schwester: Vergiftung durch Tagesmutter?

Bald kamen mehrere Ärzte ins Behandlungszimmer, die den Jungen eingehend untersuchten. Sie fanden nichts. Auch die Blutwerte waren normal. Nga Trösken forderte eine Haaranalyse, da man Drogen im Blut nur 24 Stunden lang nachweisen kann. Bei einem kleinen Kind?, fragte der Oberarzt erstaunt. Acht Haarbüschel schnitt er von Svens Kopf und schickte sie an das Labor der Rechtsmedizin.

Als Nga aus der Klinik kam, stand ein selbstgebackener Kuchen auf ihrem Küchentisch. Neben dem Teller lag eine Karte: Heute wollte ich mit Sven einen Kuchen backen. Das hatte ich ihm versprochen. Weil er nicht kommen konnte, habe ich heute für Sven einen Kuchen gebacken. Ich hoffe, er schmeckt ihm. Bon Appetit! wünscht eure Tagesmutti Claudie.

Ngas Trösken starrte den Kuchen an. Als Sven ihn probieren wollte, warf sie ihn samt Karte und Glasteller in den Mülleimer.

Sie rief das Jugendamt an, mehrere Male, aber sie erreichte immer nur den Anrufbeantworter. Drei Tage später kam der Rückruf, mit der Bitte, die verdächtigen Beobachtungen schriftlich zusammenzufassen.

Hier sind Kinder in Gefahr! Die Eltern müssen sofort alarmiert werden!, sagte Nga Trösken.

Ohne Beweise geht das nicht. Wir müssen den Dienstweg einhalten, antwortete die Mitarbeiterin vom Jugendamt.

Am Dienstag, den 22. Februar 2005, warf Nga Trösken die fristlose Kündigung von Svens Vertrag in Hartwiegs Briefkasten. Am gleichen Tag bat das Jugendamt die Tagesmutter um einen Gesprächstermin. Claudie Hartwieg war in heller Aufregung. Drei Tage lang rief sie im Hause Trösken an. Was habe ich denn falsch gemacht?, fragte sie.

Eltern erzählte sie, dass eine Mutter, Frau Trösken, Probleme mit ihrem Sohn habe und nun alles auf sie schieben wolle. Viele Eltern versprachen, Frau Hartwieg zu unterstützen.

Am Freitag, den 25. Februar, wurde Hartwieg im Jugendamt mit den Vorwürfen konfrontiert: Sie stritt alles ab. Anschließend rief sie bei Nga Trösken an: Ich kann Sie jetzt sehr gut verstehen, sagte Hartwieg. Ihre Stimme klang sehr nett, fast entspannt. Ich wünsche Ihnen alles Gute!, sagte Frau Hartwieg noch. Dann legte sie auf.

Am Dienstag, den 29. Februar bekam Nga Trösken einen Anruf vom Jugendamt. Ihr wurde mitgeteilt, dass Claudie Hartwieg sich Samstagnacht mit einer Überdosis Beruhigungstabletten das Leben genommen habe. Auf dem Küchentisch habe die fristlose Kündigung von Svens Vertrag gelegen.

Zu dieser Zeit war das Haus in der Breitbrunner Straße bereits versiegelt. An der Tür hing ein Zettel: Wenden Sie sich ans Jugendamt!

Ein paar Tage später erschien in der Süddeutschen Zeitung eine Todesanzeige: "Deine Stimme, die uns vertraut war, schweigt/Der Mensch, der für uns da war, ist nicht mehr./Du fehlst uns/Was bleibt, sind Erinnerungen, die uns niemand nehmen kann."

"Was ein Mensch an Gutem/in die Welt hinausgibt,/ geht nicht verloren." (Albert Schweitzer) Claudie Hartwieg - Du bleibst für immer in unseren Herzen!" Darunter die Namen von 17 Tageskindern.

Am Mittwoch, den 2. März wurde Claudie Hartwieg beerdigt. Auf dem Waldfriedhof am Lorettoplatz hatte sich eine Schar dankbarer Eltern versammelt. Der katholische Priester, der Hartwieg aus seiner Gemeindearbeit kannte, stand am Sarg.

Claudie Hartwieg wollte mehr sein, als sie war, sagte er. Zum Abitur hat es nicht gereicht. Als Siebzehnjährige kam sie als mittelloses Mädchen nach München und suchte Anschluss in unserer Gemeinde. Sie verschwand so rätselhaft wie sie gekommen war. Zwanzig Jahre später tauchte sie wieder auf mit ihrer Familie, die in einer Hochhaussiedlung am Stadtrand lebte. Ihr Mann war ein kleiner Versicherungsangestellter. Er litt an Depressionen, im Jahr 1996 warf er sich vor den Zug. Das war ein Schicksalsschlag für Claudie Hartwieg. Aber danach ging es bergauf, sie brachte es zu bürgerlichem Wohlstand. Mir ist bis heute schleierhaft, sagte der Pfarrer, wo sie das viele Geld hergenommen hat.

Die Trauergäste sahen sich fragend an. So eine Rede hatten sie nicht erwartet. Hartwiegs Kinder verließen vorzeitig das Gelände.

Am 9. März 2005 schickte die Haunersche Kinderklinik das Ergebnis der Haaranalyse: Sven hatte Medikamente bekommen - Amitryptylin und Diphenhydramin - und zwar hochdosiert über einen längeren Zeitraum. Diphenhydramin ist ein Schlafmittel, Amitryptilin ein beruhigendes Antidepressivum. Zu den Nebenwirkungen zählen Mundtrockenheit, Erbrechen, Zittern, wackeliges Gehen, Harnstau, Krampfanfälle und Herzrhythmusstörungen bis hin zum Herzstillstand.

Obwohl die Medikamente keine Sucht erzeugen, können entzugsähnliche Symptome auftreten: Aggression, Angstträume und Panikattacken. Jetzt wusste Nga Trösken, warum Sven in den Weihnachtsferien so hysterisch geschrien hatte. Er war auf Entzug.

Mit diesem Beweis ging Trösken zur Polizei, um Claudie Hartwieg anzuzeigen. Als die Polizistin erfuhr, dass die Frau, die angezeigt werden sollte, sich umgebracht hatte, verlor sie schlagartig das Interesse: Tut mir leid! Gegen eine Tote ermitteln wir nicht!

Drei Stunden später bekam Nga Trösken einen Anruf von einem Kommissar namens Wagner. Die Ermittlung begann.

Bei der Hausdurchsuchung fand man im Keller eine große Anzahl von Kinderbetten. Man fand die laufenden Verträge (30 Tageskinder pro Woche, bis zu 20 Kinder am Tag!) und ein Rezept für das Antidepressivum Amitryptilin - ausgestellt auf die Patientin Claudie Hartwieg - sowie 6 000 Tabletten, das Zehnfache der normalen Jahresdosis.

Das kriminelle System der Claudie Hartwieg nahm allmählich Gestalt an. Jede normale Tagesmutter weiß, wie ungeheuer anstrengend die Betreuung von Kleinkindern ist. Und es kann sein, dass Hartwieg diesen Anstrengungen irgendwann nicht mehr gewachsen war. Erst hat sie den Kindern eine Tablette verabreicht, dann zwei, dann viele - langsam wurde aus der Not ein Geschäftsmodell.

Anhand der Verträge konnte die Polizei errechnen, dass sie über rund 10 000 Euro im Monat verfügte. Aber sie hatte auch gewaltige Ausgaben: Für die Miete, die

Renovierung des Hauses, das neue Auto, die vornehmen Internate ihrer Kinder. Drei Mal im Jahr fuhr sie in Urlaub, machte Tauchkurse in Ägypten und Safaris in Afrika.

Eine Hauslehrerin der Familie sagte den Ermittlern, dass Hartwieg ihre eigenen Kinder unter extremen Leistungsdruck gesetzt hat. Sie mussten gute Noten haben, Geige spielen und Lateinunterricht nehmen. Ganz offensichtlich wollte Hartwieg zu der großbürgerlichen Schicht gehören, die sie als Tagesmutter bediente. Sie hat Nga Trösken immer wieder aufgezählt, wer alles zu ihren Kunden gehörte: die Tochter von diesem berühmten Narkosearzt, der Sohn von jenem anerkannten Rechtsanwalt. Nga Trösken hat das anfangs sehr beeindruckt. Sie war als Flüchtlingskind aufgewachsen, ihre alleinerziehende Mutter stand bei Siemens am Fließband.

Am 11. März 2005 standen die ersten Reporter vor Tröskens Tür. Alarmiert von ihren Zeitungsartikeln, meldeten sich etwa 70 Eltern bei der Polizei. Etwa 50 kamen zu dem Informationsabend, den Nga Trösken organisierte.

Ach, Sie sind die arme Mutter, deren Kind ruhig gestellt wurde!, sagte ein Vater zur Begrüßung.

Er hoffte, ihr Sohn sei eine traurige Ausnahme. Aber bald zeigte sich, dass Claudie Hartwieg ihre Tageskinder systematisch ruhig gestellt hatte. Und zwar seit dem Jahr 2000, als sie in die Villa umgezogen war. Von 50 weiteren Haarproben waren 50 positiv. Auch Locken, die aus verstaubten Tagebüchern gelöst wurden, wiesen Rückstände von Amitriptilin auf.

Selbst skeptische Eltern mussten lernen, die Leiden ihrer Kinder als Nebenwirkungen zu lesen: Erbrechen, Zittern, wackeliges Gehen. Für viele war das ein Schock. Männer machten ihren Frauen Vorwürfe. Frauen ihren Männern. Ehen gerieten ins Schleudern. Mehrere Mütter ließen sich monatelang krank schreiben, wollten nie mehr arbeiten gehen und ihre Kinder anderen Menschen überlassen.

Nga Trösken wurde zur zentralen Figur in der wachsenden Gemeinde von Hartwieg-Opfern. Dutzendweise riefen Mütter an, erzählten ihre Leidensgeschichten. Nga hörte genau zu und schnell verstand sie, warum das kriminelle System von Claudie Hartwieg so lange funktionieren konnte.

Die Tagesmutter hatte den Austausch zwischen Eltern geschickt unterbunden. Sie mussten hintereinander, in Zeitfenstern von 15 Minuten, antreten, um ihren Nachwuchs zu bringen und abzuholen. Sie wurden an der Haustür abgefertigt und trafen sich nur, wenn sie zu spät kamen. Babys wurden im Autositz geliefert und gleich angeschnallt in den Keller getragen. Die Tabletten wurden zerstoßen und wahrscheinlich in den Apfelsaft gemischt, den es zum Frühstück gab. Fast alle Eltern hatten seltsame Dinge beobachtet, aber nicht die nötigen Schlussfolgerungen gezogen. Fast alle waren beruflich so unter Druck, dass sie Hartwiegs virtuosen Ausreden glauben wollten. Beim Abholen schwärmte sie in höchsten Tönen von den Fortschritten der Kinder, band die Mütter in intensive Gespräche ein. Die Kinder misstrauischer Eltern kamen in den Genuss von kostenlosen Wochenendausflügen in Museen und Freizeitparks. Sie durften Erdbeermarmelade kochen und die Einmachgläser mit nach Hause nehmen. Oh, bonne maman!

Die Tagesmutter hatte auch ein ganz bestimmtes Beuteschema entwickelt. Hartwieg suchte nach unerfahrenen Müttern mit dem ersten Kind - die sie leicht täuschen und für

die sie die Rolle der erfahrenen Ratgeberin spielen konnte. Ehrgeizige Akademikerinnen, die nach Schwangerschaft und Geburt schnell wieder in den Beruf zurückkehren wollten. Außerdem hatte sie sich auf sehr kleine Kinder spezialisiert, die noch nicht richtig sprechen und nicht erklären konnten, dass Frau Hartwieg sie anbrüllte. Dass sie keine Drei-Gänge-Menüs bekamen, sondern nur eine Stange Weißbrot, die sie im Stehen essen mussten. Dass sie nicht in den Garten gehen durften, nicht toben, nicht rennen, nicht spielen.

Im Juli 2005 wurde eine Elterntherapiegruppe eingerichtet - von Dr. Karl-Heinz Brisch, Psychotherapeut an der Haunerschen Kinderklinik in München. Durch seine Arbeit wurden die Mütter soweit stabilisiert, dass sie die Traumatherapie ihrer Kinder begleiten konnten. Viele hatten Entwicklungsstörungen, waren in ihren sprachlichen und motorischen Fähigkeiten weit hinter ihren Altersgenossen zurück. Manche konnten mit zwei Jahren noch nicht laufen, wie auch, wenn sie den ganzen Tag im Gitterbett lagen.

Zehn Mütter, die sich in der Therapie begegnet sind, treffen sich heute noch regelmäßig. Sie spekulieren über die Motive von Claudie Hartwieg. Sie vergleichen die Entwicklung ihrer Kinder. Die einen konnten die verlorene Zeit aufholen. Die anderen kämpfen bis zum heutigen Tag mit Lernstörungen und Verhaltensauffälligkeiten. Ein Junge beißt sich stundenlang auf die Fingerkuppen. Ein Mädchen schlägt jeden Abend mit dem Kopf gegen die Wand.

Am 16. Oktober 2006 wurde Nga Trösken die Verdienstmedaille des Freistaates Bayern für besondere Zivilcourage verliehen. Die Laudatio hielt Günther Beckstein. Er lobte, wie unerschrocken sich Nga Trösken im Fall Hartwieg durch die Instanzen kämpfte. Die Preisträgerin nutzte ihre Dankesrede, um die Fahrlässigkeit des Jugendamtes anzuprangern. Derzeit gründet sie einen Verein, der sich für höhere Qualitätsstandards bei Tagesmüttern einsetzt. Und für strengere Kontrollen.

---

* Die Namen der Kinder wurden geändert. Der Artikel beruht auf Gesprächen mit fünf der betroffenen Familien.

6) Der ewige Augenblick

Aus verschmähter Liebe übergoss ein Student die Iranerin Amene Bahrami mit Säure. Ein Teheraner Gericht sprach dem blinden Opfer das Recht zu, den Täter selbst zu blenden. Nun wartet sie auf die Vollstreckung - und im Land entbrennt ein neuer Kulturkampf

Von Fiona Ehlers, DER SPIEGEL, 8.6.2009

Es wird ein Tag sein, wie alle ihre Tage waren, seit fünf Jahren. Es wird diesen kurzen, glücklichen Moment nach dem Aufwachen geben, wenn sie die Augen aufschlagen will, wenn sie glaubt, dass alles wie früher sei. Aber die Dunkelheit weicht nicht, eine kurze Panik, ein Gefühl von Verzweiflung, dann wird sie wieder wissen, was zu tun ist.

Sie wird nach dem schwarzen Umhang tasten und dem Kopftuch. Ein Taxi wird sie ins Gefängnis fahren am Rande der Stadt. Man wird sie an sein Bett führen. Sie wird sein Gesicht ertasten, mit ruhiger Hand die Pipette halten. Sie wird ihn nicht sehen können, wie er vor ihr liegt, festgeschnallt, betäubt, machtlos. Ob er leidet, wie sich die Säure in seine Netzhaut frisst, ob er doch etwas spürt und zuckt und strampelt. Sein Anblick wird ihr erspart bleiben, sie glaubt, das werde ihr die Tat erleichtern.

Am Ende des Tages wird sie ihr Buch vollenden, an dem sie seit Monaten arbeitet. Ein Buch über das verwüstete Leben der Amene Bahrami. Blinde, Rächerin, erst Opfer, dann Vollstreckerin. Das letzte Kapitel ist noch ungeschrieben, es soll im Buch ganz am Anfang stehen.

Wenn sich Amene Bahrami den Tag ihrer Rache ausmalt, huscht ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht. Es ist das Lächeln in einer Fratze. Es wächst kein Haar mehr in diesem Gesicht, die Haut ist bleich und zum Reißen gespannt. Wie Kletterpflanzen an einer Hauswand im Winter ziehen sich wulstige Narben über die Stirn, die Wangen, das Kinn, den Hals. Dort, wo früher dunkle Augen unter sanft geschwungenen Brauen lagen, klaffen jetzt Höhlen. Das linke Auge ist zugewachsen mit Narbenhaut, das rechte ist aus Glas.

Tausende Male hat Amene diesen Tag im Geiste geprobt, Tausende Male ihre eigenen Lider mit den Fingern auseinandergezogen und vergebens Medizin hineingeträufelt. Sie fühlt sich vorbereitet.

Wird sie Frieden finden nach der Tat, wird die Tat ihr Leben retten? "Es geht nicht um mich", sagt Amene, "mein Leben ist zerstört. Ich will keine Rache, ich will den Männern in Iran eine Lehre erteilen. Würde noch eine Frau mit Säure verätzt, könnte ich mir das niemals verzeihen."

Amene Bahrami ist 31 Jahre alt, eine stolze, tapfere Frau, keine Zauderin. Sie hat sich entschieden, sie beharrt auf ihrem Recht auf Rache an ihrem früheren Kommilitonen Madschid Mowahedi, der sie mit Schwefelsäure übergoss, ihr Gesicht verwüstete, ihre Schönheit hinrichtete. Er tat es aus verschmähter Liebe, damit kein anderer Mann sie je besitzen werde. Er tat es vor fünf Jahren in Teheran, an einem Herbsttag zur Fastenzeit.

Amene darf, was sie plant, seit ihr der Oberste Gerichtshof in Teheran im November 2008 das Recht auf Vergeltung zusprach. Sie hat es schriftlich, ein 30-seitiges Urteil, von ihr selbst unterschrieben. Sie hätte auch Blutgeld, eine Art Ausgleichszahlung, von 40 000 Euro annehmen können, aber sie besteht auf dem Vollzug des islamischen Scharia-Gesetzes. Sie darf Madschid Mowahedi dasselbe zufügen, was er ihr angetan hat. Sie will ihn blenden, beidseitig. "Auge um Auge, Zahn um Zahn", so steht es schon im Alten Testament. Nach Teheran fliegt sie nur für diesen Tag, dann kehrt sie nach Spanien zurück, ihre neue Heimat.

Es ist ein milder Frühlingsmorgen, Amene sitzt in einem Straßencafé im Hafenviertel von Barcelona. Sie hört das Meer, spürt die Brise, riecht an einer Rose, die ihr jemand in die Hand gedrückt hat. Menschen bleiben stehen und starren sie an. Nach Spanien kam sie vor vier Jahren, 17 Operationen hat sie hinter sich. Seit fünf Jahren gleicht ihr Leben einer Schussfahrt, es geht rasant bergab. Nichts, so glaubt sie, verspreche Linderung, außer ihrer Rache.

Sie verlässt das Café und tastet sich mit dem Blindenstock in einen Supermarkt. In Barcelona kennt man ihre Geschichte, seit sie im Fernsehen war, an der Kasse tätscheln ihr drei spanische Frauen die Hand. Amene hört: "Zeig's dem Hurensohn, er hat es nicht anders verdient!"

Amene lächelt, sie zahlt. Sie steigt erhobenen Hauptes in einen Bus, zählt die Haltestationen, steigt aus an einer Blindenschule, dort lernt sie Blindenschrift. Ihre Lehrerin steht an der Klassentür, die Arme in die Hüften gestemmt, sie verweigert ihr den Zutritt. Zwei Blinde stehen sich gegenüber, ihre Köpfe irren umher, sie suchen ihr Gegenüber, sie können sich nur hören und schreien sich an. Die Lehrerin ist wütend, sie zischt, sie werde Amene nie wieder unterrichten, wegen dieser entsetzlichen Sache, die sie vorhat in Iran.

Menschen, die Amene begegnen, haben Mitleid mit ihr, viele verurteilen sie auch. Sie versuchen sich vorzustellen, was sie an ihrer Stelle täten. Was sie täten, wäre Amene ihre Tochter. Wie lebt man mit dieser Geschichte, mit dieser Fratze? Soll sie verzeihen, wäre das gerechter?

Sie erzählt ihre Geschichte mit trotziger Stimme, fast herrisch, sie spricht nun Persisch, ihre Muttersprache, da kann sie sich besser ausdrücken, jeder Satz, den sie sagt, wird wichtig sein. "Niemand ist in meiner Lage. Ihr habt Gesichter, Arbeit, Zukunft. Ihr könnt nicht wissen, was gut für mich ist", diese Sätze sagt sie oft.

Ihr Handy steckt in ihrem BH, damit es jederzeit griffbereit ist und Journalisten sie erreichen können. Sie geht hausieren mit ihrer Geschichte. Sie macht es nicht nur wegen des Geldes, auf das sie angewiesen ist, seit ihr die iranische Regierung den Unterhalt gestrichen hat. Sie will, dass die Welt von ihrem Leid erfährt, sie hat einen Auftrag. Es ist, als wolle sie ihrem Schicksal eine Bedeutung beimessen, diese unfassbare Tat darf nicht umsonst gewesen sein, sie muss sich wehren, muss warnen, nur das, glaubt sie,

gebe ihrem kaputten Leben einen Sinn. Ihr Schicksal hat sie stark werden lassen, aber auch kalt. "Mein Herz", sagt sie, "ist aus Stein."

Amene hat sich entschieden. Sie wartet auf den Vollstreckungstermin, ganz Teheran wartet auf diesen Termin. Dort kreisen zwei Familien umeinander; Kisas, das Vergeltungsprinzip der islamischen Rechtsprechung, steht zwischen ihnen. Auch sie gehen zugrunde an dieser Geschichte, die voller Brutalität ist und Schuldzuweisungen, voller Rückschläge, Widersprüche und ohne Gewissheiten. Sie spielt zwischen Archaik und Moderne in der Hauptstadt Irans, eines repressiven Landes.

Die Bahramis, Familie des Opfers, leben in Teherans Nordwesten, Kleine-Leute-Gegend, laut und trubelig. Amenes Mutter Schahin, 50, ist klein und rundlich wie ihre Tochter, sie klagt jedem Taxifahrer ihr Leid, sie läuft Anwaltsbüros ab und Richter und buhlt um Verständnis im Namen der Tochter. Sie sitzt im Wohnzimmer und zeigt Fotos. Ein hübsches Kind, verhätschelt, herausgeputzt als Prinzessin. Schönheit, diesen Eindruck gewinnt man, ist wichtig in dieser Familie.

Amene wuchs zur stolzen Frau heran, studierte Elektrotechnik, für Frauen in Iran damals eine ungewöhnliche Wahl. Später machte sie Karriere in einem Ingenieurbüro für medizinische Geräte, verdiente mehr Geld als ihr Vater, 200 Euro im Monat. In Wirklichkeit aber sei sie traditionell, sagt Amene, sie habe nur studiert, weil alle es taten. Sie träumte von der großen Liebe, dem perfekten Ehemann und fünf Kindern.

Zwei Tage vor der Tat habe er ihr wieder aufgelauert, so sagt es die Mutter. Dieses Jüngelchen aus der Universität, das nicht begreifen wollte, dass Amene auf einen Besseren wartete. Das sich an sie drängelte im Labor und sein Bein an ihrem rieb. Dessen Mutter anrief, Amene dabei prüfte wie einen Gaul auf dem Viehmarkt, von Hochzeit faselte und Mitgift. Zwei Jahre ging das so, die Belästigungen wurden immer dreister.

Amene stellte ihn zur Rede. Sie sagt, es war das erste und letzte Mal, dass sie miteinander gesprochen haben. "Ich habe einen Verlobten", sagte sie. Es war eine Lüge. "Er ist sehr eifersüchtig, verschwinde aus meinem Leben."

In der Nacht vor der Tat habe sie einen Traum gehabt, sagt Amene. Stockdunkle Nacht, sie stieg einen Berg hinauf und schaufelte Gräber. Am 2. September 2004 saß sie im Büro über winzige Chips gebeugt, sie brauchte gute Augen ihre Arbeit. Nach Feierabend wollte sie in die Moschee, es war Fastenzeit, sie ging durch den Resalat-Park im Norden der Stadt. Sie hörte Schritte hinter sich, hörte ihren Namen. Sie drehte sich um. Madschid hatte eine rote Plastikkaraffe in der Hand.

Der Schmerz traf sie wie ein Feuerstrahl, als ob, sagt sie, "man einen Wasserkessel auf eine glühende Herdplatte stellt und die Tropfen tanzen drum herum". Sie riss sich den Tschador vom Leib, ging in die Knie, sah ihn weglaufen, dann war es dunkel.

Ein Passant stürzte herbei, übergoss sie mit Wasser, es vermischte sich mit der Säure, lief die Arme herunter, drang in den Mund, verätzte auch Zunge und Speiseröhre. Man schleppte sie in ein Krankenhaus, dort wussten die Ärzte nicht, was sie tun sollten. Die Mutter zog die brüllende Tochter in ein Taxi, sie fuhren ins nächste Krankenhaus, ins übernächste, überall wurde Amene falsch behandelt. Ihr Gesicht wurde schwarz durch die Verbrennungen, dann rot, die Schmerzen waren unerträglich. "Die Säure frisst weiter", sagten die Ärzte, "viele Jahre lang."

Tag und Nacht wachten die Bahramis an ihrem Bett. Sie fragte oft: "Wie sehe ich aus?" Sie sagten, bald sei alles überstanden, und versteckten jeden Gegenstand, in dem sie sich hätte spiegeln können. Irgendwann geschah es doch, Amene ging über den Flur und blickte in einen Toilettenspiegel, in ihr zugeschwollenes Gesicht, die Haare versengt, das linke Auge ein Krater. Sie erholte sich lange nicht von diesem Schock. "Allah, was habe ich verbrochen, wofür strafst du mich?", sagte sie und verstummte für Wochen.

Amenes Fall sorgte für Aufsehen in Iran. Der damalige Staatspräsident Mohammed Chatami war erschüttert, ließ ihr Hilfe zukommen, 18 000 Euro. Irgendwann war das Geld aufgebraucht. Irgendwann nähten Ärzte Amenes Augen zu und entließen sie nach Hause. Sie fühlte sich hässlich und ungeliebt, eine Bürde für die Familie.

Das Schlimmste, sagt Amene, "Madschid hat sich nie bei mir entschuldigt. Er wollte mich besitzen, ich war seine Trophäe". Am Telefon habe seine Mutter gesagt, er sei ein Mann, was er sich in den Kopf gesetzt habe, bekomme er auch. "Das darf ich doch nicht zulassen!", sagt Amene.

Sie weiß es nicht besser, vielleicht konnte sie Madschid auch nicht sehen, sein Vater jedenfalls sagt, Madschid sei am Krankenbett gewesen, fast täglich, er habe um Verzeihung gebeten. "Warum behauptet sie etwas anderes, denkt sie, wir sind Ungeheuer?"

Die Mowahedis, Familie des Täters, leben im Südwesten Teherans, auch eine Kleine-Leute-Gegend, auch laut und trubelig. Auch diese Eltern zeigen Fotos im Wohnzimmer, es sieht so aus wie das der Bahramis, Sitzkissen auf billigen Perserteppichen. Auf einem Foto sieht man einen Mann mit Jungsgesicht, kantiges Kinn, Brille, Student der Elektrotechnik, fünf Jahre jünger als Amene. Der Vater ist Taxifahrer. In seinem gelben Peugeot fährt er oft zum Haus von Amenes Eltern, parkt gegenüber, sitzt einfach da und starrt vor sich hin.

An jenem Abend wirkte Madschid verstört, sagt der Vater, er stürmte in sein Zimmer unter dem Dach, heute eine Abstellkammer, niemand hier rechnet mehr mit seiner baldigen Rückkehr, er war wie von Sinnen, sagt der Vater, aß nicht, mehrere Tage lang.

Ist es wegen Amene?, fragten seine Eltern. Oft hatte er von diesem stolzen Mädchen erzählt, wie hoffnungslos er in es verliebt sei. Wie es ihn provozierte, ihm seine Telefonnummer zusteckte, mit seinen Gefühlen spielte, so sagen es die Eltern. Dann habe Amene ihn fallen lassen, er sei schrecklich gekränkt gewesen. "Sie hatte ein Auge auf ihn geworfen, sie hat ihn verführt", sagt Madschids Mutter.

"Er ist verrückt", sagt Amene. "Wertlos, verzogen, ein Irrer, gemeingefährlich."

"Die Polizei fasste ihn nach zwei Wochen", sagt Amenes Mutter.

"Er stellte sich nach drei Tagen", sagt Madschids Vater.

Die Säure frisst, ein Leben lang.

Nach der Tat offenbarte sich Madschid seiner Mutter. Er habe die Säure in einer Drogerie gekauft, für drei Euro. Er habe die Wirkung unterschätzt, obwohl er sie mit Wasser verdünnt habe. Die Idee, sagte er, komme aus der Zeitung, assid paschi, Säureattentäter, eine neue Form der Gewalt in Iran. Seine Mutter glaubte kein Wort, bis

er einen Zeitungsartikel hervorkramte mit einem Foto von Amene. Die Mutter brach zusammen, sie flehte ihn an, sich zu stellen. Auf der Polizei schlug ihm der Vater ins Gesicht, heute macht er sich Vorwürfe. Madschids Schwester wusste von seinen Plänen, er hatte damit gedroht, sie glaubte ihm nicht.

Als Amene nach fünf Monaten in vier Teheraner Kliniken nach Spanien kam, das Gesicht übersät mit eitrigen Wunden, die Augen zugenäht, gab es plötzlich eine Chance auf Heilung. Im April 2005 operierten sie die Netzhaut des rechten Auges. Als ihr Arzt Ramón Medel die Verbände abnahm, sah sie seinen Kittel, sein Namensschild am Revers, sie schrie vor Glück. 15 Monate lang konnte sie sehen, nicht viel mehr als Licht und Schatten, aber immerhin. Sie holte ihre Spiegelreflexkamera aus dem Koffer, eine Zenit 122, entdeckte die schöne Stadt am Meer, knipste Surfer am Strand und Blumenhändler auf den Ramblas. Genoss die Freiheit ohne Tschador und Sittenwächter, lernte Spanisch, lernte ein selbständiges Leben.

Ihr wuchsen Kräfte zu, von denen sie früher nichts geahnt hatte: Sie begriff, Schönheit ist vergänglich, und leben ist besser als sterben. Sie war wieder ausgelassen wie früher, war glücklich über jeden Tag, dankbar für jede weitere Operation. Ihre Zuversicht hielt nicht an, es gab kein Entrinnen aus der Finsternis.

Präsident Ahmadinedschad hatte die Zahlungen an Amene eingestellt. In Barcelona konnte sie ihre Miete nicht mehr zahlen, wurde verklagt, zog zu Nonnen in ein Studentenwohnheim, flog auch dort raus. "Du kommst aus einem reichen Land, wir haben hier kein Öl, wir können dich nicht länger durchfüttern", sagte eine spanische Sozialarbeiterin und dass sie jetzt etwas Passendes gefunden habe. Amene zog ein weiteres Mal um, es roch nach Alkohol, Haschisch, Urin. Mit angezogenen Beinen saß sie auf dem Bett, hörte, wie sie lallten, randalierten, die ganze Nacht. Sie war im Obdachlosenheim, sie verschwand am nächsten Morgen. Sie fand ein Zimmer bei einer Spanierin, die spricht kaum ein Wort, liegt den ganzen Tag im Bett und raucht. Dort lebt sie bis heute.

Ein paar Tage nachdem sie eingezogen war, merkte Amene, wie warme, weiche Flüssigkeit über ihre rechte Wange lief. Sie dachte, es sei die vom Arzt verschriebene Fettcreme, sie tupfte sie ab mit einem Taschentuch. Es war ihr rechter Augapfel. Er hatte sich entzündet. Ein Infekt, eingefangen im Pennerasyl.

Dr. Medel setzte ihr ein Glasauge ein. Er hatte kein schwarzes mehr, Amene sagte, dann nehme ich Ihre Augenfarbe, Graublau. "Sitzt mein Glasauge noch?", fragt sie oft, reibt daran und rückt es gerade.

Sie war jetzt völlig erblindet, es gab keine Hoffnung mehr. Ihre ältere Schwester reiste aus Teheran an, sollte sie pflegen, amüsierte sich lieber und ließ sie allein. Amene dachte viel nach, besprach Kassetten, eine Art Tagebuch, die Grundlage für das Buch über ihr Leben. Es sind mehrere Dutzend Kassetten, sie verwahrt sie in einem Schränkchen zusammen mit dem Koran und Selbstporträts von früher.

Sie hatte Barcelona gesehen, langsam verblassten die Bilder, sie ging kaum noch vor die Tür. "Stellen Sie sich vor, ich lebe im Paradies, ich weiß, wie schön es hier ist", sagt sie, "als Blinde ist es die Hölle." Es muss in dieser Zeit gewesen sein, als ihr Wunsch auf Rache reifte.

Im März 2008 flog sie zurück nach Iran. In der 71. Kammer des Strafgerichts wurde Madschid der Prozess gemacht. Er gab das trotzige Kind, das auf den Boden stampfte und unfähig schien zur Reue. Seine Familie wartete vor der Tür, wurde nicht mal verhört. Das Publikum im Gerichtssaal lachte Madschid aus. Es weinte, als Amene ihre Geschichte erzählte, mit fester Stimme, unter Tränen aus toten Augen. Sie hatte das Mitleid auf ihrer Seite, wie sollte es auch anders sein.

Am Ende der Verhandlung wünschte sich Madschid den Tod: "Dann hängt mich doch!" Das war der Moment, als sie sicher war. "Er hat den Tod nicht verdient", sagt sie. "Er darf nicht einfach weg sein. Er soll leiden wie ich."

Auf Amenes ausdrücklichen Wunsch wurde ihr das Recht auf Vergeltung eingeräumt. Der Fall ging um die Welt, er entspricht den üblichen Klischees von Iran, der repressiven Republik. In westlichen Ländern sind Körperstrafen abgeschafft, eine Vollstreckung durch das Opfer ist ausgeschlossen. Hier jedoch will ein Opfer selbst Hand anlegen, das mag man vielleicht sogar verstehen, aber darf ein moderner Staat das zulassen?

Dieser Staat lässt es zu, aber er unternimmt auch Versuche, Amene umzustimmen. Die Entscheidung in letzter Instanz ließ vier Jahre auf sich warten, sie ist umstritten, auch in Iran. Der mächtige Justizchef Ajatollah Schahrudi empfing Amene und ihre Mutter. Er war höflich, aber bestimmt, sagt die Mutter, er bat Amene, zu verzeihen und das Geld anzunehmen. Auch eine Anwältin aus der Kanzlei von Friedensnobelpreisträgerin Schirin Ebadi rief an, sie sagte, der Ruf Irans stehe auf dem Spiel. Aber Amene ließ sich nicht erweichen. Weil sie eine Frau ist, eine Frau in Iran, sind ihre beiden Augen nur so viel wert wie eines von Madschid, sie beschloss, sein zweites Auge dazuzukaufen, damit er wirklich blind sein wird wie sie.

Iran hat ein drakonisches Rechtssystem. Es gibt hier Menschenrechtler und Anwälte, die glauben, es sei kein Zufall, dass Amenes Wunsch gerade jetzt entsprochen wurde. Seit die Fundamentalisten an der Macht sind, sagen sie, gebe es wieder Richter aus reaktionären Religionsschulen, die Opfer zur Gewalt überreden. Die es gern sähen, wenn Iraner an diese falsch verstandene Gerechtigkeit glaubten. Kisas dient der Disziplinierung der Gesellschaft. Diese Aktivisten kämpfen dagegen, fordern eine Reform des Rechtssystems. Sie kämpfen noch gegen ganz andere Strafmaßnahmen: Einkerkerung von Regimekritikern, Erhängen Minderjähriger, Steinigung. Sie sagen: Rachejustiz sät Gewalt, sie unterbindet sie nicht. Sie glauben, das Urteil sei politisch motiviert. Sie glauben: Strenge Regeln und Verbote führen zu solchen Taten, Verschleierung, Geschlechtertrennung, kein Sex vor der Ehe. Sie haben viele Erklärungen für diesen Fall. Lösen kann ihn nur Amene.

Sie sieht sich als Kämpferin für die Rechte der Frauen. Sie ist es leid, dass Männer ihr vorwerfen, sie sei schuld an der Tat. "Männer wie Madschid müssen erzogen werden. Er ist ein Barbar, er versteht nur die Sprache der Barbaren", sagt sie. Sie schadet uns Frauen, sagt eine Anwältin aus dem Kreise Ebadis, am 12. Juni ist Präsidentschaftswahl in Iran, erstmals sind Frauenrechte Wahlkampfthema. Sie sagt, Amenes Rache sei kein Fortschritt, sondern Rückschritt, ein falsches Zeichen, in der Sprache der Männer, des Mittelalters. Amene sagt: "Da macht man einmal was Positives für die Frauen in Iran, und alle regen sich auf."

Und sie sagt auch: "Hätte er mich um Verzeihung gebeten, würde mir seine Familie zwei Millionen Euro bieten, ich würde es mir überlegen."

"Sie will den Preis in die Höhe treiben, sie will mehr Blutgeld, deshalb beharrt sie auf Kisas", sagt Madschid.

Seit fünf Jahren lebt Madschid in einer Acht-Mann-Zelle im Gefängnis von Karadsch, einem mächtigen Flachbau, umgeben von Stacheldraht. Seine Mithäftlinge machen ihm das Leben unerträglich, sagen die Eltern, er ist der assid paschi, Abschaum. Jeden Dienstag besuchen sie ihren Sohn, sein Haar ist geschoren, sie sprechen durch eine Glaswand. An diesem Dienstag kommen sie spät nach Hause, er hat ihnen einen 19-seitigen Brief mitgegeben, jede Seite musste genehmigt werden, sein Fingerabdruck prangt unter vielen Stempeln. Es sind Rechtfertigungen mit blauer Tinte, er zitiert Paragrafen, verweist auf andere Säurefälle, die milder entschieden wurden, fleht die Richter an, den Fall neu zu untersuchen. Es sind die trotzigen Worte eines Jungen, der sich selbst als Opfer sieht.

Dann klingelt das Telefon. Es ist Madschid, er will sich erklären, er weiß, ausländische Journalisten sind bei seinen Eltern.

Er hat eine leise, dünne Stimme, er sagt: Er habe Amene nur erschrecken wollen. Er sagt, dass er eine Strafe verdient habe. Aber nicht diese Strafe. Dann überschlägt sich seine Stimme, er verspielt seine Glaubwürdigkeit, wie damals vor Gericht: "Sie kann sehen, sie lügt, sie darf mich nicht blenden. Sie hat das Urteil unterschrieben, wie kann sie das, ich denke, sie ist blind?" Dann appelliert er an Amene, es klingt wie eine Drohung: "Ich kenne sie, sie hat ein gutes Herz. Sie will es nicht wirklich tun, wenn doch, dann gnade ihr Gott."

Die Zeit ist um, ein Tuten, dann ist die Leitung tot. Madschids Eltern weinen leise neben dem Telefon. Auch diese Familie ist verwüstet, krank vor Angst um ihr verlorenes Kind. Sie brauchten psychologische Hilfe und Geld für die Ausgleichszahlung, sie haben es nicht. Wie Amenes Eltern haben auch sie früh geheiratet, im Alter von 13 und 15 Jahren, eine arrangierte Ehe. Sie wollten alles richtig machen, ihre Kinder sollten studieren, selbst wählen, wie sie leben wollen. Madschid war überfordert mit der Freiheit, und wahrscheinlich war er unter Druck durch all die sexuellen Verbote. Man könnte sagen, auch er ist ein Opfer der Zeit.

Am Abend, als alles gesagt ist, machen die Mowahedis ein Angebot, eine Art Ablasshandel, es klingt so irrwitzig wie die Tat. "Wenn es stimmt, dass Amenes Familie sie als Last empfindet, dann würden wir sie aufnehmen." Würde sie ihn blenden, wäre er frei, so lautet das Gesetz. "Wir pflegen sie beide", sagen sie, "dann könnten sie endlich heiraten."

Am darauffolgenden Morgen betritt Amenes Mutter das Teheraner Strafgericht, schummrige Flure, Verbrecher werden vorbeigeführt in Handschellen. In Raum 108 hängen Bilder von Revolutionsführern, eine blinde Justitia hält ihre Waagschalen. Darunter sitzt Amenes Richter, westlicher Anzug, Sonnenbrille im Haar, auskunftsbereit.

Die Mutter ist nicht zum ersten Mal hier, sie will wissen, wann der Vollstreckungstermin ist. Sie sagt, sie habe den Eindruck, man halte sie hin. Der Richter

sagt, das werde dauern. Bisher habe sich kein Arzt bereit erklärt, Madschid zu betäuben und die Blendung zu beaufsichtigen.

Aber das Urteil sei doch rechtskräftig, sagt die Mutter. Der Richter zuckt mit den Schultern, Justizchef Schahrudi müsse es unterzeichnen, noch zögere der. Er spricht von Blutgeld, er sagt: "Überzeugen Sie Ihre Tochter, das Geld anzunehmen. Das wäre die beste Lösung für alle." Bis zum letzten Moment könne sie sich entscheiden, auch noch wenn Madschid betäubt vor ihr liege.

Amenes Mutter nickt. Blutgeld, sie flüstert das Wort, sie schämt sich. Sie sagt: "Meine Tochter ist fest entschlossen, wie soll ich sie überzeugen, sie wird denken, ich hätte sie verraten."

Derweil sehnt Amene in Barcelona den Tag der Vergeltung herbei. Vergangenen Dienstag ist sie zum 18. Mal operiert worden. Sind die Wunden verheilt, wird sie nach Teheran fliegen, sie rechnet mit September. Seit sie blind ist, lebt sie nur noch für dieses eine Bild in ihrem Kopf, Madschids Blendung, ihre Rache. Sie soll in dem Buch über ihr Leben am Anfang stehen. Das böse Ende zuerst, aus dramaturgischen Gründen.

7) Warum starben Ibrahim und Kassab?

Freitag, 16. Januar 2009: Im Gaza-Streifen schießen israelische Soldaten auf einen Palästinenser und seine beiden Söhne. Der eine ist sofort tot. Der andere verblutet langsam in den Armen des Vaters. Kein Arzt darf helfen - Chronik eines unbegreiflichen Todes

Von Carolin Emcke, Die Zeit, 12.02.2009

Aus einem Krieg eine Geschichte vom Sterben zu erzählen ist nichts Besonderes. Im Krieg wird gestorben. Menschen werden getötet, gezielt oder aus Versehen. Lange Erklärungen gibt es. Und kurze. Bomben werden eingesetzt, Raketen, Sprengfallen, Handgranaten. Körper werden durchlöchert und zerrissen, verbrannt und verstümmelt. Im Schlaf wird gestorben, im Kampf, mit geladenen Waffen, mit leeren Händen.

Warum vom Tod eines einzelnen Menschen berichten, wenn auch zahllose andere gestorben sind, auf beiden Seiten? Über Schuld und Unschuld sagt diese Geschichte aus dem jüngsten Gaza-Krieg nichts aus. Trotzdem muss vom Tod eines einzelnen Menschen erzählt werden, weil nur dann verständlich wird, wie unverständlich es ist, das Sterben, so unverständlich wie ungeheuerlich.

Der Palästinenser Mohammed Shurab sucht noch immer nach Gründen für den Tod seiner Söhne. Sucht nach einem Fehler. Nach etwas, das ihm einen Hinweis hätte geben können. Aber da war nichts. Warum nur mussten seine Söhne sterben? Und warum in einer Feuerpause?

Der 63-Jährige sitzt auf der Dachterrasse seines Hauses in der Stadt Khan Younis bei einem Glas Orangensaft und erzählt von jenem 16. Januar 2009, an dem er seine beiden Söhne verlor, obwohl die Rettung so nah war. Er erzählt sie langsam, die ganze Geschichte, als könne er sie so besser begreifen. Er sagt: "Ich hatte nie Probleme mit Israelis. Nie." Wieder und wieder sagt er diesen Satz. Er hält ihn vor sich wie einen Schutzschild, als hätte die versöhnliche Geschichte der Begegnungen, die er mit den Menschen der anderen Seite gemacht hat, all das abwehren müssen, was ihm während des Krieges im Gaza-Streifen widerfahren ist.

Nur vierhundert Meter von der israelischen Grenze entfernt liegt sein Zweithaus auf dem Land nahe dem Dorf al Foukhary, ein von Grapefruitbäumen umstandenes Idyll. Hierhin zieht sich Mohammed Shurab von Sonntag bis Donnerstag zurück, bevor er zurückfährt in die Stadt, jeden Freitag, immer über den lehmigen Sandweg, der in die asphaltierte Hauptstraße mündet, vorbei am kleinen Supermarkt, bis er ein paar Kilometer weiter in Khan Younis ankommt, der ruhigen Stadt im Süden von Gaza, wo er das Wochenende bei seiner Familie verbringt. Das Haus dort teilen sich Mohammed

und sein Bruder Ibrahim mit ihren Kindern und der gebrechlichen Großmutter, die im Erdgeschoss auf einem Sofa ruht.

"Ich hatte nie Probleme dort", sagt Mohammed, "nicht während der Besetzung von Gaza und nicht danach." Er lächelt, wenn er von den früheren Besuchen der israelischen Soldaten erzählt. Wie sie mehrmals sein Haus durchsuchten, das wie ein Grenzstein an dieser Konfliktlinie zwischen Palästinensern und Israelis stand, die ihn aber immer unbehelligt ließen. Mohammed verstand das als Bestätigung seiner Unbefangenheit, als ein Gütesiegel vielleicht. Auch darum sucht er jetzt nach Gründen: Weil er noch immer glaubt, dass es der Gründe bedarf, um jemanden zu töten. Weil er nicht glauben will, was so viele andere glauben: dass die andere Seite ein Feind sein müsse. Weil er den Hass, der den Krieg im Nahen Osten schürt, nicht teilt. Und weil er den Hass aus seiner Geschichte des 16. Januar heraushalten will.

Wieder und wieder geht Mohammed Shurab den Ablauf dieses Tages durch, malt Wege und Straßen auf ein Blatt Papier, druckt Satellitenfotos von Google Earth aus, schützt seine Unterlagen mit Klarsichtfolien. Alles muss ordentlich sein. Wie sonst sollte er der Unordnung begegnen, die sein Leben zerstörte, an jenem Freitag, dem 16. Januar?

Am Mittag, gegen 12 Uhr, waren er und seine Söhne, der 28 Jahre alte Kassab und der 18 Jahre alte Ibrahim, in den roten Landrover gestiegen und losgefahren, vom Land in Richtung Stadt, wie immer, sagt Mohammed. Mühsam bewegt er seinen verletzten linken Arm über den Tisch und zeigt auf der Landkarte den Punkt, an dem die Geschichte begann. Von 10 bis 14 Uhr sollte die tägliche Feuerpause dauern, festgelegt von der israelischen Armee, damit Zivilisten sich bewegen konnten, zum Beispiel etwas einkaufen. Dass Einheiten der israelischen Armee in der Nähe waren, wusste Mohammed Shurab. Er hatte Panzer vorbeifahren sehen. Von der Terrasse seines Landhauses hatte er einen Überblick. " Ich konnte die Bombardierungen sehen", sagt er und malt einen Halbkreis auf seinem Lageplan, "in Rafah...", er malt einen Punkt im Süden, für die Grenzstadt, "...in Gaza", er malt einen weiteren Punkt für Gaza-Stadt ans andere Ende. " Ich konnte alles sehen."

Mohammed Shurab beschreibt den Krieg wie jemand, der sich in Sicherheit wähnte, auf einem entlegenen Außenposten, den die Gewalt nicht treffen konnte. All die Jahre hatten die Israelis um sein Haus gewusst, und nie hatten sie etwas zu beanstanden. Warum sollte er irgendetwas anders machen als an all den anderen Freitagen? Warum den Israelis nicht trauen? Sie hatten diese Waffenruhe versprochen, und Mohammed Shurab war ohne Furcht.

Den Zeitpunkt, an dem er aufbrach, wählte er mit Bedacht. 12 Uhr, das sollte die besonders sichere Mitte der Waffenruhe sein. Normalerweise, erzählt Mohammed, fuhr er diese Strecke allein. Es war ein Zufall, dass ihn an diesem Tag seine beiden Söhne begleiteten. Der Fernseher in seinem Haus auf dem Land war ausgefallen. " Kassab wollte ihn reparieren." Kassab, der ältere Bruder, hatte einen Abschluss in Architektur an der Universität in Gaza. Ibrahim, der jüngere, begleitete ihn. Am Mittwoch, dem 14. Januar, hatten die beiden den Vater besucht, die Satellitenschüssel gerichtet und danach zusammen ferngesehen. Als sie am Freitag ins Auto stiegen, um in die Stadt zurückzukehren, saß der Vater auf dem Fahrersitz, neben ihm Kassab, Ibrahim dahinter.

Es gibt einen Zeugen für den Zeitpunkt, an dem der Vater mit seinen Söhnen das Haus verließ: Der 39 Jahre alte Amer Amira al Amour bestätigt die Uhrzeit. " Ich konnte Mohammeds roten Jeep sehen, wie er langsam den Weg entlangfuhr." Als Amer das sagt, steht er auf dem Dach seines Hauses, das zwischen Mohammed Shurabs Landsitz und der Hauptstraße liegt, hier war er auch am 16. Januar. Amer trägt ein Sweatshirt mit dem Schriftzug Israel Airport Authority, es ist ein wenig ausgewaschen. Schon lange ist es her, dass jemand wie Amer, ein Beduine aus Gaza, in Israel arbeiten durfte. Er sagt: "Mohammeds roter Jeep fuhr so langsam, dass selbst ein Esel ihn hätte überholen können."

Die ersten Schüsse fielen um kurz nach zwölf. Sie trafen den Vater.

Mohammed Shurab nahm die gewohnte Strecke, am Ende der Kakteenallee bog er auf die Hauptstraße. " Es war ein klarer Tag", erzählt er, "es war sonnig." Das ist ihm wichtig. Er wäre nicht gefahren, wenn es neblig gewesen wäre. " Im Dorf al Foukhary wurde nicht gekämpft. Alles war ruhig." Mohammed Shurab fuhr langsam, der Kreisel am Salim Platz war nur noch wenige Hundert Meter entfernt. Links vor ihm, neben der Straße, die nach Westen führt, sah er zwei israelische Panzer. " Ich habe gestoppt", sagt er, "und ich habe gewinkt." Er winkt jetzt noch einmal, ganz so, als müsse er für jedes Detail einen Beweis vorlegen. Wie oft hat er diese Szene in seiner Fantasie noch einmal durchgespielt? Wenn diese Straßenkreuzung das Leben seiner Söhne zerstörte, hätte er dann nicht etwas bemerken müssen? " Es war alles in Ordnung", sagt er, die Soldaten auf dem Panzer konnten ihn sehen, ihn und seine beiden unbewaffneten Söhne.

Sie hätten ihn warnen können, ihn aufhalten können, ihn zwingen, die andere Abzweigung zu nehmen, den Weg nach Norden. Aber die Soldaten auf dem Panzer regten sich nicht. So fuhr Mohammed Shurab weiter, langsam, geradeaus, ließ die Panzer hinter sich. Er schaffte noch zweihundertfünfzig Meter, ungefähr. Dann brach es los. " Auf einmal wurden wir beschossen, aus diesem Haus in vierzig Meter Entfernung", sagt er, "sie haben uns nicht gewarnt." Eine der ersten Kugeln traf Mohammed Shurab im linken Oberarm. " Ich habe zu den Jungen geschrien: Runter!" Das Gewehrfeuer wollte nicht aufhören. Mohammed Shurab konnte den Wagen nicht mehr kontrollieren. Er prallte gegen eine Mauer am Straßenrand.

Der Landrover ist ein stummer Zeuge. Der Wagen steht in der Werkstatt von Bilal el Khady in der Stadt Khan Younis. Der Mechaniker zeigt die Munitionssplitter, die er aus dem durchlöcherten Auto mit dem Nummernschild 3-3776-93 geklaubt hat: aus dem Motor, dem Dach, den Türen, der Rückbank. Zweiundzwanzig Einschusslöcher allein in der Windschutzscheibe, die meisten auf der Fahrerseite, in Kopfhöhe.

Mohammed Shurab liebte seine Söhne. Wenn er von ihnen erzählt, funkeln seine Augen. Er erhebt sich und steigt die Treppe hinunter ins Erdgeschoss, die Ablenkung scheint ihm gutzutun. Er möchte etwas zeigen, geht ins Wohnzimmer und holt hinter einer Tür die Zeichnungen von Kassab hervor: Pläne des jungen Architekten, Entwürfe von Häusern und Landschaften, Utopien eines neuen Gaza-Streifens, eines Landes ohne Krieg. Mohammed Shurab zeigt ein Foto seines Sohnes Ibrahim, der sich erst wenige Monate zuvor an der Universität eingeschrieben hatte, er wollte Wirtschaft studieren wie sein Vater.

"Als wir auf dem Boden lagen", sagt er, "haben sie weiter geschossen. Tiefer." Im Auto konnten sie nicht bleiben. Sie mussten aussteigen. Langsam. Mussten deutlich machen, dass keine Gefahr von ihnen ausging. " Kassab stieg als Erster aus", sagt der Vater, "er öffnete die Autotür und stand aufrecht, ganz ohne Angst. Er wurde sofort erschossen."

Mit seiner Hand markiert Mohammed Shurab eine schräge Linie vor seinem eigenen Oberkörper, um die sieben Kugeln zu beschreiben, die seinem Sohn quer in der Brust einschlugen. " Kassab ging noch ein paar Schritte. Dann wurde er wieder getroffen und fiel zu Boden." Der Vater schweigt einen Moment, dann fügt er hinzu: "Er hat sich nicht mehr gerührt."

Wo war der Fehler, der erklären könnte, weshalb sein Sohn getötet wurde? Jede Frage, die Mohammed Shurab seither an sich richtet, zieht eine weitere nach sich, weil er keine Antwort findet. Warum wurde während der Feuerpause geschossen? Warum am helllichten Tag? Warum auf einer übersichtlichen Straße in einem winzigen Dorf? Wieso hatte niemand gesehen, dass der Junge unbewaffnet war? Dass er aufrecht stand, aufrecht, wie das nur der Sohn eines Palästinensers konnte, der israelischen Soldaten vertraute?

"Dann ist auch Ibrahim ausgestiegen", sagt Mohammed Shurab, auch sein anderer Sohn verließ das Auto, "die rechte hintere Tür ließ er offen. Sie haben auf ihn geschossen." Ibrahim stürzte zu Boden und versuchte noch, Mohammed zu beruhigen. Ibrahim habe gesagt: "Keine Sorge, Vater, es ist nicht so schlimm. Sie haben mich am Bein getroffen, unterhalb des Knies." So erinnert sich der Vater. Er sitzt über den Tisch gebeugt, sagt bloß noch diesen Satz: "Das warme Blut lief über meinen Arm die Finger herunter. Mein einer Sohn war tot und mein anderer verwundet."

Captain Benjamin Rutland, ein Sprecher der israelischen Armee, kann sich zu der Geschichte von Mohammed Shurab nicht äußern. " Wir unterziehen gerade das allgemeine Auftreten der Israel Defense Forces während der Gaza-Offensive und einige Einzelfälle einer extensiven Überprüfung", erklärt Rutland. Die Frage, warum auf Mohammed Shurab geschossen wurde, darf Rutland nicht beantworten, solange die Ermittlungen laufen. Auch die Frage, warum die Waffenpause an jenem Freitag, dem 16. Januar, im Dorf al Foukhary nicht eingehalten wurde, lässt er offen. Vielleicht gibt es Erklärungen für die Schüsse auf das Auto von Mohammed Shurab, vielleicht gibt es Gründe für den Tod von Kassab Shurab, vielleicht kennt sie Captain Rutland, aber er schweigt. Daraus lässt sich nichts folgern. Keine Absicht. Keine Motive. Keine Schuld.

Für die Perspektive der israelischen Soldaten im Dorf al Foukhary gibt es einen einzigen Zeugen, einen Palästinenser, der zweisprachig ist. Er wohnt nicht in dem Gebäude, aus dem heraus geschossen wurde, sondern nebenan. Etwas linkisch sitzt er auf seinem Stuhl. Er fühlt sich unwohl bei der Erinnerung an den 16. Januar. Es ist seine eigene Rolle, die ihm nicht behagt. Er hat sie sich nicht ausgesucht. Etwas zu wissen, was gegen die israelische Armee verwendet werden könnte, macht ihm Angst. Etwas preiszugeben, was die Israelis wiederum gegen ihn verwenden könnten, macht ihm noch mehr Angst.

Am Donnerstag, dem 15. Januar, so beginnt die Geschichte des Nachbarn, seien israelische Soldaten bei ihm zu Hause aufgetaucht. Sie hätten durch die Tür seines

Hauses geschossen und ihn am Arm verwundet. Tatsächlich klafft im rechten Ärmel seiner Jacke ein Loch. Er sei als Geisel genommen worden, zwei Tage lang mussten er und neun andere Menschen in einem Zimmer im Erdgeschoss ausharren. Die Tür sei offen geblieben, erzählt der Nachbar, auf einem Stuhl habe ein israelischer Soldat gesessen, mit einem Gewehr auf dem Schoß, um die Geiseln zu bewachen. Seine Wunde am Arm hätten die israelischen Soldaten verarztet.

Der Nachbar sagt, sein Hebräisch sei gut genug gewesen, um mit den Soldaten ins Gespräch zu kommen. Gut genug, um zu verabreden, wer auf die Toilette gehen durfte oder in die Küche. Zu essen habe es nichts gegeben, jedoch zu trinken. Sein Hebräisch, sagt der Nachbar, habe auch gereicht, um den Funkverkehr der Soldaten zu verstehen. Der Funker habe draußen direkt vor dem offenen Fenster gestanden. Zwar habe er ihn nicht sehen können, aber er habe die Stimmen verschiedener Soldaten, die über Funk mit dem Kommandeur sprachen, deutlich gehört. In dem Gespräch, das am Freitagmittag stattfand, habe eine Stimme gesagt: "Da kommt ein Wagen. Was sollen wir tun?" Eine andere Stimme habe geantwortet: "Schießen!"

Ob er sich sicher sei? Ja. Keine Warnung? Keine Warnung. Danach, sagt der Nachbar, habe sich die erste Stimme wieder gemeldet: "Schon erledigt." Dass die Worte "schon erledigt" Mohammed Shurab galten, habe er nicht geahnt.

Captain Rutland kann sich zu den Ereignissen vom 16. Januar nicht äußern. Was immer es an entlastenden Erklärungen geben könnte, an Gründen für die Schüsse auf Mohammed Shurab und seine Söhne, er kann nicht darüber sprechen, bis die internen Ermittlungen der Armee abgeschlossen sind. Vielleicht hatten die Soldaten auf Befehl gehandelt, wie es der ängstliche Nachbar erzählt. Vielleicht auch nicht. Vielleicht waren es junge Soldaten, die das Auto auf sich zufahren sahen. Vielleicht waren sie unerfahren und schossen deshalb. Vielleicht waren es ältere Soldaten. Vielleicht waren sie erfahren und schossen deshalb. Vielleicht war es ein Fehler, begangen aus Müdigkeit oder Angst. Vielleicht hatte die palästinensische Organisation Hamas an diesem Tag an einem anderen Ort den Waffenstillstand gebrochen. Vielleicht waren die Soldaten angegriffen worden. Vielleicht hatten sie Freunde verloren.

Damit wäre vielleicht der erste Beschuss zu erklären, die Kugel, die Mohammeds linken Arm traf. Vielleicht war es ein weiterer Irrtum, Kassab zu erschießen, den Sohn, der aufrecht aus dem Auto gestiegen war. Und vielleicht lässt sich so erklären, warum der zweite Sohn, Ibrahim, am Bein getroffen wurde.

Um 13.30 Uhr rief der Onkel einen Rettungswagen - und wurde vertröstet.

Aber die Geschichte hat noch einen zweiten Teil. Noch lag der Vater an jenem Freitagmittag mit seinem verwundeten Sohn Ibrahim auf der Straße, etwa vierzig Meter vom Gebäude mit den Soldaten entfernt. " Das waren ja Menschen, die Israelis", sagt Mohammed Shurab, er spricht immer von "Israelis". Kein einziges Mal bei all den Begegnungen, in den Gesprächen, die sich über Stunden ziehen, nie verwendet er das Wort "Juden". Die Israelis, sagt er, die waren ja nah, er konnte sie sehen.

"Ibrahim hat gefleht, er brauche Hilfe", erzählt Mohammed Shurab, "aber die Soldaten haben ihn angeschrien: Hör auf zu weinen, sonst erschießen wir dich." Ibrahim versuchte, mit seinem Handy einen Krankenwagen zu rufen, 1-0-1, aber, so erinnert sich der Vater, ein Soldat habe gebrüllt: "Wenn du das Handy benutzt, erschießen wir dich."

Eine halbe Stunde vielleicht lagen sie auf der Straße, wenige Meter voneinander entfernt. Gegen 13 Uhr klingelte plötzlich Ibrahims Handy. Obwohl es ihm verboten war, nahm der verwundete Junge den Anruf an: Sein Onkel Ibrahim, Mohammeds Bruder, erkundigte sich ahnungslos, wann sie zu Hause einträfen.

Ibrahim, der den Erinnerungen seines Bruders Mohammed wortlos zugehört hat, erzählt jetzt, da er selbst zum Zeugen der Geschehnisse wird, seinen Teil der Geschichte. Es war ungefähr 13.30 Uhr an diesem 16. Januar, als er zu versuchen begann, seinen Bruder Mohammed und dessen Sohn zu retten. Er alarmierte die Notrufstelle der Ambulanz in der Stadt Khan Younis und die Rettungsdienste des Roten Halbmonds. Er hielt es zu Hause nicht mehr aus, sondern machte sich sofort auf den Weg zu dem Parkplatz, wo die Krankenwagen standen. Er wollte dabei sein, wenn die Ambulanz losfuhr. Er würde nicht lange warten müssen, habe er gedacht, der Rote Halbmond ist eine der Partnerorganisationen des Internationalen Roten Kreuzes und hat damit die besten Kontakte, um bei den Israelis eine Genehmigung für die Evakuierung von Verwundeten zu bekommen.

Anne Sophie Bonefeld vom Internationalen Roten Kreuz in Jerusalem kann zu konkreten Fällen nichts sagen. Das ist die offizielle Politik ihrer Organisation, Bonefeld ist die Medienbeauftragte. Wann das Rote Kreuz den Notruf zur Evakuierung von Mohammed und Ibrahim Shurab erhalten hat? Kann sie nicht sagen. Bonefeld erklärt die normale Prozedur während eines Krieges, der kaum normale Prozeduren zuließ. Sie sagt: "Üblicherweise erhielten wir Anrufe wegen ganz unterschiedlicher Notlagen: Familien wollten aus Gegenden evakuiert werden und brauchten sicheres Geleit. Oder es gab Notrufe, um Verwundete zu retten." Der Rote Halbmond rief beim Internationalen Roten Kreuz an und bat um Schutz, und das Rote Kreuz setzte sich mit den israelischen Behörden in Verbindung, um eine Genehmigung zu bekommen. Bonefeld sagt: "Alles, was wir dann tun konnten, war, auf grünes Licht zu warten." Wie lange konnte das dauern? " Manchmal Stunden. Manchmal Tage."

Um 14 Uhr begann der Vater zu beten. Sein Sohn hörte nicht auf zu bluten.

Mohammed Shurab, der mit seinem verwundeten Sohn auf der Straße lag, ahnte nichts von diesen Verwicklungen. Er wusste nur, dass sein Sohn Hilfe brauchte. Er habe auf Hebräisch gerufen: "Bitte, Soldat, ruf einen Krankenwagen." Er schaut ins Leere, noch immer erzählt er die Geschichte fragend, als ob er in der Wiederholung irgendwann eine Erklärung entdecken könnte. Konnte es wahr sein, dass diese Menschen das Leid nicht sahen? Denn Menschen, das waren sie doch, diese Soldaten, die da am eisernen Tor vor dem zweistöckigen Gebäude standen. Gegen 14 Uhr begann Mohammed Shurab zu beten. Sein Sohn war inzwischen näher an ihn herangerobbt. Er lag zwischen seinen Beinen. " Vater, bitte", habe Ibrahim gesagt, "ruf Hilfe." Wieder und wieder habe der Junge diesen Satz gesagt, erinnert sich der Vater.

"Die erste Stimme hat dann noch mal nachgefragt", sagt der Zeuge im Nachbarhaus: "Sollen wir helfen?" Die Antwort sei "Nein" gewesen, "die sollen sich selbst helfen". Wie viel Zeit zwischen den Schüssen und dieser Frage vergangen sei? " Nicht viel."

"Für diese Offensive wurde extra ein humanitäres Koordinierungsbüro eingerichtet", sagt Captain Rutland von der israelischen Armee. " Natürlich waren wir generell immer darum bemüht, den Ambulanzwagen Zugang zu den Gegenden zu verschaffen, an

denen jemand gerettet werden musste. Aber wenn es Kämpfe in der Gegend gab, dann konnten wir diesen Zugang nicht autorisieren."

Waren nicht auch die Soldaten dazu verpflichtet, Verletzten zu helfen, unabhängig vom Roten Kreuz? " Doch. Unsere Soldaten und Sanitäter sind selbstverständlich so ausgebildet, dass sie Verwundete bergen und verarzten. Aber wenn es Gefechte gibt, ist es ihre oberste Pflicht, sich selbst zu verteidigen." Ob es am Freitag, dem 16. Januar, Gefechte in der Umgebung des Dorfes al Foukhary gab, darf Captain Rutland nicht sagen.

Von Kämpfen an jenem Tag weiß niemand im Dorf. Nicht Mohammed Shurab. Nicht Ibrahim, sein Bruder. Nicht Amer Amira al Amour, der erste Zeuge. Der Osten, die Gegend von Khouza, sei ein umkämpftes Gebiet gewesen, aber im Dorf al Foukhary sei es ruhig geblieben. Unabhängig verifizieren lässt sich das nicht. Auch das Internationale Rote Kreuz kann sich dazu nicht äußern.

Um 14.30 Uhr hatte Ibrahim, der Onkel des verletzten Jungen, noch immer keine Bestätigung des Roten Kreuzes, dass ein Rettungswagen losfahren werde. Eine Stunde war seit dem ersten Notruf vergangen. Auf eigene Faust, mit einem örtlichen Ambulanzfahrer, versuchte Ibrahim nun, seinen Bruder und seinen Neffen zu evakuieren. Sie kamen bis ans Rondell, wenige hundert Meter von Mohammed und Ibrahim entfernt. Die Panzer waren noch immer da. Nur noch einmal abbiegen, und der Ambulanzwagen wäre am Ziel gewesen. Weil der Fahrer aber keine Erlaubnis erhielt, wagte er es nicht, sich den Verwundeten zu nähern. Im Krieg ist auch ein Rettungswagen keine Garantie, nicht beschossen zu werden.

Anne Sophie Bonefeld vom Internationalen Roten Kreuz sagt, Furcht sei da verständlich. " Viele der Fahrer vom Roten Halbmond haben bei ihrer Arbeit ihr Leben riskiert." Immer wieder mussten Rettungsversuche abgebrochen werden, weil plötzlich geschossen wurde. Ohne Genehmigung der israelischen Behörden konnte es kein Sanitäter wagen, einem Menschen in Not zu helfen.

Warum die Genehmigung auf sich warten ließ, kann niemand sagen. Jede halbe Stunde, erzählt Ibrahim, der Onkel, habe er beim Roten Halbmond angerufen. Jede halbe Stunde wurde ihm gesagt, es werde daran gearbeitet. Gegen 17 Uhr erhielt der Onkel die Auskunft, dass er auf einen Rettungswagen nicht mehr hoffen könne. Die Genehmigung war noch immer nicht erteilt, und der Rote Halbmond rechnete nicht mehr damit, dass sie nun, nach Einbruch der Dunkelheit, noch komme.

Ibrahim rief seinen Bruder Mohammed an und sagte, dass er nichts mehr tun könne. Mohammed sei nun auf sich allein gestellt, allein mit den israelischen Soldaten. " Es waren ungefähr vier", erinnert sich Mohammed Shurab, "die standen am Gartentor." Sein Sohn war noch ansprechbar. Als es dunkel war und die Kälte hereinbrach, zog der Vater den Jungen in den Wagen, um ihn zu wärmen. Er musterte die Soldaten vor dem Haus. Was taten sie die ganze Zeit?

Aus einem Loch in der Wand im ersten Stock des Hauses kann man die kleine Straße gut überblicken. Das Loch wurde auf der Höhe des Fußbodens von innen in die Mauer geschlagen, sodass man im Liegen auf die Straße schießen kann. Auf dem Boden vor dem Loch liegen noch immer Zigarettenstummel im Sand, die Reste von Zigaretten der Marken Kent und Next.

Die Besitzer des Hauses rauchten nicht. Sie waren vor dem 16. Januar geflohen. Ob von hier aus geschossen wurde, vom improvisierten Schießschacht, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Oben auf der Dachterrasse wurde ein weiteres Loch in die Mauer geschlagen, etwas größer. Davor liegen grüne, mit Sand gefüllte Plastiksäcke. Mit Sicherheit lässt sich nur sagen, dass die Sicht von hier aus ungehindert war. Dass man von hier erkennen konnte, ob der Mann mit dem blutenden Sohn im Arm bewaffnet war oder nicht.

Vielleicht haben sich die Soldaten einfach gelangweilt. Warum sonst sollten sie das Büro mit all den Büchern im ersten Stock verwüstet haben? Warum sonst sollten sie die Krawatten im Kleiderschrank des Schlafzimmers abgeschnitten haben? Die halbierten Schlipse hängen noch immer aufgereiht im Schrank. Und warum sonst sollten sie die Graffiti an der weißen Wand neben der Küche hinterlassen haben? " Kahane hatte recht" steht da auf Hebräisch, in Erinnerung an den Rabbi Meir Kahane, der von einem Groß-Israel träumte und der jeden Araber dazu zwingen wollte, sein Land aufzugeben.

Am Abend telefonierte der Vater mit der BBC, danach starb sein Sohn.

Es war kurz nach 17 Uhr an jenem Freitag, dem 16. Januar. Ibrahim, der Onkel, wartete mit den Fahrern im Aufenthaltsraum des Krankenhauses, als einer der Sanitäter auf eine Idee kam. " Er schlug mir vor", sagt der Onkel, "Mohammeds Handynummer an die Medien zu geben, damit die vielleicht etwas ausrichten konnten." Von nun an ging Mohammed Shurab ans Telefon, wann immer es klingelte. " Es war mir egal, ob die israelischen Soldaten mich erschießen würden", sagt er. Mohammed Shurab sprach in diesen Stunden mit Reportern von Al Jazeera, Al Arabia, BBC. Er kann sie gar nicht mehr alle aufzählen, so viele Journalisten meldeten sich bei ihm. Jedem Anrufer berichtete der Vater, was vorgefallen war und wo er lag und dass sein Sohn Ibrahim noch immer blutete. Stunde um Stunde verging, die Nacht kroch ins Dorf, und fremde Menschen wurden Ohrenzeugen eines unfassbaren Schicksals in einem palästinensischen Irgendwo.

"Es wurde kälter", sagt Mohammed Shurab, "ich habe Ibrahim den Rücken gerieben, um ihn warm zu halten." Er führt es noch einmal vor, wieder und wieder dieselbe Handbewegung. " Ich habe gesagt: Bitte, Soldat, gib uns eine Decke. Wenigstens eine Decke. Die Nacht ist so kalt." Ibrahim, der Sohn, wurde stiller. Ibrahim habe nicht mehr viel gesprochen, nur gefragt: "Warst du zufrieden mit mir, Vater?" Immer wieder habe der Vater zurückgefragt: "Bist du noch bei Bewusstsein, Junge?"

Gegen Mitternacht, erinnert sich der Vater, habe sein Sohn so still dagelegen, dass nichts mehr von ihm zu hören war, nicht einmal Atemgeräusche. " Ich habe ihm die Stirn gefühlt", sagt Mohammed Shurab, "sie war noch warm. Ich habe den Puls gefühlt. Aber er war fort."

Einen halben Tag lang hatte Mohammed Shurab mit seinem Sohn auf der Straße gelegen, dann war Ibrahim verblutet. Ein halber Tag, an dem niemand zu Hilfe kam. Vielleicht gab es Gründe, gute oder schlechte, für den Beschuss des Wagens. Vielleicht gab es Gründe, gute oder schlechte, für die Schüsse auf Kassab, für die Schüsse auf Ibrahim. Es mag Absicht gewesen sein oder ein Irrtum. Es war Krieg in Gaza. Und im Krieg wird gestorben. Aber zu jeder Stunde nach dem Beschuss hätte Ibrahim Shurab gerettet werden können.

Irgendwann in jener Nacht, erinnert sich Mohammed Shurab, kamen die Soldaten aus dem Haus und zogen an ihm vorbei. Zweimal, sagt Mohammed, seien sie in Marschordnung an ihm vorübergezogen, als gehörten er und seine toten Söhne zur Kulisse. " Sie hatten zwei Sanitäter", sagt Mohammed Shurab.

"Ich war verzweifelt", sagt er, "als irgendwann Tom anrief." An die genaue Uhrzeit erinnert er sich nicht. " Es war spät."

Der 32-jährige Tom Menahe von der Organisation Physicians for Human Rights erinnert sich. Es war 1 Uhr in der Nacht, als er durch den Anruf einer Freundin aus Gaza von Mohammed Shurab erfuhr. Tom Menahe wählte sofort die Nummer, die er erhalten hatte, und Mohammed Shurab meldete sich, aber da war sein Sohn schon nicht mehr am Leben. " Wir haben die ganze Nacht gesprochen", erinnert sich Tom Menahe in seinem Büro in Tel Aviv. Helfen konnte er nicht mehr, nur trösten. " Wir haben geredet und geweint." Immer wieder legte er auf und rief Mohammed aufs Neue an. In den Gesprächspausen versuchte er, die israelische Koordinierungsstelle für Rettungseinsätze zu erreichen. " Mein Ansprechpartner dort war ein Barak. Wieder und wieder habe ich ihm erklärt, dass da noch immer ein verwundeter Mann liegt, Mohammed, der friert und blutet. Und dass sie einen Rettungswagen schicken müssen. Barak behauptete, es gebe Probleme mit dem sicheren Zugang." Tom Menahe schüttelt den Kopf. " Ich konnte doch bei jedem Telefonat mit Mohammed die Stille der Nacht um ihn hören."

Am nächsten Mittag kam ein Rettungswagen und barg die Toten.

Wenn Mohammed Shurab von dieser Nacht erzählt, von den Stunden, in denen Ibrahim tot in seinen Armen lag, dann erzählt er vor allem von Tom, diesem jungen Israeli aus Tel Aviv, dem liebevollen Zuhörer von der anderen Seite, dem Menschen, der dieselbe Staatsangehörigkeit besitzt wie die Soldaten, die seine Söhne töteten. Und nichts daran kommt Mohammed Shurab sonderbar vor. Diese Menschlichkeit, das ist es, was er erwartet von seinen Nachbarn. Das ist es, was er ihnen zutraut, Israelis wie Palästinensern. Wie wäre der Tag verlaufen, wenn Mohammed Shurab dieses Vertrauen nicht gehabt hätte? Oder wenn die Soldaten auf der anderen Seite ebendieses Vertrauen gehabt hätten? Ob dann alles anders ausgegangen wäre?

Mohammed Shurab und Tom Menahe sprachen miteinander bis halb acht am Morgen. Es war schon wieder hell, als sie sich voneinander verabschiedeten. Der Akku in Mohammed Shurabs Handy war leer. Es vergingen noch einmal fünf Stunden, bis ein Rettungswagen kam. Es war Samstag, der 17. Januar 2009, es war Mittag, 12.30 Uhr, als Mohammed Shurab mit den Leichen seiner beiden Söhne zum European Hospital nach Khan Younis gebracht wurde. Einen Tag lang hatte er auf Hilfe gewartet.

Der Krankenwagen bog am Rondell links ab. An der Kreuzung, vor der Mohammed Shurab am Tag zuvor mit seinem roten Jeep gestanden hatte, nahm der Fahrer die Straße nach Norden. Da lag auch gleich das Krankenhaus. Die Fahrt dauerte vier Minuten.

8) Die Liebe von Paul und Paula

Generation Porno? Unsinn. Die Keenies sind die Generation der großen Gefühle

Von Heike Faller, Zeit-Magazin, 16.07.2009

Wann hat der Herr Janssen denn mal Zeit für mich?", schrieb Paula aus der 9.3 dann schließlich an Paul aus der 9.5, damals vor dreieinhalb Monaten, nachdem Paul ihr in den Hofpausen und im Schulbus immer laaaaange Blicke zugeworfen hatte.
"Hab. Ich. Nicht", sagt Paul. "Paula hat mit mir geflirtet."
"Ich habe nicht mit dir geflirtet", sagt Paula. "Du hast mich die ganze Zeit so angeguckt und angezwinkert."

"Gezwinkert? Hä?" Und dann, bevor Paula den Mund aufmachen kann, um zu widersprechen: "Wir haben uns beide immer so angeguckt." Paula beugt sich über den Tisch. Kussi.

Paul Janssen, die Schultern noch schmal, die Brust schon breit, das Kinn noch rund, die Gesten leicht ungelenk, als könne er mit den Zauberkräften, die ihm gerade zuwachsen, noch nicht umgehen. Vor einem Jahr war er zehn Zentimeter kleiner. Wenn er sich aus dem Stuhl stemmt, wundert man sich, dass er Paula um einen halben Kopf überragt. An seinen Waden kräuseln sich blonde Härchen, aber sein Gesicht ist glatt wie ein Pfirsich. Man erkennt den Jungen, der er gerade noch war, aber noch nicht den Mann, der er bald sein wird.

Paula hingegen hat schon ihr Erwachsenengesicht bekommen. Und einen Körper, an dem alles genau zusammenpasst. Sie könnte sich an jedem Türsteher Berlins vorbeischlängeln, vorausgesetzt, sie ließe beim Lächeln ihre Zahnspange nicht aufblitzen. Ebenso gut kann man sie sich auf dem Beifahrersitz eines Autos vorstellen, einen 21-jährigen Angeber neben sich. Aber nein. Paul sollte es sein. Paul aus der Parallelklasse. Dass ein Mädchen ihres Alters sich einen gleichaltrigen Jungen sucht, hat die statistische Wahrscheinlichkeit eines Meteoriteneinschlags.

Paul bemerkte an Paula zuerst ihr Lächeln, das meistens glücklich wirkte, wenn die anderen morgens um halb acht im Schulbus noch apathisch in den Sitzen hingen. Im Winter erkundigte er sich bei ihrer Freundin nach ihr und erfuhr: Paula glaubt nicht an Schulbeziehungen. Weil man sich, wenn man jeden Tag aufeinanderglucke, bald annerve, sich nichts mehr zu sagen habe und so weiter. Daraufhin stellte Paul bei seinem Profil bei Jappy, der Internet-Community, bei der die meisten aus ihrer Schule angemeldet sind, unter der Rubrik "Status" ein gebrochenes Herz ein. Was Paula nicht entging, natürlich ohne dass sie es weiter ernst nahm.

Bis zu jenem Tag im Februar, als sie mit ihrer Freundin in der Pause das Schulgelände verließ. Paul stand mit seinen Kumpels bei Kaiser's an der Ecke, und sie bemerkte zum

ersten Mal, wie gut er aussah mit der Schiebermütze, die er in diesem Winter immer aufhatte. Sie sah seine langen Haare, länger als die der anderen Jungs, die ihm in die Augen fielen, in denen sie wiederum eine Verschmitztheit erkannte, die sie geheimnisvoll fand.

Herr Janssen konsultierte, wie er sich ausdrückte, also seinen Terminkalender, und er sah, dass er Zeit hatte. Samstag. Kino. Lichtenberg. Paula trug Lederstiefel und eine enge schwarze Jeans sowie eine taillierte schwarze Jacke mit hohem Kragen, von der sie hoffte, dass sie "weiblich-attraktiv" wirken würde. Darunter eine graue Strickjacke, die Lässigkeit ausstrahlen sollte. Weil: Sicher war sie sich da noch nicht. Erst mal sehen, wie er so ist, dachte sie. Ob man sich mit ihm unterhalten kann. Ihn gerne küssen würde. FALLS es so weit kommen sollte, zu einer Beziehung.
Was dachte Paul? "Ich freu mich aufs Popcorn."

Der Film mit Jennifer Aniston und Owen Wilson handelte von einem jungen Pärchen, das sich, als Generalprobe fürs Familienleben, einen Hund anschafft, der sich als so wild und unkontrollierbar entpuppt wie das Leben selbst - und der sie mehrere Kinder und Krisen später daran erinnert, worauf es im Leben wirklich ankommt. Paula drehte sich zu Paul. "Wir schaffen uns später auch mal einen Hund an", sagte sie leise.
"Hund find ich gut", sagte Paul.

Nach dem Film begleitete er sie zur Tram. An der Haltestelle öffnete er langsam seinen Gürtel. Und er bekam zu sehen, was er sehen wollte: Paulas schreckgeweitete Augen. Dann machte er den Gürtel wieder zu. Und fing an zu lachen.
Eine Woche später standen sie wieder an der Haltestelle. Es war Samstagnachmittag. Paula wollte ihn auf die linke Wange, Paul sie auf die rechte Wange küssen. Sie trafen sich versehentlich in der Mitte.

Am Sonntagabend standen sie unter einer Laterne. Paula fand, dass jetzt ein guter Zeitpunkt gekommen sei. Er hatte Sprüche gemacht, "Andeutungen sexueller Natur" , sagt Paula. Dass er sie zurückweisen würde, erschien ihr nach menschlichem Ermessen unwahrscheinlich.
"Zweimal", sagt Paul.
Und dann, mit geschlossenen Augen und einem breiten Lächeln, wie ein Kind, das vom Vergnügungspark erzählt: "Das war schön."
Als Paula später zu Hause vor dem Fernseher saß, schickte er eine SMS: "Und, wie war dein Abend?" - "War super. Ich war mit nem attraktiven Jungen unterwegs." Ein paar Minuten später: "Ab heute bist du meiner." Für den Fall, dass er nicht mitbekommen hätte, dass sie jetzt zusammen waren.

Wäre ihre Geschichte ein Film, sähe man in dieser Szene ein Mädchen, das in einer Altbauwohnung in Berlin-Karlshorst in Jogginghose und Fleecejacke vor dem Fernseher sitzt und glücklich lächelt. Dann würde die Kamera sich in den Nachthimmel erheben und über dunkle, baumbestandene Vorortstraßen fahren, um zwei Kilometer weiter das große Fenster einer zweistöckigen Dachgeschosswohnung in den Blick zu nehmen, wo ein Junge sitzt, ebenfalls allein vor dem Fernseher, ebenfalls lächelnd, weil er zum ersten Mal in seinem Leben dabei ist, in Liebe zu fallen.

Vom nächsten Tag an liefen die beiden immer gemeinsam von der Bushaltestelle zur Schule. Nach zwei Wochen fragten ihre Freunde, wann sie es denn offiziell machen

wollten, und nach zweieinhalb Wochen sagte Pauls 13-jährige Schwester Luca beim Abendessen mit den Eltern: "Paul hat jetzt eine Freundin, hähä."

Paul und Paula glauben, dass eine Beziehung Regeln braucht. Bislang gibt es nur eine Regel: dass Paul sich nicht alleine mit einem Mädchen treffen darf und Paula sich nicht mit einem Jungen. Die Idee kam von Paula. Denn Paul würde es nichts ausmachen, wenn Paula beispielsweise im Schwimmbad wäre und sein Freund Tom käme dazu. Aber er hat eingewilligt, sich daran zu halten, weil es Paula wichtig ist und weil er sowieso nicht wüsste, was er mit einem anderen Mädchen alleine anfangen sollte, und nun gilt die Regel für beide. Paul und Paula glauben, dass man für die schönen Seiten einer Beziehung auch Nachteile in Kauf nehmen muss, zum Beispiel, dass man weniger Freiheiten hat, seine Freunde weniger sieht oder sich ab und zu nicht versteht. Sie wissen von ihren Eltern, dass man sich streiten kann und trotzdem zusammenhalten - auch wenn Paulas Eltern vor einem Jahr in getrennte Wohnungen gezogen sind. Paula und Paul glauben, dass ihre Eltern sich noch lieben. Dass ihre Deutschlehrerin immer von "modernen Patchworkfamilien" redet, wundert sie. In ihrer Welt, die sich vom Berliner Ostbahnhof bis nach Köpenick erstreckt, sind die meisten Eltern noch zusammen.

Paulas Vater ist, ebenso wie der von Paul, Tischlermeister mit eigenem Betrieb, ihre Mutter hat drei, Pauls Mutter zwei Kinder großgezogen, und beide haben immer nebenher gearbeitet. Dass es ihre Mütter sind, die den Haushalt über Wasser halten, erscheint ihnen angesichts der Tatsache, dass ihre Väter ein kleines Unternehmen schmeißen, zwar asymmetrisch, aber nicht ungerecht.

Familien, in denen die Frau zu Hause ist und nur der Mann arbeitet, kennen sie so gut wie nicht. Sie müssen lange nachdenken, bis ihnen eine Mutter einfällt, die sie als "Hausfrau" bezeichnen würden.

Dafür fällt ihnen eine Mutter ein, die von ihrer Tochter auf einer Internetseite namens my-steel.de erwischt wurde, auf der Keuschheitsgürtel aus Edelstahl vertrieben werden, und ein Vater, der nach Angaben seines Sohnes einen Latexanzug in seinem Kleiderschrank verwahrt. Paul und Paula sind in diesen Dingen laisser-faire, sie gönnen allen ihren Spaß, sogar den Erwachsenen.

Dabei sind sie es, die in den Augen der Älteren der "Generation Porno" angehören, die schon mit elf oder zwölf Dinge sieht, die die meisten Menschen, die je auf dieser Erde gewandelt sind, spät oder nie zu Gesicht bekamen. Bilder, von denen die Erwachsenen fürchten, dass sie die Jüngeren womöglich auf Sex fixieren könnten als eine Choreografie aufeinander einhämmernder Körper der Kategorien Amateur, Asian und Mothers I'd Love to Fuck (MILFs).

Paul und Paula wussten schon vor ihrem ersten Kuss, auf wie viele Arten eine Frau und ein Mann sich ineinanderstecken können, oder eine Frau und drei Männer, oder eine Frau und ein Pferd, sowie Pferde, Hunde und Goldfische jeweils untereinander, wobei die "Tierpornos", die per Email verschickt werden, der Belustigung dienen und nicht der Erregung, was auch für die "Oma-Pornos" gilt, die bisweilen in den Pausen ihres Lichtenberger Gymnasiums auf Schülerhandys herumgezeigt werden und in denen es Leute über siebzig miteinander tun. Ihre Eltern haben sie darüber aufgeklärt, dass keine dieser Spielarten irgendetwas mit der zärtlichen Begegnung zu tun habe, mit der zwei Menschen ihre seelische Nähe auch körperlich ausleben. Oder so ähnlich.

"Wir verwechseln das aber nicht", sagt Paula. Riesenpenisse und harten Gruppensex hat sie in dem Bereich ihres Gehirns gespeichert, in dem sich auch jenes MASTURBIERENDE KÄTZCHEN befindet, das neulich in Internet-Gästebüchern die Runde machte: ins Reich der Fantasie. Jugendliche, die das für "die Realität" halten, kennen sie nur aus Fernsehreportagen, in denen tiefe Männerstimmen, unterlegt von Weltuntergangsmusik, fragen, was die Flut von Bildern anrichten mag in den formbaren Gehirnen junger Menschen, vor allem: Männer.

Paula hat in diesem Zusammenhang das Wort "frauenverachtend" gehört. "Also dass einem nur gezeigt wird, was Männer wollen, und dass Frauen denken, dass sie sich daran orientieren müssen", ergänzt sie.

"Das sind dann ja auch die Frauen, die auf so was stehen", glaubt Paul.
"Nein, dass die Frauen meinen, sie müssten so was erfüllen", sagt Paula.
"Welche Frau ist so dumm und verkleidet sich, weil ihr Typ das will?", ruft Paul. "Die drei Frauen in Deutschland, die so was machen, um den Männern zu gefallen - glückliche Männer!"

"Ja. Erklär mir die Welt, Paul", sagt Paula. Bernt, Pauls Vater, hat ihr jedenfalls gesagt, sie solle ihm Bescheid geben, falls sein Sohn mal nicht nett zu ihr sein sollte. Als die beiden zwei Wochen zusammen waren, entdeckte Paula auf dem Jappy-Profil von Pauls Ex-ex-ex-Freundin (nichts Ernstes) einen Kommentar, den dieser dort gerade erst hinterlassen hatte. "Sehr sexy ;-)", stand unter einem Foto, auf dem die Ex mit Riesenausschnitt zu sehen war.

Paula hatte bei ihrem ersten Freund, der tatsächlich ein paar Jahre älter war, erlebt, wie der sich plötzlich für Mädchen interessierte, die im Gegensatz zu ihr schon in die Disco durften, und sie hatte sich vorgenommen, nie wieder auf einen "krassen Player" hereinzufallen, wie offenbar Paul, wie ihr mit einem Mal klar wurde, einer war. Paul loggte sich gerade ein, ahnungslos, als Paula ihm eine wütende Nachricht schickte, um dann offline zu gehen, ohne auf seine Antwort zu warten.
Minuten später eine SMS von Paul:

Ich liebe dich, das war doch nur so dahingesagt.
Eine Entschuldigung nützt mir nichts, das bringt mich nicht weiter.
Es hatte nichts zu bedeuten, ich kann mich gar nicht mehr dran erinnern, weil es so nebensächlich für mich war.
Warum machst du so was, wenn du in einer Beziehung bist?
Na, weil das Bild gut aussah.
Keine Antwort.

Eine halbe Stunde später rief Paul an. "Es tut mir leid, bitte sei nicht so, nicht so böse, ich kann sonst nicht einschlafen." Paula war gerührt, aber trotzdem konnte sie in dieser Situation nicht einfach sagen: Ja, Schatz, ich liebe dich auch. Am nächsten Tag entschuldigte Paul sich noch mal, aber Paula blieb stur.
"Stur und bockig und zickig", sagt Paul. "Bei so was!"
Am zweiten Tag war es ihm irgendwann egal, denn: Mehr als hundertmal entschuldigen konnte er sich nicht.

"Vielleicht hab ich ja auch überreagiert", sagt Paula.
"Hast du auch", sagt Paul.

"Aber wenigstens seh ich es auch ein."
"Für Paula war es halt irgendwie ein großes Ding", sagt Paul. "Paula macht sich sowieso immer über irgendwelche Sachen einen Kopf."

Sie schaut unglücklich, unglücklich über sich selbst, und plötzlich ist klar, dass dieses Mädchen und dieser Junge, die man auf den ersten Blick für eine unbeschwerte Schülerliebe halten könnte, schon längst die Kraft haben, sich gegenseitig schwer zu verletzen.

Paulas Mutter hat ihr eingeschärft, sie dürfe Paul nicht zu sehr einengen. Vielleicht gibt es doch eine zweite Regel, die in den dreieinhalb Monaten, in denen sie jetzt zusammen sind, dazugekommen ist, aber lernen muss sie vor allem Paula: "Wenn du jemanden liebst, lass ihn frei", murmelt sie.

Natürlich wollen alle immer von ihnen wissen, egal ob sie jetzt fragen oder ob sie sie nur auf eine bestimmte Weise anschauen: Habt ihr schon? Oder habt ihr noch nicht? Die größte Fehlannahme der Erwachsenen über die Jugend von heute, sagt Paula, sei die, dass die Jugendlichen, nur weil sie wüssten, wie es aussieht, es auch sofort nachmachen würden. Dass sie Sex nicht ernst nähmen. Natürlich warteten die meisten Mädchen auf den Richtigen, einen, der zärtlich sei, der perfekt aussehe, immer mit einem zusammenbleiben wolle. Als empfohlene Mindestwartezeit fürs erste Mal gelten derzeit drei bis sechs Monate nach dem ersten Kuss.

Paul und Paula sind jetzt seit dreieinhalb Monaten zusammen.
Mehr wollen sie nicht verraten.

"Schreiben Sie: Kein Kommentar. Zwinker, zwinker", sagt Paul.
Die zweite große Fehlannahme, die Erwachsene über die Jugend hätten, sagt Paula, sei die, dass zwei Leute, nur weil sie sich total jung kennengelernt hätten, nicht für immer zusammenbleiben könnten.

9) Die letzte Schlacht

Weil die Lage in Afghanistan immer weniger durchschaubar wird, möchte US-Präsident Obama mit moderaten Taliban verhandeln - Worte eines Kriegsherrn, der nicht mehr an den Sieg glaubt? Am Ende könnte das Scheitern der größten Staatenkoalition stehen, die es jemals gab.

Von Ullrich Fichtner, DER SPIEGEL, 16.3.2009

Auf der Roten Brücke am Roten Fluss, gesichert durch Wachtürme zu beiden Seiten, lässt Mohammed Halim Fidai seinen Konvoi halten für einen kurzen, demonstrativen Spaziergang durch Feindesland 50 Kilometer westlich von Kabul. Weit vorn stellen sich seine drei Toyota-Pick-ups mit den aufmontierten Maschinengewehren quer und blockieren Highway One, hinten rangieren drei weitere Toyotas in verschneiter Landschaft. Polizisten mit Gewehren im Anschlag schwärmen aus, sie schaffen einen Kordon um Fidai, er ist der Gouverneur der Provinz Wardak, Zentralafghanistan, er geht herum in dünnen Schuhen, die sich dunkel färben vom Schneematsch, und sagt: "Sehen Sie, ich gehe, wohin ich will, ich kann mich hier überall problemlos bewegen. Das Gerede von den Taliban, die alles kontrollieren, ist Unfug."

Fidai fährt aus, um einen Mekka-Pilger im Dorf Badam zu besuchen. Es geht bald abseits des Highway über vereiste Schotterpisten und marode Brücken, der Marktflecken liegt zersiedelt im Bezirk Nirkh und ist oft beschrieben worden als eine Hochburg der Taliban. Es soll derer viele geben in Fidais Provinz, sechs der acht Bezirke in Wardak stehen angeblich unter ihrer Kontrolle. Lehmhäuser sind in die weite Hochebene gewürfelt, Bauernhöfe, Hütten, Scheunen. Die Berge füllen den Horizont aus wie eine Wand, Ausläufer des Hindukusch, vier-, fünftausend Meter hoch und ihre Gipfel so zahlreich, dass die meisten keinen Namen haben.

Das Haus des heimgekehrten Pilgers in Badam wird von Menschen belagert; Nachbarn, Freunden, die zum Gratulieren gekommen sind. Sie trinken aus kleinen Gläsern Wasser aus dem heiligen Land, nehmen Geschenke des Pilgers in Empfang. Kinder stehen barfuß im Schnee, Männer ziehen sich Turbanschals gegen die Kälte vors Gesicht. Der Konvoi des Gouverneurs wird lächelnd empfangen. Es gibt Tee und gute Worte, man umarmt sich, und Fidai nickt beifällig herüber, und dieses Nicken soll sagen: Ich gehe, wohin ich will, sehen Sie, die Taliban, das ist alles nur Gerede.

Es ist ein lautes, anschwellendes Gerede, dem sich der tapfere Gouverneur entgegenstemmt. Seit zwei Jahren mindestens macht der Feind wieder Boden gut in Afghanistan; im Süden, im Osten und im Westen regiert er ohnehin, aber nun hat er im

Zentrum wieder Fuß gefasst, in Wardak, in Logar, in Paktia, in den Provinzen südlich und westlich von Kabul, nicht weit von der Hauptstadt entfernt.

Interne Berichte der Nato-geführten Isaf-Truppe, Rapporte der afghanischen Uno-Mission Unama malen dunkle Lagebilder, US-Generäle sagen über Wardak, sie sähen sich dort einer "signifikanten Herausforderung durch Aufständische" ausgesetzt, und ihr neuer Befehlshaber, der US-Präsident persönlich, Barack Obama, hat auf die Frage, ob dieser Krieg in diesen Wochen und Monaten gewonnen werde, gerade mit einem schlichten "Nein" geantwortet.

Wardak und die anderen Provinzen in Zentralafghanistan, die lange als vergleichsweise ruhig, vergleichsweise friedlich galten, werden als Aufmarschgebiet des Widerstands beschrieben, als neue Machtbasis alter Tyrannen, als Basislager für den Sturm auf Kabul. Und Highway One, die Schlagader des Nord-Süd-Verkehrs zwischen Kabul und Kandahar, ist durch die Umtriebe auf voller Länge zu einer der gefährlichsten Straßen der Welt geworden.

Es liegen verkohlte Wracks von Lastern und Tankwagen entlang der schmalen zweispurigen Autobahn, getroffen im Jahresverlauf 2008 von ferngezündeten Bomben. "Im vergangenen Monat haben wir 32 Sprengsätze gefunden", sagt Gouverneur Fidai, er hält das für eine gute Nachricht, zumal die Funde auf Hinweisen aus der Bevölkerung beruhten. "In drei Dörfern hier", sagt er, es gibt in seiner Provinz 2235 Dörfer, "in drei Dörfern hier sind die Leute aufgestanden gegen die Taliban und haben sie vertrieben. Das sind die Nachrichten, die die Welt nicht hört."

Die Welt ist taub geworden für gute Nachrichten aus Afghanistan, und sie ist der schlechten lange überdrüssig. Das Interesse an den Vorgängen im Land wird mit jedem Attentat geringer, weltweit wünschen sich Mehrheiten ein baldiges Ende der Operation, die Heimkehr der Truppen, und tatsächlich ist der Mangel an guten Nachrichten nach sieben Jahren großer Anstrengungen frustrierend.

Das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge stuft die Situation in 26 der 34 afghanischen Provinzen als "unsicher" ein, und dafür sind nicht nur Terroristen verantwortlich. Die Welt macht es sich zu leicht damit, alle Verhinderer einer guten Entwicklung Afghanistans im Begriff "Taliban" zu verstauen, sie sind doch nur eine von vielen Parteien, die um politische und militärische Macht im Land kämpfen.

Die Radikalen der Hisb-i-Islami-Gruppe sind nicht weniger aktiv, das Hakkani-Terrornetzwerk und al-Qaida nicht weniger gefährlich. Es werden jetzt schon tschetschenische, jemenitische Gotteskrieger im Land aufgegriffen, umgeleitet womöglich aus dem Irak, und zu ihrem Terror gesellen sich alle Sorten von Kriminellen, lokale Warlords, Stammesführer und ihre Milizen, Bezirksgouverneure und ihre korrupten Polizeien, Drogenbarone und ihre Handlanger, die sich die Menschen ihres Beritts systematisch untertan machen. Morde und Morddrohungen, Folter, Entführungen, Vergewaltigungen sind die Mittel in diesem wirren Krieg, der längst keine klaren Fronten mehr kennt, in dem jeder gegen jeden zu kämpfen scheint, und sicher ist nur, dass immer häufiger "asymmetrische" Attacken ausgeführt werden, mit ferngezündeten Autobomben, vergrabenen Sprengminen oder durch Selbstmordattentäter, die ihre "weichen Ziele" jetzt in Schulen, Krankenhäusern, Moscheen, Kindergärten und auf Märkten finden. Die Zahl der "Zwischenfälle" durch

IEDs, "improvised explosive devices", am Wegrand vergrabene Sprengsätze, stieg von 1931 im Jahr 2006 auf 2615 im Jahr 2007 auf 3295 im Jahr 2008, unter den Augen der Nato.

Statt Fortschritten muss sie immerfort Rückschritte vermelden, selbst auf Feldern, die mit der Entmachtung der Taliban-Diktatur im Herbst 2001 zum Guten bestellt schienen. Die Gewalt gegen Frauen bleibt eine Plage der afghanischen Gesellschaft, die Zeitungen sind voll mit schauerlichen, gleichwohl wahren Geschichten über Männer, die ihre Frauen verhungern lassen, über zwangsverheiratete Kinder, über Abtreibungen mit Messer und Schere, vollzogen an Mädchen, die von ihren Vergewaltigern geschwängert wurden.

Auf den vermeintlichen militärischen Sieg gegen die Taliban vor über sieben Jahren will kein Friede folgen. In den Hauptstädten der Welt muss jetzt die furchtbare Möglichkeit des Scheiterns erwogen werden, die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage von Nato, Uno, EU, USA, die Aussicht auf eine Kapitulation von 41 Staaten, deren Koalition einst angetreten war, ein neues Afghanistan zu schaffen. In dieser Situation ist das Interview, das US-Präsident Obama der "New York Times" in der vorvergangenen Woche gab, ein dramatisches Zeitdokument.

Obamas Ankündigung, von nun an mit "gemäßigten" Taliban verhandeln zu wollen, sieht aus wie die Bewegung eines Kriegsherrn, der an den Sieg nicht mehr glaubt. Es sind Worte eines Anführers, der seine Stellung so geschwächt sieht, dass er dem Gegner Zugeständnisse machen muss. Und sie liefern den Beweis dafür, dass die Welt über die Situation in Afghanistan jahrelang in die Irre geführt wurde.

Was aus Obamas Vorschlag in der afghanischen Wirklichkeit werden kann, ist völlig offen, bislang haben sich die Taliban hochrangigen Kontakten immer verweigert. Aber für den Moment beendet Obamas Vorstoß den Reigen gegenseitiger Schuldzuweisungen, der sich zuvor monatelang abgespielt hatte. Die Führer der erfolglosen Schutzmacht Nato kritisierten die Schwäche und Korruptheit der erfolglosen afghanischen Führung, und die ihrerseits schob die Schuld an der Misere auf die verfehlten Strategien der Entwicklungshelfer und die Brutalität vor allem des US-Militärs.

Aber im Jahr acht des Afghanistan-Einsatzes, am Beginn dieses afghanischen Wahljahrs, das im Sommer vielleicht das Ende der Regierung von Präsident Hamid Karzai besiegeln wird, sind noch viele schlimme Fragen mehr zu stellen: Wofür kämpfen die über 60 000 Mann der internationalen Truppe, wenn Afghanistan trotz ihrer Präsenz im Transparency-Index der korruptesten Länder innerhalb von drei Jahren um 59 Plätze auf Rang 176 von 180 abrutscht? Wie ist es möglich, dass der Opium-Ausstoß Afghanistans in den Jahren der Nato-Präsenz nicht kleiner, sondern immer größer geworden ist, so dass jetzt 92 Prozent der weltweiten Opium-Produktion aus Afghanistan stammen?

Es sind die kalten Wochen am Beginn des Jahres; in der Nähe der deutschen Botschaft in Kabul, im Zentrum der Stadt, explodiert eine Bombe, bald wird ein Todeskommando das Regierungsviertel überfallen und in wilder, stundenlanger Schießerei 27 Menschen ums Leben bringen. Bald wird Pakistans Regierung vor den Taliban im Grenzgebiet zu

Afghanistan kapitulieren und versprechen, sie nicht mehr zu verfolgen und die Einführung der Scharia in ihren Regionen zu tolerieren.

Tag für Tag fallen ausländische Soldaten, Tag für Tag werden einheimische Polizisten ermordet, Tag für Tag ist das Leben von Präsident Karzai in Gefahr, dessen Konvoi sich mittlerweile nur noch unter dem Feuerschutz zweier "Apache"-Kampfhubschrauber auf die Straßen außerhalb der Kabuler Palastmauern wagt. Ist Afghanistan verloren? Ein gescheiterter Staat? Ein misslungenes Experiment einer der größten Staatenkoalitionen, die jemals am Werk waren? Ist es das Ende der Weltordnung, deren herausragende Mächte die USA, die Uno, die Nato waren? Und wie stark sind die Taliban wirklich?

Wer sich auf solche Fragen Antworten erhofft, muss viele Gespräche suchen. Der Weg führt zu amerikanischen Militärbefehlshabern und Uno-Sondergesandten, in ausländische Botschaften, afghanische Ministerien, an Restauranttische im Kabuler "Boccaccio", wo sich die Mächtigen, Einflussreichen und Halbseidenen abends gern zum Essen versammeln.

Große alte Männer der afghanischen Politik sind anzuhören, Gesandte des Aga Khan, Bürgermeister in der Provinz, Parlamentsabgeordnete und türkische Aufbauhelfer, Mikro-Banker und Telekom-Unternehmer, Wahlbeobachter, Bodyguards, Schuldirektoren und die Betreiberin des Schönheitssalons "Humaira Aria", wo sich reiche Kabuler Mädchen für ihre Hochzeit rüsten. Ihre Reden fügen sich zum Befund, dass Afghanistan am Abgrund steht, dass die Weltöffentlichkeit mit Durchhalteparolen abgespeist wird und dass dieses Jahr 2009 das Jahr der Entscheidung ist.

Zur letzten Schlacht rücken die ersten der neuen US-Einheiten ins Land ein, sie kommen zuerst nach Wardak, 2500, vielleicht 3500 Mann, Gebirgsjäger und eine Luftlandebrigade, die sich mit 120 Hubschraubern in ihr neues Einsatzgebiet verlegt. Sie ersetzen das Fähnlein der 250 US-Soldaten, die bis dahin mehr symbolisch als tatsächlich die Stellung halten mussten in der Bergwelt von Wardak, einer Provinz mehr als dreimal so groß wie das Saarland.

Gouverneur Fidai verspricht sich wiederholt, wenn er sagt, "in den vergangenen eineinhalb Jahren" sei doch in Wardak gar nicht mehr viel geschehen, keine Attacken, keine großen Angriffe. Er meint tatsächlich die vergangenen eineinhalb Monate, aber er sagt, wieder und wieder: eineinhalb Jahre. Der Irrtum muss einer Sehnsucht nach Fortschritt entspringen, dem Willen, vorzeigbare Ergebnisse zu präsentieren. Der Gouverneur ist überzeugt davon, dass die Welt keine Ahnung hat von Afghanistan. Er ist überzeugt davon, oder er will es unbedingt glauben, dass es um seine Heimat besser steht, als alle annehmen.

Fidai sitzt im Fond seines überheizten Geländewagens, über den Kopfstützen vorn hängen automatische Pistolen in Holstern, der Gouverneur verschickt Textnachrichten mit dem Telefon. Die Fahrt geht durch Maydan Shahr, seine kleine Provinzhauptstadt, 2200 Meter über dem Meer. Fidai übertreibt, wenn er sagt, dass hier 15 000 Menschen leben. Vielleicht sind es 5000, vielleicht ein paar mehr, auch nach Wardak kehren Flüchtlinge zurück, aus Iran, aus Pakistan, aber niemand hat verlässliche Zahlen. "Alles was Sie hier sehen", sagt Fidai und macht ungenaue Kopfbewegungen zum Autofenster hinaus, "war vor einem Jahr noch nicht da. Die Tankstelle da drüben ist neu, und da

hinten, die Landwirtschaftsschule, ist neu. Gestern habe ich das neue Postamt eingeweiht und den Grundstein für eine Technische Schule gelegt."

Neben, zwischen den Neubauten ist die alte Wirtschaft Afghanistans am Werk. Händler haben verrostete Cargo-Container in Läden verwandelt, sie verkaufen aus den Schlünden der Frachtkisten die Basisprodukte des Lebens - Kohleöfen, Rohre, Mehl. Fidai sagt: "Alle reden immer nur von Sicherheit, von den Taliban, und natürlich fallen hier manchmal zwei, drei Schüsse, aber ist das so ein Drama?"

Mohammed Hamil Fidai ist Afghanistans jüngster Gouverneur, 38 Jahre alt und erst seit Juli 2008 im Amt. Er ist ein charmanter Mensch, seine Blicke und Gesten wirken manchmal wie aus Hollywood-Filmen abgekupfert, er hat vier Kinder im Alter von 13, 11, 9 und 6 Jahren "und eine aufgeklärte Frau", sagt er. Wie so viele Afghanen flohen auch Fidais Eltern erst vor den Sowjets, dann vor den Taliban nach Pakistan, und ihr Sohn hatte das Glück, sagt er, dass sein Vater ihn nicht in den heiligen Krieg, sondern in die Schule geschickt habe.

Nach dem Sturz der Taliban-Diktatur arbeitete er als Journalist in Kabul, gründete eine Journalistengewerkschaft, leitete Talkshows im lokalen Fernsehen. Er war eine kleine Berühmtheit, als ihn Karzais Ruf ereilte, und nein zu sagen wäre unmöglich gewesen. Es war eine Frage der Ehre, eine Berufung zu einer historischen Aufgabe.

Jetzt, als Politiker, steckt Fidai in der Klemme. Wenn die Welt auf Wardak nur als ein gefährliches, unordentliches Kriegsgebiet schaut, dann bleibt die Welt weg, es geht keine Entwicklung voran, der Geldfluss reißt ab, und Wardak könnte noch gefährlicher und noch unordentlicher werden, das ungefähr ist seine Sicht der Dinge, und deshalb auch redet er alles gnadenlos schön.

Der Gouverneur glaubt nicht, dass es erst Sicherheit und dann Entwicklung geben könnte, er glaubt, umgekehrt, dass nur Entwicklung, wirtschaftlicher Erfolg den Frieden bringe. Aber dafür müssen Investoren kommen, Entwicklungshelfer. Und für sie braucht er gute Nachrichten. Er kann mitreden, wenn es um Krieg und Frieden geht. In den 38 Jahren seines Lebens befand sich Afghanistan fast 30 Jahre lang im Kriegszustand.

"Wissen Sie", sagt er, "wir haben ja eigentlich alles, wir haben die Menschen, die Felder, wir haben Mineralien, 28 Bergwerke, die brachliegen, die Äpfel aus Wardak sind im ganzen Land berühmt. Nur unsere Hände", er sucht nach dem passenden Wort, "sind verkrüppelt, wir können die Schätze nicht heben, wir haben von allem zu wenig."

Es schneit seit dem Morgen, im Lauf des Tages werden 30, 40 Zentimeter Neuschnee fallen, Fidai schaut hinaus und sagt: "Bei diesem Wetter beispielsweise, wenn ein Unfall passiert in einem der Dörfer da draußen - soll ich die Polizei hinschicken? Aber wie denn? Wir brauchten Hubschrauber, um in die Berge zu kommen. Aber wir haben natürlich keine."

Wardak ist, wie das ganze Land, ein rechtsfreier Raum aus Geldnot. Die Provinz verfügt über 456 Polizisten, eine verwegene Truppe in vielfarbigen Anoraks. Sie tragen Kalaschnikows, an den Füßen Stiefel oder Turnschuhe, viele von ihnen können weder lesen oder schreiben, sie alle verdienen kaum das Geld für den Reis.

Diese 456 Mann, ohne Ausrüstung, Fuhrpark, ohne Computer, Funkgeräte, sollen für Sicherheit und Strafverfolgung sorgen in einem Landstrich, der sich von Ost nach West 120 und von Nord nach Süd 100 Kilometer hinstreckt, darin über 2000 Dörfer, zahllose Berge, Höhlen und Schluchten, in denen sich ein unheimlicher Feind versteckt.

Niemand weiß, wie viele bewaffnete Kämpfer in Wardak operieren und wie sie sich organisieren. Vielleicht sind es nur ein paar hundert, wie Fidai behauptet, deren Macht vor allem in der Kommunikation und der PR-Arbeit liegt. "Wenn hier ein Laster in den Graben fährt, einfach weil der Fahrer nicht aufgepasst hat, weil ein Unfall passiert, behaupten die Taliban hinterher, sie hätten einen Uno-Konvoi überfallen", sagt Fidai. "Es ist ein Wahnsinn. Und so steht es dann in der Zeitung."

Nun rücken US-Soldaten in seine Provinz ein, und der Gouverneur sagt vorgestanzte Sätze dazu, wie: "Wir begrüßen unsere ausländischen Freunde", "Wir hoffen, sie werden beitragen zu unser aller Sicherheit". Aber hinter solchen Sätzen flackert die Angst, dass die neuen Soldaten zuerst Unruhe bringen werden. Dass über die Dörfer, die befreit werden sollen, zuerst der heiße Krieg kommen wird.

Aber zeigt der US-Aufmarsch nicht, dass seine Provinz in Problemen steckt? Dass alle außer ihm selbst davon ausgehen, Wardak sei in die Hand der Feinde gefallen? "Ich habe nie gesagt", antwortet Fidai, "dass wir keine Probleme hätten. Ich sage nur, dass alles maßlos übertrieben wird. Und dass es für Fremde schwer ist, unser Land zu verstehen."

In seinem Amtssitz, einem ungeheizten Herrenhaus hinter Mauern und Stacheldraht in Maydan Shahr, wedelt der Gouverneur mit einem dicken Papierpacken, um dessen Inhalt gerade seine Tage kreisen. Vor dem Schreibtisch stehen mächtige kupferfarbene Polstermöbel im Rechteck, Glastische, deren Füße an geschliffene Likörflaschen erinnern. Ein Diener bringt einen Laptop wie eine Kostbarkeit, es ist einer der sieben Computer der gesamten Provinzverwaltung. An diesem Computer hat Fidai sein Grundlagenpapier über die Provinz Wardak verfasst.

Fidai hebt den Packen Papiere hoch, sie enthalten Straßen- und Staudammpläne, Bauprojekte für die Landwirtschaft, für die Polizei, für Krankenhäuser, er sitzt da in seinem Wintermantel, er sagt: "Das ist die Zukunft." Er ruft seinen Kabinettschef, um alle Zahlen wirklich richtig zu entziffern, dann haben sie es: "Für das Jahr 2009 brauchten wir 234 Millionen 662 tausend 344 Dollar."

Er sagt das genau so, exakt, aber offenkundig nicht, um schlau zu wirken, um eine Pointe zu setzen, er wiederholt vielmehr die Zahl, dreimal, viermal, so, als wollte er keinen Fehler machen, als wollte er zeigen, dass er nicht irgendwelche Zahlen ausbreitet, sondern dass alles genau gerechnet ist. Er sagt 234 Millionen 662 tausend 344 Dollar, weil es in Wardak wirklich um jeden Dollar geht, um jeden Cent.

Gäbe es ordentliche Straßen, würde sich die Fahrt aus dem Bezirk Markazi Bihsud in die Provinzhauptstadt von jetzt zwölf auf vier Stunden verkürzen. Es könnten Dörfer mit Marktplätzen verbunden werden, Häuser in der Einöde mit der Welt. Gäbe es neue Staudämme und eine Wasserversorgung, könnte die andauernde Dürre bekämpft werden, Aprikosenhaine und Kartoffelfelder wären zu bewässern, und die Bauern könnten viel mehr als die 130 000 Tonnen Äpfel ernten, die sie jedes Jahr in Wardak einfahren.

Mit den Millionen könnten 1000 Polizisten zusätzlich ausgebildet und bezahlt werden, jede Familie könnte zwei, drei Nutztiere bekommen und Saatgut für Krokusse, um eines Tages Safran zu verkaufen. Für 60 000 Kinder, die in Wardak in Scheunen oder im Freien unterrichtet werden, könnten Schulhäuser gebaut werden. Es ist ein Traum. Papier. Es ist Fidais Vision.

Die Wirklichkeit schreibt kleinere Zahlen. Das für Wardak zuständige türkische Wiederaufbauteam hat in den vergangenen drei Jahren für 51 Projekte 20 Millionen Dollar ausgegeben, und die amerikanische Hilfsorganisation USAID hat in den zurückliegenden sieben Jahren knapp 88 Millionen Dollar in Wardak investiert.

Dafür wurden ein paar Schulen gebaut, es wurden ein paar Kilometer Straße repariert, und 48 Ladenbesitzer wurden in Hygiene geschult.

Zehn Wassermühlen sind renoviert worden, Brunnen und Sportplätze, es wurde eine Bankfiliale eingerichtet, und es wurden Minen geräumt entlang des Highway One. Berater waren da, um Provinzoffizielle zu unterweisen, Stadträte zu trainieren, sieben Apotheker und sieben Richter fortzubilden; aber während all dies geschah, während die Helfer ihre vielen Erfolge nach Hause meldeten, brach die zivile Ordnung in Wardak zusammen, Stück für Stück, Dorf für Dorf. Der Gegner übernahm das Ruder, er strafte alles Gerede von Entwicklung Lügen, und er widerlegt das beharrliche Hoffen des tapferen Gouverneurs Fidai.

Er fährt durch seine Provinz, tagein, tagaus, auch in diesen Wochen, in denen für Afghanistan das Jahr der Entscheidung beginnt. Präsident Obama hat die Operation am Hindukusch gleich zu Beginn seiner Amtszeit zur Priorität erklärt, im Februar genehmigte er 17 000 Mann Verstärkung, bis Ende des Jahres könnten insgesamt 30 000 US-Soldaten zusätzlich nach Afghanistan abrücken. Die ausländischen Truppen stünden dann mit rund 90 000 Soldaten im Land, zwei Drittel davon Amerikaner.

Sie werden ihr angestammtes Einsatzgebiet im Osten ausweiten und dann auch im Süden operieren, in Kandahar, in Helmand, in Uruzgan, im Herzen der Finsternis, Seite an Seite mit Briten, Kanadiern, Niederländern. Aber sie kommen nicht, um diesen Krieg zu gewinnen. Sie kommen, um die Wahlen im Sommer zu sichern.

Die große, vom Westen angeführte Koalition braucht diese Wahlen, sie braucht sie fast dringender als Afghanistan selbst, denn wenn im Sommer ein neuer oder alter, jedenfalls regulär gewählter Präsident gefeiert werden kann, beruhigt das die Lage an der Heimatfront. Dieser Gedanke beherrscht längst das Handeln in der Betonfestung des Isaf-Hauptquartiers in Kabul, dem polyglotten Heerlager, wo zur Mittagszeit Neuseeländer, Deutsche, Italiener, Australier, Polen, Kroaten, Tschechen, Franzosen ums Essen anstehen.

Ihren Generälen geht es darum, irgendeinen Status quo herzustellen. Mit den Wahlen einen symbolischen Erfolg zu liefern, etwas, das nach Sieg aussieht. Es gehe darum "zu liefern", sagt Generalmajor Michael S. Tucker, er ist ein dünner grauer Mann mit einem kleinen Büro im Isaf-Hauptquartier, einem Steinhaus inmitten einer Stadt aus Militärbaracken.

Tucker ist der fürs Tagesgeschäft und die Operationen zuständige Isaf-Kommandeur, zweiter Mann hinter Oberbefehlshaber David McKiernan, auf seinem Schreibtisch zeigt ein digitaler Bilderrahmen alle fünf Sekunden ein neues Foto von der Hochzeit seiner

Tochter. Tucker schläft nicht viel, er ist um die Augen blass, ständig muss er an Videokonferenzen mit dem Pentagon teilnehmen, die nachts um zwei Uhr beginnen. Trotzdem müht er sich, Optimismus und Tatkraft zu versprühen.

"Wir müssen dieses Land mit Kompetenz überfluten", sagt er, "die Leute hungern danach, sie sehnen sich nach guter Regierung, in jedem Dorf." Tucker zählt zum neuen Typ amerikanischer Offiziere, für die ziviler Aufbau und soziales Bewusstsein nicht Mädchenkram sind, sondern wesentlicher Teil moderner Kriegführung.

Seine Vokabeln sind die von Stadträten oder Uno-Arbeitsgruppen, seine tägliche Arbeit hat manchmal so viel mit Brunnen und Getreidespeichern zu tun wie mit Truppenbewegungen und Luftschlägen. Aber der Gegner lässt in der Weite des Landes nicht viel ziviles Engagement zu.

"Unsere Lage ist", sagt Tucker, "dass wir überall hier den Feind, die Taliban, wen auch immer, vertreiben können, das ist überhaupt kein Problem. Aber wir können die eroberten Gebiete nicht halten. Und das ist ein Problem."

Im Land hat das in den vergangenen Jahren regelmäßig dazu geführt, dass Schulen zwar gebaut, aber nach Abzug der Isaf sofort wieder geschlossen oder gleich niedergebrannt wurden. Es werden Stromgeneratoren unter dem Schutz von Soldaten installiert, aber sofort demoliert, wenn die Ausländer weiterziehen, und dasselbe galt und gilt für Krankenhäuser, Tierarztpraxen, Markthallen. Die internationale Truppe kam, sah und siegte immer wieder - aber es waren und sind immer nur Siege auf Zeit.

Seit gut sieben Jahren geht das so, für die Einheimischen sieht es aus wie sinnloses Gefuchtel, über dem manchmal furchtbar die Bomber dröhnen, die Ratlosigkeit der Besatzer zeigt Wirkung. Parolen der Nato-Gegner finden offene Ohren, Dorfbewohner, die in der Regel nicht lesen und schreiben können, lassen sich leicht die Frage einflüstern, was all die Besatzer im Land eigentlich zu suchen haben. Weil so wenige vom Aufbruch in eine neue Zeit profitieren, viele aber noch schlechter leben als je zuvor, verfallen sie nun in Massen auf den naheliegenden Gedanken, dass die Taliban-Herrschaft, die immerhin für Ruhe, Zucht und Ordnung sorgte, so schlecht am Ende nicht gewesen sei.

Man spürt bei Tucker die Frustration darüber, dass der Kampf um die Herzen und Hirne nicht gewonnen wird, man spürt sie, als er ein abfälliges Lachen nicht kontrollieren kann, wenn die Sprache auf die Uno kommt. Aber er ist der tatkräftige Typ, er sagt, dass jetzt alles anders werde, dass die Probleme erkannt und die Lösungen auf dem Weg seien.

"Operation Tolo" nennen die Militärs das Großprojekt, das nun in immerhin 60 von rund 400 afghanischen Bezirken für nachhaltige, konzertierte Anstrengungen sorgen soll. SCHB ist das Kürzel, das ungefähr für Planen, Erobern, Halten, Aufbauen steht, und es bedeutet, sagt Tucker, dass nun "Inseln" entstehen werden, in denen die Dinge wirklich und dauerhaft vorankommen. "Leicht wird es nicht", sagt der Generalmajor, er spricht überhaupt viel zu viel über Probleme. Und dabei erwähnt er noch nicht einmal die größten.

Im Osten, entlang den Nachschubrouten im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet, werden ständig Brücken gesprengt und Wege verschüttet, es werden Konvois überfallen oder schon auf pakistanischem Boden vom Gegner vernichtet. Der strategisch

entscheidende Khyber-Pass und eine südlichere Nachschubroute sind wegen andauernder Angriffe nur noch wenige Stunden am Tag überhaupt offen zu halten.

Tucker sagt trotzdem, ohne jeden Zweifel in Stimme und Gesten, dass alle Befürchtungen, der Gegner könnte die Lebenslinien der Isaf-Operation zerschneiden, nur lachhaft seien. Er greift in eine Tupperbox mit Süßigkeiten vor sich auf dem Tisch, darin 30, 40 Zuckerringe, 30, 40 Pralinen Marke "Hershey's Kisses", er nimmt eine davon in die Hand und macht wichtige Augen.

"Wenn ich diese eine Praline hier aus der Box nehme, was denken Sie: Haben wir beide dann noch genug Süßigkeiten hier?" Tucker macht eine theatralische Pause. "Genauso relevant sind die Schläge des Feindes gegen unseren Nachschub", sagt er, "sie haben keine Chance. Wir werden diesen Kampf ohne jede Frage gewinnen."

Das Isaf-Hauptquartier liegt in direkter Nachbarschaft zu Karzais Amtssitz im Zentrum Kabuls, zu vielen Botschaften, die Gegend gleicht in diesen Wochen immer mehr der Green Zone von Bagdad zu schlimmsten Zeiten. Die leeren Straßen sind mit Checkpoints verstellt und von Betonwällen und Mauern aus Sandsäcken gesäumt, es ist eine ungute Aufrüstung in Gang. Wer es sich als Privatmann leisten kann, bekrönt die Mauern um sein Haus mit Girlanden aus Stacheldraht und stellt sich bewaffnete Wachtrupps vor die Tür.

Die Bilder gleichen sich, überall: Auch vor dem Haus von Burhanuddin Rabbani, in einer ohnehin für die Öffentlichkeit gesperrten Straße gelegen, schaut der Besucher zuerst in Gewehrläufe. Rabbani, der lange Zeit Afghanistans Präsident war, ist ein charismatischer Mensch wie ein geistliches Oberhaupt, mit gepflegtem Bart und Turban. Er war der Führer der Allianz, die sich im Norden auch gegen die Taliban halten konnte, und bis zu ihrem Sturz blieb seine Regierung die von den Vereinten Nationen offiziell anerkannte.

Im heutigen Afghanistan hat Rabbani keine amtliche, aber viel weiche Macht. Er ist eine der wenigen nationalen Figuren, im ganzen Land respektiert, er kann Politik machen, ohne zu regieren. Er lädt zur Privataudienz in sein Haus, und obwohl er das Englische beherrscht, lässt er sich alles übersetzen, der zuständige Sekretär spricht von ihm nur als "Seine Exzellenz". Er ist ein Mann präziser Antworten.

Rabbani war immer für Verhandlungen mit den Taliban, und damit war er keineswegs allein. Lange bevor sich die US-Regierung Gespräche mit der zum Todfeind gestempelten Truppe vorstellen konnte, diskutierten die Zirkel und Grüppchen schon darüber, wie die Radikalen ins Spiel um Macht und Einfluss einzubinden wären.

Aus afghanischer Sicht waren sie nie einfach der innere Feind, nie nur ein übler Terroristenhaufen, wie im Westen stets zu hören war. Aus afghanischer Sicht gehörten die Taliban und ihre Weltsicht immer ins Spektrum akzeptabler Meinungsfreiheit. Sie mögen die radikalsten der Radikalen sein, lupenreine Islamisten, aber Afghanistan ist per Verfassung eine Islamische Republik, und Rabbani sagt: "Wir dürfen sie nicht weiter ausschließen. Das Kämpfen muss aufhören."

Im Gespräch steigert er langsam die Brutalität seiner Attacken gegen einen ganz anderen Gegner, gegen Karzais Regierung, redet über deren Fehlentscheidungen von Beginn an, über ihre Irrtümer in Sachen Antidrogenpolitik und Korruption. Rabbani sagt: "Die Regierung hat keine Strategie, sie ist ohne Programm. Der Präsident hat alle

Macht, aber er agiert nicht, wir haben auf keinem einzigen Feld nennenswerte Fortschritte erzielt."

Es sind die kalten Wochen am Beginn des Jahres, die Provinz Wardak liegt unter Schnee, und ihre kleine Hauptstadt Maydan Shahr bekommt viel Besuch. Minister und andere Regierungsleute kommen häufig vorbei, der Ort liegt günstig zu Kabul, bei gutem Wetter ist die Fahrt in 40, 45 Minuten über Highway One zu schaffen.

Diesmal ist der Bildungsminister da, er heißt wie die Provinz, aus der er selbst stammt, Ghulam Wardak, ein breiter, sprudelnder Mann, der größte Saal der Stadt ist reserviert, ein flacher Zweckbau 500 Meter vom Gouverneurspalast entfernt. Am Morgen rollen die Konvois an, und die Gegend füllt sich mit Gewehren.

Im Saal versammeln sich Abgeordnete aus allen Bezirken Wardaks, sie haben teils zwölfstündige Anreisen hinter sich, über Bergpässe, eisige Pisten. Trotz Schneefalls kommen sie alle pünktlich, Dorfälteste, Abgeordnete, Imame, Lehrer. 500 Männer und 8 Frauen sitzen am Ende da, für westliche Augen ist es eine Szene wie aus einem exotischen Roman, ein schöner Tanz der vielen afghanischen Kopfbedeckungen, prachtvolle Turbane sind zu sehen und das weiche afghanische Barett mit dem Wulst, Pakul genannt, darunter uralte Gesichter von Bergmenschen, imposante Bärte, fremde Gesichter, die nie zeigen, was in den Köpfen vorgeht.

Das Thema ist ernst. Minister Wardak redet darüber, dass es so wie bisher nicht weitergehen könne. Er redet darüber, dass die Taliban versuchten, ins neue Bildungssystem einzudringen, dass sie Lehrer einschüchterten, dass sie ihre eigenen Leute an Schulen plazierten. "Ich würde gern die Politik aus der Bildung herausnehmen", ruft Wardak, er ist ein guter Redner, er hat die ganze Konzentration des Publikums, "die Schulen Afghanistans sind nicht dazu da, Afghanistan schlechtzumachen."

Vor der Tür draußen lungert das Heer der Sicherheitsleute, Soldaten, Polizisten, türkische Sondereinheiten, auch Ahmed I. steht vor der Tür, um zu rauchen, er ist ein Bürgermeister, und um ihn zu schützen, ist es besser, seinen Namen zu verschleiern.

Er hat eine Stellung in einer amerikanischen Sicherheitsfirma aufgegeben, 3000 Dollar im Monat, weil er das Gefühl hatte, für sein Land aktiv werden zu müssen, aus Pflichtgefühl. Aber als er den Posten antrat, gratulierten ihm Freunde schon hämisch dazu, dass er sich jetzt endlich zu den ganz großen Fleischtöpfen vorgearbeitet habe. Und als er die Arbeit begann, wusste er bald, wovon sie redeten. Wenn I. den Verkauf eines Grundstücks registriert oder wenn er eine Baugenehmigung vergibt, bekommt er wie automatisch Erpresserbriefe von Leuten, die ihn selbstverständlich für korrupt halten und sich die Beute teilen wollen. "Es ist", sagt der Bürgermeister, "ein unfassbarer Kreislauf von Schmiergeld im Gang, in allen Branchen, auf allen Ebenen."

Tatsächlich gab es schon glaubhafte Berichte, dass man sich in Afghanistan für 20 000 Dollar zum Polizeichef eines Bezirks hochschmieren kann, dass Sitze im Nationalparlament käuflich seien, Gouverneursposten, Richterstellen, und der SPIEGEL brachte in Erfahrung, dass im Kabuler Parlament auch Mehrheiten käuflich sind, die bei wichtigen Abstimmungen rund eine Million Dollar kosten.

In Wardak geht es um kleinere Beträge, um das Verteilen der spärlichen Entwicklungshilfe. Bürgermeister I. sagt, dass er selbst sich nicht bediene, vielleicht

stimmt das, glaubhaft wirkt er durch sein offenes Reden, und er warnt davor, die Sache mit den Taliban immer nur als eine Frage von Krieg oder Frieden zu verstehen. "Die Taliban sind überall", sagt er, "sie kämpfen nicht nur. Sie sitzen in meiner Verwaltung, sie tragen Verantwortung in Dörfern, sie sind mitten unter uns."

Nicht viel anderes redet Minister Wardak drinnen im Saal, und er ist schon einen Schritt weiter. "Ich will wissen, was die Mullahs wollen, was die Taliban wollen", ruft er in den Saal, "und ich bin zu vielem bereit. Von mir aus können sie selbst als Lehrer an die Schulen kommen, wenn sie die Lehrpläne respektieren. Und meinetwegen kann die Schule auch in der Moschee stattfinden. Aber warum brennen sie die Schulhäuser nieder? Was haben sie davon? Was haben wir alle davon?" Am Ende seiner Rede erhält Wardak als Einziger während des ganzen Vormittags Applaus. Die Kappen, die Barette wogen. Der Minister hat gut gesprochen.

Und er hört auch beim Essen noch nicht damit auf. Im Gouverneurspalast gibt es Schüsseln mit Salat, mit Lammhaxen und Huhn, es gibt Pepsi-Cola und Mirinda. Wardak sitzt neben Gouverneur Fidai, beide im Mantel, am Kopf einer Tafel, um die sich 50, 60 Ehrengäste versammeln.

Der Minister kennt seine Zahlen, er spult sie ab wie ein Automat, er sagt: "Im Jahr 2001 hatten wir weniger als eine Million Kinder in den Schulen, jetzt sind es 6,35 Millionen. Im Jahr 2001 hatten wir 3400 Schulen, jetzt sind es 11 600. Im Jahr 2001 hatten wir 20 000 Lehrer, jetzt sind es 167 000. Sie wollen über Fortschritte reden?", sagt Wardak und fischt nach einem Stück Lammhaxe, "bitte sehr, sind das keine Fortschritte?"

Fortschritte, auch Adrian Edwards kann sie herbeten, er ist Sprecher des Uno-Sondergesandten Kai Eide, bei einem Vorgespräch zum Interview mit seinem Chef gibt er trotzdem zu, dass es "nicht viel Frieden im Land" gebe. Forderungen nach einer neuen Debatte über das Wie und Wohin für Afghanistan seien aber unsinnig, sagt Edwards. "Die Strategien sind alle da", sagt er, "die Prozesse alle hundertmal diskutiert, wir brauchen keine Debatten mehr, wir brauchen Aktionen."

Edwards ist ein blasser, ruhiger Medienprofi, der zuverlässig jede E-Mail beantwortet, Kritik an der Uno-Mission kontert er so: "Unser größter Fehler war die Annahme, dass wir hier mit wenig Mitteln viel erreichen können", sagt er. "Die Uno-Mitglieder wollten es so. Und so haben wir uns von Anfang an nicht zu viel, sondern viel zu wenig engagiert."

Für die Operation Osttimor, sagt Edwards, hatte die Uno einen Etat achtmal größer als in Afghanistan. "In Darfur", sagt er, "arbeiten in der Pressestelle 112 Leute. Hier bei mir sind es 3." Einer von ihnen klopft an die Tür und tritt ein. Er sagt: "Alles abspeichern, Adrian. In einer Dreiviertelstunde gibt es keinen Strom mehr."

Immer wenn die Nacht fällt in Kabul, beginnt in den Restaurants das Ballett der Internationalen und der Mächtigen, sie fahren in dicken Geländewagen vor, rangieren um das "Bella Italia", die "Gandamak Lodge" und das "Boccaccio", wo russische Kellnerinnen schwere T-Bone-Steaks aus Nebraska zu noch schwererem Rotwein aus Sizilien servieren.

Man kennt sich hier, und wer sich nicht kennt, wird bald eingeführt in die Cliquen, die in der Hauptstadt Fäden ziehen und Gerüchte verwalten. Ministermitarbeiter kungeln

mit Uno-Leuten, Geheimdienstler führen Botschafter aus, afghanische Parlamentarier, die im Land als die frommsten Muslime bekannt sind, trinken Grappa und ordern Zigarren. Wer das Glück hat, am Tisch neben Aly Mawji zu sitzen, dem Afghanistan-Chef der Aga-Khan-Stiftung für Entwicklung, erfährt zum Dessert viel über die Lage im Land.

Mawji ist ein Ismailit aus England mit vorzüglichen Manieren und ebensolchen Anzügen, er ist der Herr über 3500 Beschäftigte und steht der größten Entwicklungsagentur vor, die in Afghanistan arbeitet. 750 Millionen Dollar hat die Aga-Khan-Stiftung seit 2001 im Land investiert, so viel wie sonst niemand, es wurde die erfolgreiche Telekom-Gesellschaft Roshan aus dem Boden gestampft, es wird eine Bank für Mikrokredite betrieben, der Aga Khan saniert ganze Innenstädte, und Kabul baute er das Fünfsternehotel "Serena". Aber auch sein Vertreter vor Ort, Aly Mawji, ist beunruhigt. Er hält die Taliban für die erfolgreichste Graswurzelorganisation im Land, eine Truppe, die überall, mit und ohne Zwang, Kontakt zu den Leuten hat und die Macht über den Alltag in Händen hält, die Regierung sei dagegen ein Nichts, eingeigelt in ihrer Hauptstadt, für die Leute in der Fläche unsichtbar und deshalb so gut wie handlungsunfähig.

Es sind die kalten Wochen am Beginn des Jahres, in Afghanistan beginnt das Jahr der Entscheidung, <<die letzte Schlacht vielleicht. "Haben Sie schon die Nachrichten gehört?", fragt Gouverneur Fidai, er ist wieder unterwegs in seine Provinz, im gepanzerten Geländewagen. Am Morgen haben US-Soldaten in Wardak einen Selbstmordattentäter aus dem Verkehr gezogen. "Ein Einzelfall", sagt Fidai. Er telefoniert.

Über Wardak, Maydan Shahr, liegt noch das Morgengrauen, Highway One führt durch den Ort, um diese Stunde fahren turmhoch bepackte Reisebusse mit alten deutschen Schriftzügen auf den Flanken Richtung Kabul. Für kurze Zeit gab es einmal eine Highway-Polizei hier, eine Sondertruppe nur für die Autobahn, aber sie wurde wieder aufgelöst, nachdem die Polizisten angefangen hatten, durchreisende Fahrer an den Checkpoints abzukassieren.

Auf Fidai wartet nur Tagesarbeit. In seinem Büro ist es so kalt, dass der Atem vor dem Mund steht, der Kabinettschef bringt Unterschriftenmappen, er hat seine Augen mit Kajalstift schwarz gerändert. Fidai schreibt seinen Namen 20-, 30-mal unter Papiere, er erhöht Straßenarbeitern den Lohn, sie bekommen jetzt pro Monat 50 Afghani mehr, einen Dollar, das ist ordentliches Geld in Wardak.

Als der Tee kommt, es gibt immer Tee in Afghanistan, grün und dampfend, sagt Fidai, was er die ganze Zeit schon gesagt hat, er hängt sehr an diesem Satz: "In drei Dörfern hier sind die Leute aufgestanden gegen die Taliban und haben sie vertrieben." Aber es gibt in seiner Provinz 2235 Dörfer. Und es gibt in Afghanistan 34 Provinzen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

10) Die gelbe Revolution

Es klingt wie ein großes Versprechen: Gentechnisch veränderte Reissorten sollen die Dritte Welt mit Vitamin A versorgen. Umweltschützer sehen im "Goldenen Reis" einen Dammbruch: Das Projekt gefährde das wichtigste Grundnahrungsmittel der Erde.

Hauke Goos, DER SPIEGEL, 24.11.2008

Ein paar Wochen nachdem ein Taifun ihm das komplette Versuchsfeld abgeräumt hat, hockt Parminder Virk auf einem Plastikstuhl im Gewächshaus CS-07-00 und will zeigen, wie die Revolution funktioniert. Vor ihm auf dem Tisch steht ein leeres Marmeladenglas, in der Hand hält er eine Nagelschere.

Virk leitet die Zuchtabteilung am Internationalen Reisforschungsinstitut in Los Baños, zwei Autostunden von Manila entfernt. Knapp drei Milliarden Menschen weltweit ernähren sich von Reis, denn Reis ist billig und macht satt. Virks Job ist es, neue Sorten zu züchten, Sorten, die noch widerstandsfähiger sind gegen Schädlinge und Krankheiten, Nässe und Dürre. Virk soll dafür sorgen, dass der Menschheit der Reis nicht ausgeht.

Die Türen von CS-07-00 sind vergittert. Vorn rechts gibt es eine Kammer für die Aufpasser, Besucher müssen sich am Eingang in ein Buch eintragen. Die Leute vom Reisforschungsinstitut wollen keine Fehler machen, nicht so kurz vor dem Ziel.

Virk zieht eine Reispflanze zu sich heran und fängt an, das obere Viertel der Blüten mit der Nagelschere abzuschneiden. Reis ist, wie viele Pflanzen, ein Zwitter. "Unsere Aufgabe als Züchter besteht darin, die Selbstbefruchtung zu verhindern", sagt Virk. "Deshalb müssen wir den Reis kastrieren."

In jeder Blüte wachsen sechs winzige Staubbeutel, sie enthalten die Pollenkörner. Virk zupft die Staubbeutel mit einer Pinzette vorsichtig heraus und lässt sie in das Marmeladenglas fallen.

Vor kurzem wurde seine Arbeit auf eine neue Stufe katapultiert. Zwei deutschen Forschern, unterstützt von Universitäten in Zürich und Freiburg, war es gelungen, einen Reis zu entwickeln, der Betacarotin enthält, eine Vorstufe des lebenswichtigen Vitamin A; Betacarotin wird deshalb auch Provitamin A genannt. Sie hatten ihm Gene eingebaut, die im Reis nicht vorkommen, das war das Revolutionäre daran. Parminder Virk, 50 Jahre alt, soll den Genreis jetzt in lokale Sorten einkreuzen, er soll die Revolution weitertragen in die Dritte Welt, dorthin, wo die Menschen an Vitamin-A-Mangel leiden, weil der Reis, den sie essen, zwar alles Mögliche, aber leider kein Vitamin A enthält.

Virk, so sehen es seine Forscherkollegen, ist ein Pionier. Virk, sagen seine Gegner, ist ein Handlanger, ein nützlicher Idiot der Gentechnik-Industrie.

Parminder Virk springt auf und läuft an das andere Ende des Gewächshauses. Es ist oben offen, ein feinmaschiges Netz soll verhindern, dass Insekten hineingelangen. Das Reisforschungsinstitut liegt in einer sattgrünen Ebene, von Vulkanen umstanden, auf Virks Stirn bilden sich Schweißtropfen. Er stoppt vor ein paar Reihen Reis, die ihm der Schweizer Agrokonzern Syngenta geliefert hat.

Die Syngenta-Leute haben dem Reis das Gen einer Maispflanze eingesetzt. Mais produziert Betacarotin, deshalb sind seine Körner gelb. Der Reis, den Virk züchtet, wird ebenfalls gelb sein. Es ist ein besonderer Reis, kein Züchter der Welt würde ihn durch bloßes Kreuzen hinbekommen. 2011, spätestens 2012 soll der "Goldene Reis" auf den Philippinen zugelassen werden, Bangladesch soll kurz darauf folgen - für viele Menschen auf der Erde ein Segen, für fast ebenso viele eine Bedrohung.

Mit dem Goldenen Reis nämlich steht die Nahrungsmittelproduktion an einer Schwelle: Zum ersten Mal soll die gentechnische Veränderung einer Nutzpflanze nicht den Erzeugern zugutekommen, sondern den Konsumenten.

Das ist der Fortschritt, den diese Revolution verspricht. Denn Vitamin A unterstützt das Knochenwachstum und fördert die Sehkraft, es hält Haut und Schleimhäute gesund und macht den Körper damit widerstandsfähig gegen Infektionen. Mehrere hundert Millionen Menschen leiden weltweit unter Vitamin-A-Mangel, viele von ihnen werden blind, etwa zwei Millionen sterben jedes Jahr an den Folgen.

Jetzt werde mit dem Goldenen Reis das wichtigste Grundnahrungsmittel der Erde gentechnisch verändert, auf eine Weise, die irreversibel sei: Das ist die Gefahr, die die Gegner beschwören, eine Gefahr, behaupten sie, die zum Fluch werden könnte.

Der Goldene Reis spaltet die Welten, weil er für einen Grundkonflikt steht: zwischen den Hoffnungen der Dritten und den Ängsten der Ersten Welt, zwischen Forschern und Forschungskritikern, zwischen Hilfsorganisationen und Milliardenkonzernen, zwischen Optimisten, die die Natur verbessern wollen, und Zurück-zur-Natur-Romantikern. Zwischen zweierlei Arten von Menschenfreunden also.

Das Irritierende an diesem Konflikt: Die Einwände der Kritiker scheinen genauso gut begründet zu sein wie die Antworten der Befürworter; wer den Argumenten beider Parteien lange genug zuhört, hält irgendwann beides für möglich, die Verheißung und die Apokalypse.

Ende April hat Virk mit einem Feldversuch begonnen, es war der erste in Asien überhaupt. Er kreuzte die lokale Langkorn-Sorte IR64 mit dem gentechnisch veränderten Reis. Er wollte sehen, ob der neue Reis im Freien hielt, was er im Gewächshaus versprochen hatte. Dann kam der Taifun. Virk hatte bis dahin immerhin genug Daten gesammelt, um zu wissen, dass sie auf dem richtigen Weg waren.

Der Goldene Reis, in diesem Punkt sind sich beide Seiten ausnahmsweise einig, ist ein Anfang, ein Türöffner. Längst wird in Forschungslaboren überall auf der Welt daran gearbeitet, dem Reis auch andere Gene einzusetzen, Gene, die ihn Eisen aufnehmen lassen oder Zink, die ihn immun machen gegen Insekten wie den gefräßigen Reisstengelbohrer oder gegen die gefürchtete Weißblättrigkeit.

Wenn die Menschen den Goldenen Reis akzeptieren, heißt es, dann ist vieles möglich.

Parminder Virk ist im nordindischen Punjab aufgewachsen, als Sohn eines Reisbauern. Er weiß, dass viele Europäer dem Genreis misstrauen, dass sie Angst haben vor ihm.

"Die Menschen in Europa haben genug zu essen", sagt er. "Sie brauchen den Goldenen Reis nicht. Warum sollten sie sich darüber ernsthaft Gedanken machen?" Virk lächelt fein. "Ihr in Europa habt doch gar keine Ahnung, was Menschen anderswo wirklich brauchen."

Über 10 000 Kilometer von Virk entfernt, in einem klimatisierten Büro am Hamburger Hafen, organisiert Jan van Aken den Kampf gegen den Goldenen Reis, den er aus Prinzip "gelben Reis" nennt. Der Zellbiologe ist bei Greenpeace International für Gentechnik zuständig. Für van Aken war der Goldene Reis von Anfang an "eine Scheißidee".

Vor acht Jahren, als die ersten Berichte über den neuen Wunderreis eintrafen, habe man bei Greenpeace "relativ ergebnisoffen" diskutiert. Bot der Goldene Reis einen Anlass, neu über Gentechnik nachzudenken? War es möglich, dass es gute Gentechnik gab und schlechte? "Wenn die Chancen überwiegen", sagt van Aken, "dann ist das eben so. Am Ende geht's um den Menschen."

Van Aken befürchtet, dass der Genreis, würde er tatsächlich angebaut, vorhandene Reissorten bestäubt, sich immer mehr vermischt, die anderen Sorten gleichsam verseucht, so lange, bis es keinen Reis mehr auf Erden gibt, der nicht das Maisgen in sich trüge.

Und wer, sagt van Aken, garantiere dann, dass der gentechnisch veränderte Reis nicht auf großer Fläche versage, bei starker Hitze etwa? Es bestehe die Gefahr, "dass Reis als Grundnahrungsmittel vom Erdboden gespült wird".

Natürlich haben sie bei Greenpeace einen Beleg für diese Behauptung, wie sich überhaupt für jedes Argument in diesem Konflikt ein Beispiel finden lässt, das passt, wenigstens ungefähr.

Von 1998 bis 2001 hatte die Firma CropScience in den USA genveränderten Reis im Freiland angepflanzt, zu Versuchszwecken. Fünf Jahre später musste der Bayer-Konzern, der CropScience übernommen hatte, zugeben, dass der Genreis ausgekreuzt hatte.

Zwei Arten von Risiken gebe es, sagt van Aken: solche, die sich managen lassen, und solche, die sich nicht managen lassen. "Vorsorgeprinzip heißt: Ich darf nichts machen, was ich nicht wieder in den Griff kriegen kann. Wenn die Gentechnik erst einmal auf dem Acker ist, kommt sie nie wieder zurück."

Er habe darüber nachgedacht, sagt Ingo Potrykus, Greenpeace zu verklagen. Potrykus, mittlerweile fast 76 Jahre alt, ist einer der beiden Erfinder des Goldenen Reises, er sitzt auf der Terrasse seines Hauses in Magden, ein paar Kilometer außerhalb von Basel, weit geht der Blick übers Tal. Der Goldene Reis ist zu seinem Lebensthema geworden. Alles ist so einfach - und gleichzeitig so kompliziert.

Oben, in seinem Arbeitszimmer, hat Potrykus das gerahmte Titelbild des amerikanischen "Time"-Magazins vom 31. Juli 2000 aufgehängt. Er selbst ist darauf zu erkennen, ein freundlicher älterer Herr mit Kinnbart, offenbar steht er mitten in einem Reisfeld. "This Rice Could Save a Million Kids a Year" lautete die Schlagzeile. In höchstens drei Jahren, dachte Potrykus damals, werde der Goldene Reis auf dem Markt sein.

Dass es seinen Reis noch immer nicht zu essen gibt, dass Jahr für Jahr Zehntausende Kinder an den Folgen des Vitamin-A-Mangels sterben, dafür macht Potrykus vor allem Greenpeace verantwortlich. Bevor eine genetisch veränderte Nutzpflanze zugelassen werde, sagt Potrykus, gebe es Versuche, Labortests, Studien, zu beachten seien eine Menge Regeln und Vorschriften. Sie sind streng, viel strenger als bei der herkömmlichen Züchtung. Niemand will in der Gentechnik einen Fehler machen, auch die Konzerne nicht.

Pflanzenzüchtung, sagt Potrykus, ziele immer auf die genetische Veränderung der Pflanze. "Beinahe alle Nutzpflanzen, die wir kennen, sind genetisch verändert. Es ist nicht unsere Funktion im biologischen System, die Natur einfach hinzunehmen. Der Mensch hat nur überlebt, weil er die Evolution nicht akzeptiert hat, weil er die Evolution selbst in die Hand genommen hat. Pflanzenzüchtung ist der direkte Eingriff des Menschen in die Evolution."

Für Potrykus gibt es eine moralische Verpflichtung, den Goldenen Reis auf den Markt zu bringen, jetzt, da es ihn gibt. Die Argumente von Greenpeace sind für ihn "romantische Träumereien", gespeist aus einer verqueren Zurück-zur-Natur-Sehnsucht. "Alles wäre einfacher, wenn sie mit dem Goldenen Reis erreichen könnten, dass ein blindes Kind wieder sehend wird. Aber zu verhindern, dass ein Kind blind wird, ist sehr schwer nachzuweisen."

Peter Beyer, Potrykus' Partner bei der jahrelangen Suche nach dem Goldenen Reis, hat sein Büro auf der anderen Rheinseite, am Institut für Biologie an der Universität Freiburg. Die beiden lernten sich 1992 kennen, auf einer Tagung in New York. Beide faszinierte die Aussicht, eine Reissorte zu entwickeln, die Provitamin A enthielt, jeder der beiden konnte etwas, das dem anderen fehlte.

Beyer, schulterlange graue Haare, Schnurrbart, sieht müde aus. Weil er den Goldenen Reis ständig rechtfertigen muss, hat er auf seinem Computer eine Präsentation vorbereitet.

Das Reiskorn, sagt er, braucht sieben Enzyme, um Betacarotin zu produzieren. Auf dem Bildschirm ist ein Fließband zu erkennen, vor dem sieben Fabrikarbeiter hocken, Männer und Frauen. Beyer hat sie durchnummeriert, E1 bis E7, die sieben Arbeiter stehen für die sieben Enzyme.

Leider besitzt das Reiskorn nur vier der notwendigen Enzyme, sagt Beyer. Drei fehlen. Wenn drei von den sieben Arbeitern nicht zur Arbeit erscheinen, sagt er und stützt sich mit den Füßen auf dem Papierkorb ab, dann können die vier anderen nichts produzieren.

Es ist eine Präsentation für Laien, für Journalisten und Politiker; alles sieht so simpel aus, dass sogar Minister mit dem Gefühl nach Hause fahren, die Grundlagen der Biochemie verstanden zu haben.

Wenn drei Enzyme fehlen, ruft Beyer und wirbelt auf seinem Stuhl herum, muss man sie heranschaffen. Leider kommt Betacarotin in der Natur im Reiskorn nicht vor. Es gibt darum keine Möglichkeit, den gewünschten Effekt durch Kreuzungen zu erzielen. Also kamen Beyer und Potrykus auf die Idee, sich die notwendigen Gene für diese Enzyme bei anderen Organismen zu holen. Ihre Wahl fiel auf die Osterglocke, Narcissus pseudonarcissus, und auf ein Gen des Bakteriums Erwinia uredovora.

Der Weg, auf dem dieser Transfer passiert, ist kompliziert, man muss ihn nicht vollständig verstanden haben, um trotzdem der Meinung zu sein, dass den beiden etwas Aufregendes gelungen ist: ein Reis, der die Menschen in der Dritten Welt nicht nur satt, sondern gesund machen würde. Es gab damals nicht wenige unter Beyers und Potrykus' Kollegen, die davon überzeugt waren, dass eine solche Leistung den Nobelpreis verdient hätte.

Am Anfang gab es beim Goldenen Reis Streit darüber, wie viel Betacarotin tatsächlich im Reis vorhanden sei und wie viel davon der Körper aufnehmen könne. 2001 lud Greenpeace deshalb auf den Philippinen zu einer Pressekonferenz ein.

Man habe ausgerechnet, sagte ein Greenpeace-Sprecher in die versammelten Mikrofone und Kameras, wie viel Goldenen Reis ein Kind am Tag essen müsse, um seinen Tagesbedarf an Vitamin A zu decken. Dann stand er auf und schüttete neun Kilo Reis auf den Tisch. Beyer und Potrykus ahnten, dass es nicht leicht werden würde.

Um den Beta-Carotin-Gehalt zu erhöhen, wurde später das Gen der Osterglocke durch ein Maisgen ersetzt. Der Gehalt an Betacarotin stieg um das 23fache, aber die Skepsis blieb.

Wobei noch zu klären ist, ob die Menschen tatsächlich ihren kompletten Tagesbedarf über den Reis decken müssen. Oder wie viel Betacarotin notwendig ist, um überhaupt eine Wirkung zu haben.

Ihn störe, in Europa, in Deutschland, die grundsätzliche Einstellung zu Risiken, sagt Beyer. Organisationen wie Greenpeace nutzten die allgemeine Risikoscheu und schüfen ein Klima der Nervosität. Niemand frage nach dem Nutzen einer gentechnischen Veränderung.

2003 trat das sogenannte Cartagena-Protokoll in Kraft, ein Abkommen zwischen mehr als 140 Staaten, es soll den Umgang mit gentechnisch veränderten Organismen regeln. Beyer hat sich den Text genau angesehen. "Das Wörtchen ‚risk' taucht darin 48-mal auf, das Wort ‚benefit' ein einziges Mal, in der Einleitung", ruft er. "Das ist doch Wahnsinn."

Beyer und Potrykus wissen, dass es ohne die Bauern in den Entwicklungsländern nicht gehen wird, wenn ihr Reis ein Erfolg werden soll. Dass ihr Projekt scheitert, wenn die Reisfarmer auf den Philippinen, in Vietnam und Bangladesch sich weigern, den gelben Reis anzubauen.

Sie wissen auch, dass es von Männern wie Chito Medina abhängt, ob aus der revolutionären Idee tatsächlich eine Revolution wird.

Medina, kariertes Hemd, schmaler schwarzer Schnurrbart, steht draußen vor seinem Büro in Los Baños, ein paar hundert Meter Luftlinie vom Reisforschungsinstitut entfernt, hinter ihm lehnt ein riesiges Ölgemälde an der Wand.

Medina ist Bauernfunktionär, er berät Reisfarmer, schult sie ökologisch und natürlich auch politisch. Seine Organisation Masipag vertritt 35 000 Farmer. Das Ölgemälde an der Wand lässt erahnen, wie Medina die Welt sieht.

Demonstranten sind darauf zu erkennen, Menschen aus verschiedenen Ländern, mit unterschiedlichen Hautfarben, darüber Forscher, die einen prächtigen Maiskolben umstehen. In der Mitte des Bildes, Racheengeln gleich, schwebt eine Heerschar Empörter durchs Bild; ihr Zorn richtet sich gegen einen Mann im schwarzen Anzug, der sich, neben zwei prallen Geldsäcken, vor einem hässlichen grauen Maiskolben aufgebaut hat: ein Vertreter der Firma Monsanto, Weltmarktführer bei genverändertem Saatgut, Weltmarktführer auch bei genverändertem Mais.

Medina und seine Leute haben gegen Monsanto demonstriert, sie haben zum Boykott des US-Konzerns aufgerufen, Medina warnt vor Monsanto-Produkten, wo immer er vor seinen Bauern auftritt.

Im Grunde, sagt Medina, sind fast alle Argumente, die wir gegen den Genmais gesammelt haben, auf den Goldenen Reis übertragbar.

Für Medina ist der Goldene Reis ein "trojanisches Pferd", der Versuch von weltweit tätigen Konzernen, die Gentechnik zu etablieren. Das Image der Gentechnik-Konzerne sei schlecht, sagt er. Goldener Reis sei gut, jedenfalls behaupten das seine Erfinder. Die Konzerne hofften, dass sich ihr Image bessere, wenn der Goldene Reis auf den Markt käme.

Dabei, sagt Medina, ist nicht der Mangel an Vitamin A das größte Problem, sondern die Armut in der Dritten Welt. Selbst wenn die Menschen genügend Vitamin A erhielten, könnte ihr Organismus damit nichts anfangen, weil sie gleichzeitig zu wenig Fett bekämen. Fett ist vor allem in Fleisch vorhanden, und arme Menschen, sagt Medina, können sich Fleisch nun einmal nicht leisten.

Er hat gehört, dass der Goldene Reis Bauern umsonst zur Verfügung gestellt werden soll, die im Jahr weniger als 10 000 Dollar verdienen, das sind fast alle, die bei Masipag organisiert sind. Er hat auch gehört, dass Syngenta dafür auf Patent- und Lizenzgebühren verzichten will.

Medina misstraut solchen Meldungen, weil er Firmen wie Syngenta misstraut. Die Grüne Revolution, die seit den sechziger Jahren in den Ländern der Dritten Welt zu höheren Erträgen, aber auch zu höheren Kosten für Dünger und Pestizide führte, hat bei den Bauern ein tiefes Misstrauen gegen europäische und amerikanische Konzerne hinterlassen, gegen Konzerne überhaupt.

Der Goldene Reis ist nicht für den europäischen Markt entwickelt worden, sagt Medina. Er sei der Versuch des Nordens, die Probleme des Südens zu lösen. "Sind die Menschen in der Dritten Welt die Versuchskaninchen für die Erste Welt?"

Länder wie die Philippinen, sagen die Kritiker des Goldenen Reises, hätten den Vitamin-A-Mangel inzwischen unter Kontrolle. Zweimal im Jahr würden den Menschen Vitamin-A-Tabletten verabreicht, es gebe kaum noch Blinde und viel weniger Tote als noch vor Jahren. Außerdem enthielten genug einheimische Pflanzen Vitamin A. Man müsse den Menschen einfach erklären, wie man Obst und Gemüse zu Hause anbauen kann.

Überhaupt sei weißer Reis, geschält und poliert, in den Ländern Asiens ein Wohlstandssymbol. Kaum jemand werde freiwillig gelben Reis essen.

Wissenschaftler der Universität Hohenheim haben am Beispiel Indiens untersucht, welchen Nutzen Goldener Reis tatsächlich hätte. Von den 140 Millionen Kindern, die weltweit an Vitamin-A-Mangel leiden, leben schätzungsweise 35 Millionen in Indien; jedes Jahr sterben dort über 70 000 Kinder unter sechs Jahren an den Folgen des Vitamin-A-Mangels.

Die Wissenschaftler entwarfen zwei Szenarien: ein "pessimistisches" und ein "realistisch-optimistisches". Im ersten Fall würden 5000 Kinderleben im Jahr gerettet, im zweiten Szenario fast 40 000.

Natürlich wollen Gesundheitsökonomen wissen, was es kostet, ein Menschenleben zu retten. Das international übliche Maß dafür ist das "Disability Adjusted Life Year", abgekürzt Daly. Ein Daly entspricht einem verlorenen gesunden Lebensjahr.

Sie errechneten 19,40 Dollar pro Daly und Person im pessimistischen Szenario und ganze 3 Dollar im realistischen. Das Ergebnis war besser, als Beyer und Potrykus gehofft hatten. Nach den Standards der Weltbank gelten bereits weniger als 200 Dollar pro Daly als kosteneffektiv.

Die Fragen, die bleiben, sind grundsätzliche Fragen. Muss man, um dauerhaft zu helfen, tatsächlich die Gewohnheiten der Menschen ändern - oder darf man mit der Nahrung anfangen, weil jede Veränderung besser ist als Stillstand? Darf man die Symptome der Armut bekämpfen, solange sich die Ursachen nicht beseitigen lassen? Nimmt man die Welt, wie sie ist - oder wie sie sein soll?

Joselito und Molina Monico haben fünf Kinder, alles Jungen. Sie wohnen in Manila, im Stadtteil Tondo, ein paar Straßen von einer der größten Müllhalden der Stadt entfernt. Italienische Fratres haben in ihrem Viertel eine Suppenküche eingerichtet; jeden Wochentag gegen neun Uhr morgens warten Mütter mit ihren Kindern darauf, dass Helfer ihnen eine warme Mahlzeit auf den Tisch stellen. Die fünf Kinder der Monicos wurden von einem Arzt untersucht und sofort in das kirchliche Programm aufgenommen.

Die Familie lebt in einer Seitengasse, in einem Raum, der Platz bietet für ein Holzschränkchen und eine Matratze auf dem Fußboden. Kein fließendes Wasser, keine Toilette, kein elektrischer Strom.

Joselito Monico, der Vater, arbeitet als Bote, am Tag verdient er rund 100 Pesos, umgerechnet 1,60 Euro. Das reicht für Reis, sagt Joselito, und ab und an für galungo, den billigsten Fisch auf dem Markt.

Dominador, der älteste seiner Söhne, ist 16 und sieht aus, wie 9; Jefferson, der Neunjährige, hat die Statur eines Vierjährigen.

Bekommen sie Vitamin A von der Regierung? Keine Ahnung, sagt Joselito Monico. "Bei uns war niemand."

Bauen sie Gemüse in einem eigenen Garten an?

"Wir wohnen im zweiten Stock."

Auf den Philippinen hat im vergangenen Jahr eine Aktion gegen Genreis gestartet. Greenpeace-Mitglieder verteilen Aufkleber, Prominente wie die "Miss Philippinen 2007" werben dafür, dass Restaurants nur Reis verwenden, der gentechnisch nicht verändert wurde.

Die Monicos haben von dieser Kampagne nichts mitbekommen. Sie waren noch nie in einem Restaurant, das Wort Gentechnik sagt ihnen nichts, von Greenpeace haben sie noch nie gehört.

Würden Sie Reis essen, der Vitamine enthält, selbst wenn dieser Reis gelb wäre?

"Wir würden alles essen", sagt Joselito Monico und blickt seine Frau an. "Egal welche Farbe. Hauptsache, wir überleben."

11) Junger, alter Mann

Boris Becker, der vielleicht größte deutsche Sportstar, möchte sich neu erfinden. Noch ist nicht klar, wo es hingehen soll. Pokerspieler? TV-Moderator? Geschäftsmann? Fußballmäzen? Er träumt von einer Zukunft, die seiner Vergangenheit ähnlich ist

Von Jochen-Martin Gutsch, DER SPIEGEL, 14.09.2009

Es ist schon Nacht, als der Mercedes-Offroader vor dem Hotel in Stuttgart losfährt. Regen fällt, die Straßen glänzen schwarz. Boris Becker schaltet das Navigationsgerät ein. Sie müssen nach Zürich, das ist klar. Sie müssen zur Autobahn. Aber wo ist die Autobahn?

Becker schaut in den Rückspiegel. "Everything okay, baby?", fragt er Richtung Rückbank, bekommt aber keine Antwort und widmet sich wieder dem Navigationsgerät.

Auf der Rückbank sitzt, liegt fast, Sharlely Becker, die Ehefrau, die alle nur Lilly nennen. Sie telefoniert auf Niederländisch mit jemandem in den Niederlanden. Sie trägt Jogginghosen, Sweatshirt und an den Füßen Socken mit Gumminoppen, so, als säße sie nach Feierabend in einer Altbauwohnung mit empfindlichem Parkett.

Die Beckers haben einen normalen Tag hinter sich. Man könnte sagen, einen Arbeitstag. Am Nachmittag hatte Boris Becker eine Partie Golf gespielt, zusammen mit einigen Prominenten, zugunsten einer Sportstiftung. Am Abend gingen die Beckers dann auf die Players Night des Stuttgarter Tennisturniers, Sharlely Becker trug ein kurzes apricotfarbenes Kleid, sie stellte sich auf zwölf Zentimeter hohen Absätzen vor die Fotografen, sie umarmte kurz Axel Schulz, der einen weißen Anzug trug, als wäre er Don Johnson in "Miami Vice", sie umarmte Heiner Lauterbach, und dann war niemand mehr da, nur unbekannte Stuttgarter High Society.

Vom besten Tisch in der Mitte des Saals konnte sie beobachten, wie ihr Mann, Boris Becker, vorn auf der Bühne eine kurze Rede hielt in seiner Rolle als Chairman der "Laureus Sport for Good"-Stiftung und anschließend die Fragen eines Moderators beantwortete in seiner Rolle als Tennis-Denkmal. Begleitet wurde Becker, wie beinahe täglich, von einer Handkamera des Internetsenders "Boris Becker TV", den Becker im Frühjahr ins Leben rief, um zu zeigen, wie Boris Becker lebt, arbeitet und "wer das ist, Boris Becker 2009". Was klingt, als wüsste er es im Moment selbst gerade nicht so genau.

Noch vor dem Dessert verließen die Beckers die Gala, wechselten die Garderobe und stiegen in den silbernen Mercedes, der sie nun nach Zürich bringen soll.

"A 81, Richtung Singen", murmelt Becker. Er tippt ein paarmal mit dem Zeigefinger auf zwei Tasten des Navigationsgeräts, plus und minus, wodurch sich die Umgebungskarte vergrößert oder verkleinert. Tipp, tipp, tipp. Das Fahrtziel, Zürich, gibt er nicht ein, was eigentlich das Einfachste wäre, um auch in Zürich anzukommen. Aber Becker schüttelt den Kopf. "Für mich läuft es besser, nach meiner eigenen Nase zu fahren."

Ein paar Minuten später hält Becker an einer Tankstelle und fragt nach dem Weg. Er tankt den Wagen voll, kauft ein paar Dosen Red Bull, und die Verkäufer schauen ihm hinterher, als wäre er von einer Titelseite ins wahre Leben hinabgestiegen.

"A 81 ist richtig", verkündet Becker im Auto. "Erst mal Richtung Karlsruhe." Es geht auf Mitternacht zu, der Regen wird stärker, Sharlely liest in einem Modemagazin, und Becker zündet sich einen Zigarillo an, zieht genüsslich, Rauch fließt aus seinem Mund. Die Richtungsfrage ist geklärt. Becker spricht jetzt über seine Lebenskrise. Allerdings nur kurz. Denn wichtiger als die Krise ist die gute Nachricht, dass die Krise auch schon wieder vorbei ist. So hat Becker entschieden.

Sein letztes Match als Profi spielte er vor gut zehn Jahren, im Juni 1999. Er verlor das Achtelfinale von Wimbledon gegen den Australier Patrick Rafter in drei Sätzen. Becker ging vom Platz als dreifacher Wimbledon-Sieger, Daviscup-Gewinner, Olympiasieger, ehemalige Nummer eins der Weltrangliste. Er war der größte deutsche Sportheld. Ein Popstar. Wahrscheinlich war es nicht einfach, von dort oben in das normale Leben hinabzusteigen.

Manche Helden ertragen das nicht. Die Stille danach. Matti Nykänen, der Skispringer, wurde Stripper, Popsänger, er saß im Gefängnis wegen schwerer Körperverletzung und schrieb eine Autobiografie mit dem Titel "Grüße aus der Hölle". Diego Maradona, der größte aller Fußballer, schluckte Kokain, verfettete und stand bereits an der Schwelle zum Tod. Womöglich rettete ihn nur der Job als Nationaltrainer.

Becker fiel nicht. Nicht auf diese Art. Becker kaufte Firmen und Beteiligungen und verkaufte das meiste wieder. Er erfand das Nutella-Messer, er drehte Werbespots, er war Daviscup-Teamchef, hatte aber bald keine Lust mehr, er spielte Schaukämpfe gegen die alten Gegner Henri Leconte und John McEnroe, er trennte sich von seiner ersten Ehefrau, und es ist heute kaum noch vorstellbar, dass die Anhörung vor Gericht in Miami damals live im deutschen Fernsehen übertragen wurde. Becker wechselte die Berater, er wechselte die Frauen, er stand in der Zeitung, er tauchte in Fernsehshows auf, er schrieb seine Autobiografie, er schrieb ein Buch über Kindererziehung, er machte viel, um nicht an Aufmerksamkeit zu verlieren.

Und jetzt?

Becker ist 41 Jahre alt, ein Mann in der Mitte seines Lebens und gerade dabei, sich noch einmal neu zu erfinden. Es ist noch nicht ganz klar, wo es hingehen soll in Zukunft, aber irgendwie Richtung Seriosität, Beständigkeit, Inhalt. Becker hat eine neue Ehefrau und neue Berater. Das ist ein Anfang. Jetzt braucht er noch eine neue Rolle. Am besten eine neue Aufgabe.

Was will er eigentlich in Zürich?

"Geschäftstermine", sagt Becker.

Welche Geschäftstermine?

"Ein Sporttag für Kinder. Von meiner Cleven-Becker-Stiftung. Ich werde den Kindern etwas über Sport beibringen. Die richtige Einstellung, Ernährung, Training."

Der Scheibenwischer ratscht träge hin und her. "Ich muss relativ viel im Büro arbeiten, das bekommt aber die Öffentlichkeit nicht mit", sagt Becker.

Das Letzte, womit man Boris Becker in Verbindung bringen würde, ist vermutlich irgendeine Art von Büro. Es gibt keine Büro-Fotos von ihm, keine Büro-Storys, man sieht ihn nie mit Büro-Tasche, und alles, was man über ihn lesen konnte in den vergangenen Jahren, spielte an bürofernen Orten wie Yachten, Golfplätzen, Casinos, Fincas, Rennstrecken, Clubs, Fernsehstudios und zuletzt in einer Kirche in St. Moritz, in der Becker im Juni Sharlely Kerssenberg heiratete.

"Ich sitze oft in meinem Büro und gehe meinen Aufgaben nach. Bei mehreren Firmen und über 150 Angestellten ist es gar nicht anders machbar. Gerade jetzt in der Wirtschaftskrise", sagt Becker.

Was kann er da tun, in der Krise?

"Auch ich versuche mit meinen Geschäftspartnern, Arbeitsplätze zu sichern."

Becker schaut in den Rückspiegel, die Krise verschwindet wieder aus seinem Kopf, Beckers Stimme wird weich. "Baby, how are you doing?" Aber Baby sagt nichts mehr. Baby schläft. Baby liegt ausgestreckt auf der Rückbank. "Ich werde mich nie mehr von Lilly trennen", sagt Becker plötzlich feierlich, als spräche er in eine Fernsehkamera. "Das ist klar."

Den Hochzeitstermin hatte Becker im Februar bei "Wetten, dass ...?" verkündet. Anschließend war er durch ein brennendes Herz gesprungen wie ein Zirkustier. Die Hochzeit im Juni verkaufte er an den Fernsehsender RTL, und mit "Bild" hat er eine Medienpartnerschaft geschlossen, was zur Folge hat, dass alles Private auf die Titelseiten sickert, als wäre er der Star einer ewigen Becker-Soap-Opera. Womöglich ist es auch das Einzige, was Boris Becker im Moment wirklich anzubieten hat.

Sein Leben.

Vor ein paar Wochen setzte sich Peter Lauterbach in ein Flugzeug und flog nach Mallorca, wo Boris Becker ein Golfturnier veranstaltete. Lauterbach ist einer von Beckers neuen Beratern. Früher gab es Ion Tiriac, einen schnauzbärtigen Rumänen. Jetzt gibt es Lauterbach, 32 Jahre alt und Formel-1-Moderator bei Premiere. Lauterbach saß am Rande des Golfplatzes, und in der Pause führte er ein RTL-Fernsehteam hinüber zu Becker, der schon bereitstand für ein Interview, ein paar O-Töne über die Schwangerschaft von Lilly Becker, die gerade bekanntgeworden war.

Becker sagte ein paar Sachen über Bauchumfang, Vorfreude, Gottes Segen, Schwangerschaftsmonat und dass er sich stündlich bemühe, ein guter Vater zu sein, was erstaunlich schien, da das Kind noch gar nicht da war. Becker stand dort in Golfspielerkleidung, er hatte Gras an der Hose, vor ein paar Minuten noch war er durch ein Gebüsch gestiegen, weil er seinen Golfball nicht finden konnte. Aber jetzt sprach er in die Kamera und wirkte, als gäbe er eine Regierungserklärung von großer Wichtigkeit ab. Und war es das nicht auch?

Reporter waren ihm bis auf diesen mallorquinischen Golfplatz hinterhergereist. Sie hatten gewartet. Einen Tag, zwei Tage. Nur für ein paar Sekunden mit ihm. Für ein paar mehr oder weniger belanglose Sätze über Vaterschaft und Schwangerschaft, so wie sie ihm früher hinterhergereist waren, für ein paar Sätze über seinen Rückhand-Slice. Musste das also nicht automatisch bedeutsam sein?

Seit Ewigkeiten ist er Boris. Ein Vorname. Einer für alle. Deutsches Gemeingut. Unser Boris. Nie gab es Distanz. Seit Ewigkeiten gibt es Boris-Geschichten. Mit den Jahrzehnten wurden sie fast zu einem eigenen Boulevard-Genre. Früher handelten sie von seinen Siegen, seinen Niederlagen. Heute vom Bauch seiner Frau. Boris Becker ist ein Held ohne Geschäftsbereich.

Becker ließ die restlichen Reporter in der Mittagssonne stehen, widmete sich wieder dem Golfspiel, und Lauterbach, der Berater, sah zufrieden aus. Lauterbach möchte Beckers Image polieren. Die "Marke Becker" neu auffüllen mit Werten.

Mit welchen Werten?

Verlässlichkeit, Ehrgeiz, Engagement, könnte sich Lauterbach vorstellen. Boris Becker, der Familienvater, Boris Becker, der Geschäftsmann, Boris Becker, der der Gesellschaft etwas zurückgibt.

Boris Becker reloaded.

Lauterbach hatte auch die Idee für "Boris Becker TV", Beckers neuestes Geschäftsmodell. Eine Art Internetshow über sein Leben und zugleich der Versuch, die Boulevard-Nachrichten zu steuern, indem man die Beiträge RTL und "Bild" anbietet, den Medienpartnern. In den vergangenen Jahren waren die Nachrichten eher negativ. Besenkammer, Scheidung, Steuerhinterziehung, Sandy Meyer-Wölden. Jetzt sollen sie positiv sein. "Boris Becker TV" zeigt Becker im Urlaub, Vater Becker mit seinen Kindern, Becker verliebt in Frankreich, Becker beim Friseur. Es wirkt wie die Umkehrung dessen, was die meisten Stars unter großen Mühen versuchen: das Privatleben privat zu halten.

In einem Beitrag tritt Becker nach einer Fuß-OP mit Krücken auf. Er steht dort wie ein hinkender, alter Rabe und zeigt seinen frisch operierten Fuß in die Kamera.

Ein rötlicher, geschwollener Klumpen.

In solchen Momenten ahnt man, dass Becker nicht aufhören kann. Er tanzt weiter, immer weiter. Vielleicht kann er die Stille nicht ertragen.

"Boris Becker TV" sei ein Kommunikationsmittel in der Gesamtstrategie, erläuterte Lauterbach kühl und schaute über den Golfplatz. Ein Unterhaltungsportal, das gleichzeitig eine Marke ändere.

Aber wäre die Marke nicht am leichtesten änderbar, indem man Boris Becker eine neue Aufgabe gibt?

Lauterbach nickte. Fernsehen wäre natürlich vorstellbar. Lauterbach hätte auch schon Fernsehideen. Zum Beispiel Golfspielen in einem entspannten Umfeld. Boris Becker zusammen mit deutschen Wirtschaftsbossen. Beim Golf würden sie dann über gesellschaftliche Themen reden. Sehr authentisch. Das sei Beckers Stärke. Oder: Boris Becker hilft dem Sportnachwuchs. Talenten, die in eine Krise geraten sind und den Weg

zurück suchen. Da könnte Becker sein soziales Engagement zeigen. Seine Nähe zu Kindern und Jugendlichen, erklärte Lauterbach.

Fernsehen hat den Vorteil, dass Becker direkt dort arbeiten könnte, wo er am liebsten auftaucht. Eine Win-win-Situation sozusagen. Eine Sportsendung würde ihm liegen, sagt Becker, lässt die Fensterscheibe ein Stück runter, schnipst die Ziga-rillo-Kippe aus dem Fenster, Regenluft schwappt in den Mercedes. Thomas Helmer, der Ex-Fußballer, moderiert Sport. Kristin Otto, die Ex-Schwimmerin, auch. Rudi Cerne, der Ex-Eiskunstläufer, hat es sogar bis zu "Aktenzeichen XY ... ungelöst" geschafft. Und ist er, Boris Becker, nicht immer noch die viel größere Nummer? Ein Zugpferd? Becker erzählt von der BBC, für die er jedes Jahr das Tennisturnier von Wimbledon kommentiert, von der englischen Comedyshow "They think it's all over", bei der er mitmachte, und dass die Briten seinen Humor mögen. Boris the funny bone. In Deutschland werde er dagegen immer noch unterschätzt. Er könnte sich ja nicht nur Sport vorstellen. Auch eine Sendung mit allen möglichen Themen von Unterhaltung über Politik, Kultur, was auch immer. Oder Interviews.

"Ich arbeite gern mit einem Sidekick", blickt Becker schon mal voraus. "Jemand, der mir ein paar Dinge abnimmt, so dass ich mich auf meine Sache, das Wesentliche, konzentrieren kann."

Welche Sache? "So zu sein, wie ich bin. Meine Persönlichkeit einzubringen. Einfach Boris Becker zu sein."

Die Frage ist, ob das reicht, aber erst mal steht Becker vor einem ganz anderen Problem. Er hat sich verfahren. Die Autobahn ist verschwunden. Der Mercedes steht auf der einen Seite des Bodensees. Zürich liegt auf der anderen Seite. Becker schaut auf die Karte des Navigationsgeräts, drückt plus und minus. Tipp. Tipp. Tipp.

Will er jetzt nicht doch das Fahrtziel eingeben? "Ich fahre nur mit dem Navi, wenn es unbedingt nötig ist", erklärt Becker, so, als könnte das Gerät seine Seele rauben. "Sonst fahre ich lieber nach meinem eigenen Kopf, auch im Auto bleibe ich lieber unabhängig." Dann wendet er und fährt zurück zur Autobahn.

Eine Zeitlang, es ist eine Weile her, war Boris Becker so etwas wie der lässige Deutsche. Er trug bessere Frisuren als die meisten Sportler, er hatte getönte Brillen, einen Ledermantel, seine Frau war farbig und schön, er hatte ein Haus in Miami, er saß in amerikanischen Talkshows, er spielte Tennis als Drama-Show, und es hieß, er sei mit den Popstars Seal und Elton John befreundet. Er schien ein guter Repräsentant zu sein, dort draußen in der Welt, so wie Jürgen Klinsmann, der in London bei Tottenham Hotspur spielte, noch ein Deutscher, den sogar die Briten mochten.

Herbert Riehl-Heyse, der berühmte Autor der "Süddeutschen Zeitung", beschrieb den Boris Becker jener Tage in einem Buch als einen der "Leuchttürme im Ozean der Beliebigkeit", was heute ironisch klingt und zeigt, wie verderblich Helden sind. Boris Becker, das war klar, würde alle überragen. Schmeling, Beckenbauer, Katarina Witt. Und das tat er auch, bis er sich in seinem Leben verirrte.

Fragt man Becker heute nach seinem Beruf, dann sagt er Geschäftsmann. Vor allem aber ist er ein 41 Jahre altes Denkmal. Er lebt vom Ruhm und Geld vergangener Tage, und manchmal spürt man, dass ihm das bewusst ist. Dann kriecht die Furcht hervor, dass der Höhepunkt bereits vorbei sein könnte. Ein junger, alter Mann. Ein Frührentner.

Ein Luxus-Arbeitsloser. Sporthelden verlieren nicht nur ihren Beruf, wenn sie den Platz verlassen. Sie verlieren ihr einzigartiges Talent, ihre Stellung, die sie weit abhob von allen anderen.

Ihr erstes Leben.

Viele der alten Rivalen hätten sich zurückgezogen nach der Helden-Zeit, erzählt Becker. Ivan Lendl spiele Golf, habe ein sensationelles Handicap und sei ansonsten Privatier. Stefan Edberg wohne wieder in Schweden, in seiner kleinen Heimatstadt, von der aus er einst die Weltrangliste stürmte. Aber Edberg sei auch ein ruhiger Typ. Ohne große Ambitionen. So wie Steffi Graf. "Steffi ist sicher glücklich in Las Vegas, mit ihren Kindern, mit Andre Agassi, aber es kommen ja noch 30, 40 Jahre. Ich habe für mich einen bewegteren Weg gewählt."

Becker hat große Ambitionen. Das macht es ja so schwierig. Er war Boris Becker. Er entschied über Siege, Einschaltquoten, Auflagen, Unternehmensgewinne und zuweilen über die Euphorie oder die Niedergeschlagenheit eines ganzen Landes. Heute ist er immer noch Boris Becker. Aber wofür braucht man ihn jetzt?

In den vergangenen Jahren war es schwer, in Becker noch den alten Helden zu sehen. Er tanzte für den Boulevard. Er gab dort bereitwillig sein Leben preis. Seine Affären, Trennungen, Verlobungen, Verwicklungen. Alles. Er wurde zum Clown in einer Welt des Nichts.

Vielleicht wäre Fußball eine Möglichkeit, ein Job im Management, im weitesten Sinne. Der Bierhoff-Weg. "Klar", sagt Becker. "Das ist mein großer Kindheitstraum. Eine Fußballmannschaft." Er sei Bayern-Fan, aber er würde auch unten anfangen, in der 2. oder 3. Liga. Mit Vertrauten habe er schon locker darüber gesprochen. Einen Verein von unten nach oben zu holen. Der Hoffenheim-Weg. "Was aufbauen", sagt Becker begeistert. "Ich brauchte dafür natürlich ein paar gute Leute an meiner Seite." Bevor geklärt werden kann, wie Beckers Rolle im deutschen Fußball aussehen könnte, meldet sich eine Stimme von der Rückbank und zieht Becker in das Hier und Jetzt zurück.

"Baby, where are we? Already in Zurich? I'm tired and it's so uncomfortable here", sagt Sharlely Becker, seine neue Ehefrau, verschlafen. Sie liegt zusammengerollt auf der Rückbank. Ein Mädchen mit langen Beinen und viel Brust.

"Baby, I'm sorry. It's my fault", entschuldigt sich Boris Becker. "I drove wrong for 20 minutes."

Sie sind seit ein paar Wochen verheiratet. Es ist nicht ganz klar, was sie zusammenhält, aber sie ziehen gemeinsam durchs Leben. Vor kurzem erschien ein Interview mit Sharlely Becker in einem niederländischen Magazin, in dem sie über ihr Liebesleben sprach. "Boris mag es, wenn ich sexy Dessous trage. Er möchte oft, dass ich verschiedene Sachen anziehe, oder bittet mich: Leg doch mal die Strapse an. Ich bin seine Verführerin. Aber er fragt mich auch oft: Kannst du das?"

Becker hat heute drei Kinder von zwei Frauen. Demnächst werden es vier Kinder von drei Frauen sein, und all die Frauen leben mehr oder weniger von ihm. Auch die schöne Sharlely hat eigentlich keinen Beruf, sie arbeitete früher in Bars, war Mannequin, Croupier in Spielcasinos und ist jetzt Frau Becker und bald Mutter Becker. Sie ist mit Judith Kamps befreundet, der Tochter des Unternehmers und früheren Großbäckers

Heiner Kamps, und mit Estefania Küster, einer Ex-Freundin von Dieter Bohlen, zwei Frauen aus der Welt der Halbprominenz, in der die Frauen Schmuckdesignerin sind oder Erbin oder Fernsehmoderatorin für irgendwas oder Ehefrau von irgendjemand.

Vor kurzem kaufte Becker ein Haus in London, hundert Meter vom Centrecourt von Wimbledon. Der alten Heldenstätte. In London wohnen sie jetzt meist. Selten, wie Becker bedauert, schaffen sie es in die Finca auf Mallorca, aber vor ein paar Wochen wurde dort plötzlich das Wohnzimmer freigeräumt und ein schwerer Pokertisch vor den Kamin gestellt. Gegenüber, in der offenen Küche, bauten schwitzende Menschen Kameras auf, im Abwaschbecken und neben der Saftpresse standen Monitore, und unter der Dunstabzugshaube tauchte eine Art Regietisch auf. Zwei Tage lang war zudem ein mobiles Übertragungsstudio erschaffen worden, zwei Tage, die die Beckers in einem Hotel verbracht hatten, während 50 Leute der Firma Pokerstars dabei waren, die Finca auf den Kopf zu stellen für eine Pokerpartie in der Reihe "Beat the Stars at Home", die irgendwann im DSF zu sehen sein würde. Ein Prominenten-Pokerspiel also.

Am Pokertisch im Wohnzimmer saßen schließlich acht Spieler in seltsamer Kombination: zwei Pokerprofis, drei Amateurspieler, die die Partie mit Becker im Internet gewonnen hatten, natürlich Becker selbst, Sharlely und ihre Freundin Judith Kamps, deren Ehemann, ein kleiner korpulenter Mexikaner namens Luis Garcia Fanjul, der die Partie vor einem Monitor verfolgte. Fanjul ist auch Beckers Trauzeuge, ein schwerreicher Mann, im Zuckergeschäft tätig, also ein Zuckermogul, wie Becker nicht ohne Stolz erzählte.

Poker ist Beckers jüngste Leidenschaft. Er macht Werbung für Poker. Vielleicht wird er jetzt sogar Pokerspieler, das ist nicht ausgeschlossen. Pokerspieler ist neben Fernsehmoderator, Geschäftsmann und Fußballmäzen eine weitere Karriereoption, seit Becker bei einem Profi-Turnier in Monte Carlo überraschend den siebten Platz belegte. "Da wurde mir klar: Ich kann wirklich Poker spielen."

Währenddessen lag der Mann, der Becker in die Pokerwelt eingeführt hatte, in einer Hängematte im Garten der Finca, aufgespannt zwischen zwei Olivenbäumen. Er heißt Sven Stiel, ist Marketingchef bei Pokerstars, dem weltweit größten Anbieter für Online-Poker, sah aber an diesem Tag in kurzen Hosen, T-Shirt und Turnschuhen aus wie ein Student. Stiel hatte die Idee, Boris Becker als Werbefigur zu gewinnen. Die alte, bekannte Marke Becker sollte Vertrauen schaffen für das Glücksspiel Poker, das gerade hip wurde, gesellschaftsfähig. "Und es passte", sagte Stiel. "Boris nimmt man das ab. Er ist ein Spielertyp. Nicht glatt, sondern mit Höhen und Tiefen. Boris hat werbemäßig absolut überperformt. Er könnte eigentlich viel mehr Geld verlangen", sagte Stiel und lachte. "Hoffentlich tut er das nicht."

Wenn man anrufe, sagte Stiel, dann sei Boris meist schnell bereit. Er setze sich wirklich sehr ein. Werbespots, Turniere, was auch immer. "Das Gute ist ja: Boris ist kein aktiver Sportler mehr. Boris hat Zeit."

Stiel besorgte Becker einen Pokertrainer, der nach Miami flog und Becker tagelang das Spiel erklärte. Regeln, Taktik, ein paar Kniffe. Becker las Pokerbücher, Stiel nahm ihn mit auf Turniere, und Becker fand gefallen an den Casinos, den Leuten und dem Kartenspiel, das ihn seltsamerweise an Tennis erinnerte.

Ist das vorstellbar, Becker als Pokerspieler? Als Profi gewissermaßen?

Stiel schwang sanft in der Hängematte. "Warum nicht? Wenn Boris das will. Ich denke, er kann gut um Geld spielen. Er hat doch beim Tennis nichts anderes gemacht. Seit er 15 war, spielte er um Geld."

Im Wohnzimmer, am Pokertisch, schied Sharlely Becker als Erste aus. Später folgte Judith Kamps, die, vom mexikanischen Zuckermogul auf ihre Fehler hingewiesen, in Tränen ausbrach, über den Innenhof der Finca rannte und sich in ihr Auto einschloss, an dessen Scheibe der Zuckermogul vergebens klopfte. Boris Becker aber gewann die Partie, wie zum Beweis für seine Ambitionen. Anschließend setzte er sich auf eine Ledercouch, lockerte seine Beine, trank etwas Wasser, er wirkte für einen Moment wieder wie der Tennisspieler, der er einst war. Becker analysierte sein Spiel, so wie er es im Stadion Roland Garros oder in Flushing Meadows gemacht hatte, und träumte sich in die Zukunft, die wie die eigene Vergangenheit aussah.

"Sicher würde ich gern mehr Pokerturniere spielen wollen", sagte Becker. Becker erzählte von Las Vegas, wo er im Bellagio 42 000 Dollar gewann, vom Turnier auf den Bahamas, von den Pokerjungs, die ihn anfangs als Tennisspieler sahen, mittlerweile aber als Pokerspieler akzeptieren würden, und überhaupt gefalle ihm die Pokerwelt, die seiner alten vertrauten Welt sehr ähneln würde - der Tenniswelt. Die gleichen Spielorte, sagte Becker. Die gleichen Spielerhotels. Der gleiche Turnierrhythmus. Das alte Leben treffe das neue Leben.

So träumte er einen Augenblick, bis der junge Profi Benjamin Kang, den Becker gerade besiegt hatte, in Badelatschen neben der Couch auftauchte. "Hey Boris, ich würd mit meiner Freundin gern mal in deinen Pool springen", sagte Kang. "Wo liegen denn die Handtücher?"

Die Heldenmacht zerfällt.

Sie springen in seinen Swimmingpool, sie fragen ihn nach Handtüchern, als wäre er hier der Bademeister. Ein Bademeister, der dreimal Wimbledon gewann.

Kurz vor zwei Uhr nachts überquert der silberne Mercedes die Grenze zur Schweiz. "Baby, we're in Switzerland", ruft Becker. "We're already there!" Um halb drei erreichen sie das Hotel in Zürich.

Becker klingelt nach dem verschlafenen Nachtportier, wartet einen Augenblick an der verlassenen Rezeption. "Ich habe einen Masterplan für mein Leben", sagt Becker unvermittelt. "Den hatte ich immer. Aber den Masterplan kenne nur ich."

Dann dreht er sich um, geht zum Auto, nimmt Sharlely, die Frau, von der er sich nie trennen wird, huckepack, trägt sie ein paar Meter durch den Regen und verschwindet im Hotel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

12) Der Schattenmann

Niemand hat so zielstrebig Karriere in der CDU gemacht wie Philipp Mißfelder. Er ist auf dem Weg nach ganz oben, aber dafür muss er sich ständig der Kanzlerin anbiedern. Ein Bericht über den Zustand des Menschen in der Politik.

Von Dirk Kurbjuweit, DER SPIEGEL, 25.5.2009

Es ist ein grauer, trüber Tag, als es bei Philipp Mißfelder zu einer Entladung kommt. Der Vorsitzende der Jungen Union besucht die Baustelle für den Jade-Weser-Port in Wilhelmshaven und langweilt sich bald. Ein Rundgang, ein Aussichtsturm, er sieht nur Schlamm und graues Meer.

Mißfelder macht diesen Termin gemeinsam mit Otto Wulff, dem Vorsitzenden der Senioren-Union. Sie flachsen herum, und dann erzählen sie von einer Telefonkonferenz der CDU-Spitze zum Gesundheitsfonds. Sie waren gemeinsam in Friedrichsruh, am Grab Bismarcks, als das Kanzleramt anrief. Angela Merkel fragte ab, wer alles zugeschaltet sei, und vermisste ihre Vertraute Hildegard Müller.

"Hildegard?", fragt Mißfelder am Jade-Weser-Port mit einer hohen, kieksigen Stimme, die die Stimme Merkels sein soll.

Von der Nordsee drückt der Wind, und plötzlich lachen die beiden, der Alte und der Junge. Sie lachen sich in einen Rausch hinein.

"Hildegard? Hildegard?", kräht Wulff.

"Hildegard? Hildegard?", kräht Mißfelder.

Tränen. Sie kringeln, krümmen sich, prusten, glucksen. Nichts kann sie so amüsieren wie eine hilflos suchende Kanzlerin. Sie werden zu einer lachenden Einheit, die Gesichter alterslos in der fröhlichen Verzerrung. Sie sind frei in diesem Moment, frei von der Anpassung, die das politische System von ihnen verlangt, frei von der Unterwerfung, frei von den vielen Demütigungen durch Angela Merkel, frei von der Scham, die sie deshalb manchmal empfinden.

Das Lachen verebbt, sie kehren zurück in ihr Alter, ihr Leben, ihre Rollen. Bald sitzt Mißfelder wieder im Auto, aus dem Radio tönt Merkels echte Stimme, ihre Ansprache vor den Mitarbeitern von Opel wird live übertragen. Er hat mit seinen Handys zu tun.

Es geht jetzt um Philipp Mißfelder, es geht um den Zustand des Menschen in der Politik. Bislang hat Mißfelder sich besonders gut im politischen System zurechtgefunden. Niemand hat so schnell Karriere in der CDU gemacht wie er. Mißfelder ist Vorsitzender der Jungen Union, er sitzt im Bundestag und im Präsidium

der CDU, dem obersten Machtzirkel der Partei. Er wird oft mit Helmut Kohl verglichen. Mißfelder könnte eines Tages Bundeskanzler sein, sagen die einen. Andere lachen darüber.

Oft sieht man ihn quer über den Pariser Platz gehen. Er kommt vom Reichstag und schlendert zu seinem Büro. Bei schlechtem Wetter trägt er einen schwarzen Mantel, einen Regenschirm und eine braune Aktentasche. Er geht mit langen, trägen Schritten, sein Kopf ist gebeugt. Aus der Ferne könnte man ihn für einen alten Mann halten.

Er ist 29 Jahre alt und hat 16 Jahre Politik auf dem Buckel. Was macht das mit einem Menschen?

Philipp Mißfelder hat in den vergangenen zwei Jahren bei einem Dutzend Treffen weitgehend ungeschützt über sich und seine Rolle geredet. Das ist selten in der Politik, wo nichts so behütet wird wie das eigene Wort. Deshalb ist dies auch eine Geschichte über Worte, wie sie geschluckt und frisiert werden, wie sie Karrieren dienen und Karrieren schaden. Es ist eine Geschichte über Anpassung und Auflehnung, denn dies ist der große innere Kampf des Philipp Mißfelder. Und es ist eine Geschichte über sein Verhältnis zu Angela Merkel, deren Schattenmann er ist, die er unablässig beobachtet und belauert, die ihn glücklich und traurig machen kann. Philipp Mißfelders Geschichte ist eine Geschichte über den Extremberuf Politiker.

18. Dezember 2007, Abendessen im Restaurant "Die Eselin von A." in Berlin. Mißfelder ist dünn geworden, wiegt 98 Kilogramm statt 110. Das Kohlsche, diese fast bedrohliche Massigkeit, ist aus seinem Gesicht verschwunden. Dick wirkte er alt, dünn wirkt er bübchenhaft und naseweis. Er ist ein Typ, der in seinem eigenen Alter nicht ankommen kann.

Schmale Augen, große Ohren, kurzes Haar, ordentlich, glatt, nur ein bisschen Gekräusel über der Stirn. Er ist freundlich, umgänglich, lacht viel, spottet gern, auch über sich selbst. Er ist wie ein König, der mit seinem Narren verwachsen ist.

Ob er dereinst Bundeskanzler sein wird? "Vom Legoland", sagt Mißfelder, "Machtergreifung im Legoland." Er grinst, aber wie so oft bei ihm ist dies ein Grinsen, das irgendwie steckenbleibt, sich nicht rundet, sondern unvermittelt in eine harte, lauernde Miene übergeht.

Er verzichtet auf eine Vorspeise und isst Fisch als Hauptgang. Ein Glas Wein, mehr nicht. Das politische Leben mache dick, sagt er, "überall 'ne Wurst, überall ein Bier, in Niedersachsen überall auch einen Schnaps", er will das nicht mehr mitmachen.

Ihm ist langweilig. Merkel macht sozialdemokratische Reformen mit der SPD, Mindestlöhne, verlängertes Arbeitslosengeld I, und die Union hält zähneknirschend still. Fraktionschef Volker Kauder schwört seine Leute auf totale Loyalität ein, und Mißfelder ärgert sich über dessen liebedienerische Art. Angela, wir danken dir, dass du so oft bei uns bist, habe Kauder in der Fraktion gesagt. "Ich spüre keine besondere Dankbarkeit", sagt Mißfelder.

Dann die Weihnachtsfeier, "O du fröhliche" hätten Merkel und Kauder angestimmt. "Alle haben mitgesungen", sagt Mißfelder verächtlich, als hätte Schweigen der Beginn einer Rebellion sein können.

Hat er auch gesungen? "Klar", sagt er.

Für ihn ist das ein besonderes Problem. Die Junge Union war begeistert von Merkels Leipziger Reformthesen, die nun nicht mehr gelten. Niemand erwartet einen offenen Aufstand vom Vorsitzenden der Jungen Union, aber gemäßigte Aufmüpfigkeit wäre schon willkommen. Mißfelder hat das so gelöst, dass er gegen Merkels verkorkste Gesundheitsreform gestimmt hat, sich jedoch sonst still verhält, kein Lob, aber auch keine Kritik.

Die "Bild"-Zeitung habe ihn angerufen, sie brauchten was Reißerisches. Hat er nicht gemacht. Mißfelder weiß, dass gesagt wird, die Junge Union sei zahmer geworden unter ihm. "Es stimmt ja auch", sagt er. "Soll ich mir die Zugänge versperren?"

Er hat es schon schwer genug mit der Parteivorsitzenden und Bundeskanzlerin. "Es kann sein, dass sie wortlos an mir vorbeirauscht", sagt Mißfelder. Es gab lange keinen Termin mehr bei Merkel, und er würde sich so gern mit ihr hinsetzen und reden. Über was? "Über die Einschätzung von Leuten", sagt er. "Sie erzählt mir, was sie von jemandem denkt, ich erzähle ihr, was ich denke." Dies ist Mißfelders Vorstellung von einem guten politischen Gespräch.

Ein halbes Jahr später sitzt er in einem Mini und fährt von Recklinghausen nach Waltrop, als ihn die Nachricht erreicht, dass das ZDF gern ein paar Sätze zur Pendlerpauschale hätte. Es ist zu dieser Zeit ein umstrittenes Thema, die CSU will, dass sie wieder eingeführt wird, Merkel will das erst einmal nicht. Mißfelder will ins Fernsehen, aber er will sich mit niemandem anlegen.

Was jetzt passiert, ist ein Beispiel zeitgemäßer politischer Kommunikation. Der Mini rauscht über die Landstraße, während Mißfelder über das Headset eines seiner Handys mit der Geschäftsstelle der Jungen Union in Berlin telefoniert. Er lässt sich über den aktuellen Stand der Debatte unterrichten. "Was hat die Kanzlerin gesagt?", fragt er. Das zweite Handy hält er in der rechten Hand und checkt die Nachrichten der Agenturen. Er fährt 120 km/h, weil er die fünf Minuten rausholen muss für das ZDF-Team, das schon am Zielort wartet. Weil er nur mit links lenkt, schlingert der Mini über die Landstraße. Sichere Worte sind ihm jetzt wichtiger als sichere Leben.

Es geht gut. Mißfelder sagt dem ZDF unter dem sonnigen Himmel von Waltrop Sätze, die so abgeklopft, abgezirkelt, abgewogen sind, dass sich niemand darüber aufregen kann, außer vielleicht der eine oder andere Zuschauer, dem seine Lebenszeit viel bedeutet und der nicht eine halbe Minute lang das absolute Nichts hören will.

Er hat noch ein drittes Handy. Wenn er gefahren wird, hantiert er mit allen dreien. Er kommuniziert über Telefon, SMS, Twitter, E-Mail, Facebook, studiVZ et cetera. Es ist gerade eine neue Stufe erreicht im Strukturwandel der Öffentlichkeit. Mißfelder kommuniziert praktisch pausenlos, er nimmt Informationen über die Worte anderer fast in Echtzeit auf und gibt seine Worte zu den Ereignissen in kurzer Frist weiter.

Die Folge ist, dass Zeit in der Politik kaum noch als Strecke wahrgenommen wird, sondern nur noch als Reihung von Momenten. Sobald Mißfelders Handy vibriert, hat er eine neue Lage, auf die er reagieren muss. Da das Handy ständig vibriert, fehlt die Zeit zur Besinnung, zum Nachdenken, Politik wird zum Minutenereignis. So etwas wie eine Linie wird undenkbar. Aber es ist nicht so, dass Mißfelder dies vermissen würde.

Nachdem er dem ZDF seine nichtssagenden Sätze gesagt hat, geht er über die Straße in das Gasthaus "Kranefoer", wo er die Festrede hält zum Jubiläum des 20-jährigen

Bestehens der Senioren-Union Waltrop. Dort sitzen die Grauen, mümmeln Schwarzwälder Kirschtorte, trinken Filterkaffee und sind froh über die verrinnenden Stunden. Sie starren ihn an wie einen Henker, der nun selbst vor Gericht erschienen ist.

Mißfelder reist seit Jahren von Altentreffen zu Altentreffen, um gegen ein Wort anzukämpfen, ein eigenes Wort. "Ich bin der mit der Hüfte", eröffnet er manchmal seinen Vortrag. Prothesenlachen, Grienen. Am 3. August 2003 erschien der Berliner "Tagesspiegel" mit einem Interview, in dem Mißfelder sagt, dass es nicht nachvollziehbar sei, "wenn 85-Jährige noch künstliche Hüftgelenke auf Kosten der Solidargemeinschaft bekommen". Früher seien "die Leute auch auf Krücken gelaufen".

Es sind die Worte seines Lebens. Damit ist er da, Deutschland nimmt wahr, dass es einen Mann namens Philipp Mißfelder gibt. Ihm wird deshalb gern Kalkül unterstellt. Er selbst sagt, dass er den Satz lieber nicht gesagt hätte, auch wenn er wahr sei. Es gab Morddrohungen, die Altenrepublik blies zur Attacke auf Mißfelder, ausgerechnet der wachsende Teil der Wählerschaft, die Macht von morgen. Er hat sich entschuldigt.

Aber das reicht ihm nicht. Seit sechs Jahren sitzt er auf den Podien, schaut auf die langen Reihen mit Schwarzwälder Kirsch, schaut auf die Kaffeekännchen, und dann steht er auf, knöpft sein Sakko zu und sagt, dass er sich mit seinen Großeltern immer besser verstanden habe als mit seinen Eltern.

Nach seiner Rede hört er bei der Fragerunde das große Altenlied über die Jungen, die weder ordentlich arbeiten wollten noch ordentlich vögeln, sonst gebe es ja mehr Kinder, er hört von den Sorgen um Kuranträge und den Entzug von Führerscheinen bei Sehschwäche.

Meist ist auch Otto Wulff dabei, der Vorsitzende der Senioren-Union, mit dem er sich verbündet hat, ein mächtiger Feind weniger, und Otto Wulff redet immer so leidenschaftlich und emphatisch, dass Mißfelder in seiner Trägheit wirkt wie der eigentlich Alte, und damit niemand einen Scherz darüber macht, macht er ihn selbst: "Eigentlich müsste der Otto Wulff ja Vorsitzender der Jungen Union sein", sagt er vor den Senioren in Langen.

Es geht ihm nicht gut nach diesen Terminen. "Warum fragt nie einer nach der Wirtschaftskrise?", fragt er nach einem Auftritt vor den Alten von Aschendorf-Hümmling. "Immer nur Kuranträge und Führerscheine." Es ist, als lebten die Alten auf einem eigenen Planeten, den Mißfelder als ewiger Raumschiffpilot Major Tom in persönlichen Friedensmissionen anfliegt, damit sie ihn leben lassen.

Als die Große Koalition vor einem Jahr den demografischen Faktor der Rentenformel außer Kraft setzte, um den Alten etwas Gutes zu tun, wäre dies seine Stunde gewesen. Als Chef der Jungen Union hätte er sagen müssen, dass dies ein übler Deal zu Lasten der Jungen sei. Aber es gab kein Funksignal, drei tote Handys. Philipp Mißfelder saß stumm in seiner Raumkapsel und flog seinen fatalen Worten von 2003 nach. Heute die Alten von Waltrop, morgen die Alten von Münster.

Jens Spahn, ein junger Abgeordneter der CDU im Bundestag, hat stattdessen den Protest gegen die geänderte Rentenformel gewagt. Nun bekam er die Morddrohungen.

27. November 2008, Café "Einstein" in Berlin. Mißfelder isst zum Frühstück einen Schinken-Käse-Toast mit Ketchup. Bald ist Parteitag der CDU, und er ist für einen Sitz

im Präsidium vorgeschlagen, gegen den Willen von Angela Merkel. Aber Jürgen Rüttgers, der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, der gern das tut, was Merkel nicht passt, hat ihn durchgesetzt, mit Hilfe der Senioren-Union. Einen Gegenkandidaten gibt es nicht, Mißfelder fürchtet aber ein schlechtes Ergebnis. Er ist nervös und verzieht sein Gesicht zu Masken der Bedenklichkeit.

Beim Rausgehen sieht er Claus Strunz, den Chefredakteur vom "Hamburger Abendblatt", an einem Tisch sitzen. "Der hat gerade ein Interview mit mir nicht gedruckt", sagt Mißfelder. "Es stand auch nichts drin." Er lacht. Nichts drin, heißt im Medienbetrieb: keine Kritik an der Kanzlerin, sondern Lob.

Er denkt, dass seine Wahlchancen besser sind, wenn er als kanzlertreu dasteht. Also lobt er jetzt Merkel, wo er nur kann.

Und wie fühlt er sich damit?

"Wie ein Clown", ruft er auf der Straße vor dem Einstein. "Wie der Pofalla." Er lacht ein fürchterliches Lachen und sieht dabei kein bisschen belustigt aus. Ronald Pofalla ist Generalsekretär der CDU und damit zum unermüdlichen Loben der Kanzlerin verdammt.

22. Januar 2009, wieder das Café Einstein, wieder ein Schinken-Käse-Toast mit Ketchup. Es geht ihm gut, sehr gut. Vorgestern hatte er einen Termin bei der Kanzlerin. Weil er im Präsidium ist, braucht sie ihn jetzt mehr als vorher. Sie hat mit Mißfelder das gemacht, was er so sehr ersehnt hat: Sie hat mit ihm über die Einschätzung von Leuten geredet, vor allem von Journalisten, auch vom SPIEGEL, wie er genüsslich erzählt. Mißfelder ist jetzt loderndes Glück.

"Mein Merkel-Bild ist positiver geworden", sagt er. "Ich finde die Art und Weise, wie sie das macht, sehr respektabel." Das ist ein kleiner, mieser Politikersatz, wie man ihn oft hört von Leuten, die sich nichts verderben wollen, und Mißfelder sagt ihn ohne sein Grinsen, ohne sein Lachen, als glaubte er das so.

Aber es gibt kein stabiles Glück in der Politik. Als der Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertags, Ludwig Georg Braun, verabschiedet wird, steht Philipp Mißfelder im Foyer und schaut, wer so kommt. Eigentlich will er eher gesehen werden. Er hat noch einen Termin, aber wenn er jetzt hier steht, registriert jeder, dass Philipp Mißfelder da war. Es ist nicht ganz unwichtig für ihn, sich mit Wirtschaftskreisen gutzustellen.

Gleich kommt Merkel, und Mißfelders Kalkül geht jetzt so: Wenn sie ihn freudig begrüßt, steigt sein Ansehen in der CDU. Wenn sie wieder an ihm vorbeirauscht, ist er blamiert. Merkel ist unberechenbar, und deshalb geht er lieber zu seinem Platz in der letzten Reihe im Saal.

Die Bundeskanzlerin kommt herein, und alle stehen auf und klatschen, auch Mißfelder. "Gucken Sie, ich klatsche", sagt er. Mißfelder spielt jetzt Angepasstheit als Zeichen von Unangepasstheit.

"Mißfelder klatscht frenetisch", sagt Mißfelder. Seine Hände schlagen lahm gegeneinander, fast lautlos. Nach fünf Minuten verlässt er den Saal. Es war ein mittelmäßiger Termin für ihn: von einflussreichen Leuten gesehen worden, aber keine Merkel-Punkte gesammelt.

Philipp Mißfelder ist in Bochum-Wattenscheid aufgewachsen, sein Vater war Stahlfacharbeiter. Politik hat ihn fasziniert, als er begriff, dass da jemand war, der den Weg zur deutschen Einheit gestaltet hat: Helmut Kohl. Er trat in die Schüler Union ein und war bald deren Bundesvorsit-zender. Er studierte Geschichte, aber sein Leben war getaktet von Wahlkämpfen, für den nächsten eigenen Posten, für Kohl, für Merkel. Er las nichts lieber als politische Biografien. Er ist verheiratet und wird bald Vater. Seinem Kind wird er womöglich keine anderen Erfahrungen vermitteln können als die eines totalpolitischen Lebens.

Wenn man ihn fragt, wie er so schnell Karriere machen konnte, sagt er nur ein Wort: "Fleiß." Ähnlich wie Kohl beackert er seine Organisation unermüdlich. In einer C-Klasse von Mercedes spult er jährlich Zehntausende Kilometer ab. Es fährt meist sein Mitarbeiter von der Geschäftsstelle der Jungen Union, Tempo 180. Schwere Rasierwasser mischen sich zu einem betäubenden Äther, Mißfelder schreibt SMS, liest Nachrichten. An den Zielorten treffen sie auf adrette Mädels und alerte Bürschchen, von denen viele wirken, als seien sie direkt in die Arriviertheit hineingeboren. Wenn sich das Röten der Ohren beim Reden legt, haben sie alle Möglichkeiten. Mißfelder muss sie manchmal ermahnen, ihn nicht zu siezen, weil doch das Du verabredet wurde in der Jungen Union, und ärgerlich ist natürlich auch, dass er regelmäßig mit seinem Assistenten verwechselt wird.

"Ich gehe gern auf Parteiveranstaltungen", sagt Mißfelder. Aber dahinter steht nicht der Wunsch, dass irgendetwas besser werden muss in Deutschland oder der Welt. Mißfelder hat bei einem Dutzend Gesprächen für diese Geschichte nicht einmal eine inhaltliche Frage angesprochen. Er war immer schnell bei der Einschätzung von Leuten, lästerte über Pofalla, arbeitete sich an der Kanzlerin ab. "Ich habe kein Programm, keine Visionen", hat er einmal gesagt. Ein andermal: "Ich habe nie gesagt, dass ich die Welt verbessern will." Vor den Rentnern in Langen: "Ich schließe nicht aus, dass sich irgendwann mein Aufgabenspektrum deutlich erweitert." Bei einem Abendessen: "Ich bin Machtpolitiker."

Es gibt wohl keinen Politiker, der sich so schamlos zu seiner Inhaltsleere und seinen Machtträumen bekennt wie Philipp Mißfelder. Er ist Spezialist für Kommunikation, für nichts anderes. Inhalte sind seiner Ansicht nach für hinterbänklerische Spezialisten, für Beamte. Diese Arbeitsteilung gibt es schon länger, in Mißfelder findet sie ihre Zuspitzung.

Die Leere des Menschen könnte bald zu einer Voraussetzung für den Erfolg in der Politik werden. Wer viel weiß, neigt zu Überzeugungen, zu Festlegungen, zu Worten mit Anspruch auf Gültigkeit. Der Machtpolitiker jedoch braucht undeutliche Worte, Worte, die er abschütteln kann, sonst muss er ihnen ständig nacharbeiten wie Mißfelder dem Wort "Hüfte" oder Merkel ihren Leipziger Worten.

Eine weitere Eigenart von Mißfelder ist, dass er Machtpolitiker ohne Machtaura ist. Wenn er am Zielort aus dem Mercedes steigt, gerät sein Auftritt zumeist recht wattig. Er bewegt sich schwerfällig in die Empfangsgruppe hinein, spricht leise und zunächst wenig. Später dominiert er dann, aber er muss das nicht jederzeit, und das ist sein strategischer Vorteil. Er kann sich, anders als die meisten Spitzenpolitiker, zurücknehmen und weiß, dass es ein Vorteil sein kann, wenn nicht er redet, sondern

andere. Weil er dann etwas erfährt, das ihm nützt. Er ist Aufsauger, nicht Präger. Er sammelt Informationen und betreibt damit den Maschinenraum seiner Machtwünsche.

12. März 2009, Restaurant "Horvath" in Berlin. Mißfelder hat Hunger, er stürzt sich auf den Brotkorb und bestreicht seine Beute dick mit Butter. Gestern hat er Helmut Kohl in Oggersheim besucht. Duzen sie sich eigentlich? "Um Gottes willen, ich duze doch nicht den Kanzler der deutschen Einheit."

Er hat seine ersten Sitzungen im Präsidium der CDU hinter sich und ist gleich zum Bauern geworden bei Merkels Machtschach. Sie hat, unter dem Druck der SPD, die Runde gefragt, ob man sich eine Abwrackprämie für Autos vorstellen könne. Fraktionschef Volker Kauder sagt, das würden die Abgeordneten nicht mitmachen. Fragen wir doch mal Herrn Mißfelder, sagt Merkel, der ist ja auch in der Fraktion. Was werden die Abgeordneten machen? Am Ende werden sie dafür stimmen, sagt treuherzig Philipp Mißfelder. Merkel grinst Kauder an. So, so.

Das war nicht sehr brüderlich, zischt Kauder beim Hinausgehen Mißfelder zu. Die Abwrackprämie geht problemlos durch die Fraktion.

"Ich habe das nicht sofort kapiert", sagt er, "aber ich lerne daraus." Er redet nicht viel im Präsidium. Was er sieht und hört, ist ein großes Ringen um Worte. Merkel will bei den westdeutschen Ministerpräsidenten der Union, deren Stichelneigung sie kennt, Festlegungen auf Positionen, ohne sich selbst frühzeitig auf eine eigene Position festzulegen. Sie fragt die Herren einzeln ab, die Herren winden sich, und jeder verschickt unzählige SMS, um seine Deutung der Ereignisse rasch in die Medien zu speisen.

Mißfelder saugt. Er nimmt jede Geste der Kanzlerin wahr, jedes Lächeln, jedes Zeichen von Unmut, jeden Griff zum Handy, und er sucht nach Deutungen für jedes ihrer Worte. So saugt er Kanzlerkompetenz auf.

Er hat auch Widerspruch getestet. Bei einer Diskussion über Opel gab er zu erkennen, dass er sich Staatshilfen vorstellen könne. Merkel ist da skeptisch. Nach der Sitzung treffen sie sich zufällig im Aufzug. Mißfelder erzählt die Begegnung so:

Hallo, Herr Opel, sagt die Bundeskanzlerin.

Mißfelder grinst.

Aber dann mit Ordnungspolitik kommen, sagt Merkel.

Das stimmt nicht, das habe ich nie gemacht, sagt Mißfelder. Merkel winkt ab, der Aufzug hält, sie steigt aus. Er hat ihr schon schlechte Ordnungspolitik vorgeworfen, sie weiß das.

"Wir werden keine Freunde, das ist so", sagt Mißfelder im Horvath. Sie hat ihn nicht mehr ins Kanzleramt eingeladen, keine Gespräche, keine Einschätzungen von Leuten. "Es wird von mir erwartet, dass ich nicht querschlage", sagt er, "aber ich werde nicht eingebunden."

Irgendwie hat er erfahren, dass er nicht damit rechnen kann, nach der Wahl Bundesminister zu werden. "Das ist nicht drin", sagt er und gibt sich den Anschein, als mache ihm das nichts aus. Er sei ja noch jung, könne vier weitere Jahre warten. Er hofft aber, dass er sich aussuchen kann, in welchen Parlamentsausschuss er geht. In welchen

will er? "Das hängt davon ab, welches Ministerium schwach besetzt wird, wo ich mich mehr profilieren kann als der Amtsinhaber." Das ist sein Plan: schauen, wer schwach ist, den dann triezen, in seiner Schwäche entlarven, um ihn nach vier Jahren ablösen zu können. Es gibt nettere Pläne. Aber Mißfelder dürfte nicht der Einzige sein, der mit einem solchen Kalkül durch das Berliner Regierungsviertel läuft.

Doch er ist der Einzige, der offen darüber redet. Das ist das Seltsame an Philipp Mißfelder. Er ist den ganzen Tag damit befasst, die richtigen Worte für seine Karriere zu suchen, aber er neigt auch zur Anarchie gegen die eigenen Ambitionen und plaudert haltlos daher.

Es ist wieder passiert. Er hat sich wieder Morddrohungen eingefangen. In Haltern hat er Mitte Februar bei einer Veranstaltung gesagt, höhere Hartz-IV-Bezüge für Kinder seien "ein Anschub für die Tabak- und Spirituosenindustrie". Sofort setzte sich die Medienmaschine in Gang, es wurden alle Leute angerufen, die sich über diese Aussage empören können. Ein Fernsehreporter der "Aktuellen Stunde" des WDR lauerte Mißfelder bei einer Karnevalsparty in Recklinghausen auf und machte einen kleinen Film daraus.

Er ist als Micky Maus verkleidet, er hat gewaltige schwarze Ohren und eine schwarze Nase und einen aufgemalten Schnurrbart, er trägt rote Hosenträger und eine silberne Fliege am Hals. Er sieht aus wie eine Micky Maus, in die viel Luft gepumpt wurde, damit sie als Werbeballon über einem Disneyland schweben kann. Er will nichts sagen. Keine Worte nach den starken Worten.

Die Frage ist, ob er bald im Raumschiff sitzt, um den Planeten Hartz IV anzufliegen, aber es kommt nicht so. Die Empörung verebbt, die Hartz-IV-Lobby ist nicht so kraftvoll wie die Renterlobby. Und als Wählergruppe sind die Gestrandeten ohnehin nicht erreichbar für Philipp Mißfelder. Er kann es sich leisten, diese Worte so stehenzulassen.

30. März 2009, Restaurant "Trio" in Bremerhaven. Mißfelder ist schwermütig. Politik ist gerade ein herzloses Geschäft für ihn. Er sagt: "'Wir machen dann mal was zusammen, dann bringen Sie Ihre Frau mit': Wie oft habe ich das von einem Spitzenpolitiker gehört, aber nie gab es eine Einladung." Er lacht. Er sagt: "Ich soll die Junge Union ruhighalten, aber es gibt keinen Dank dafür. Frau Merkel hält das für eine Selbstverständlichkeit. Nie würde sie zu mir sagen, Herr Mißfelder, das haben Sie gut gemacht."

Es sagt auch etwas über die Bundeskanzlerin, dass sie es nicht geschafft hat, diesen sehnsüchtigen Menschen für sich zu gewinnen. Sie hat nicht viele, die unbedingt zu ihr halten. Mit ihm wäre es so leicht gewesen, er wartet nur darauf. Aber sie hat seit Wochen nicht mit ihm geredet, und jetzt sitzt er hinter einem Glas schweren Rotweins und denkt zurück an den Tag, als er bei ihr im Kanzleramt saß und sie Einschätzungen von Leuten ausgetauscht haben. Für ihn sah das nach Nähe aus. Er winkt ab. "Ist doch alles Theater", sagt er maunzig.

"Die Aufmerksamkeit der Spitzenpolitiker ist unsere Währung", sagt Mißfelder und erzählt, wie die Sekunden und Minuten, die Merkel einem Politiker widmet, gezählt und bewertet würden. Er nennt das "Hofschranzentum", meint aber nicht sich damit. Am

Ende des Abends, nach einem Grappa, sagt er, dass er einen Termin bei Merkel nicht mehr wolle. "Was soll ich eine Stunde lang mit ihr besprechen?"

4. Mai, Restaurant "Maxwell" in Berlin. Er bestellt sofort ein Bier, "manche Probleme kann man nur mit Alkohol lösen", sagt er. Vorspeise, Hauptspeise, dazu zwei Flaschen Wein. Er ist wieder füllig geworden, da ist wieder Helmut Kohl in seinem Gesicht, 107 Kilogramm.

Heute hat er ein paar Anrufe von Journalisten abgewimmelt, sie wollten was Reißerisches gegen die Kanzlerin, aber er hat nichts gesagt. "Wahlkampf", sagt er, "wir sind ja jetzt Freunde, bis zur Wahl." Er hat mit Merkel reden können, ein paar Minuten am Rande von Sitzungen. Es sind nur ein paar Groschen der Aufmerksamkeitswährung in seinen Hut geklimpert, aber er kann eine Weile davon zehren.

Er lästert über "Querschläger", die nicht verstünden, dass es im Wahlkampf um Geschlossenheit gehe. Einer ist wieder Jens Spahn, der sich öffentlich darüber geärgert hat, dass es eine neue Rentenregel geben soll: nie mehr sinkende Renten. Der stellvertretende Vorsitzende der Senioren-Union, Leonhard Kuckart, hat daraufhin gesagt, er hoffe, dass die CDU Spahn "ungespitzt in den Boden rammt". Kein Wort dazu aus Mißfelders Raumkapsel. Das heißt, die Kanzlerin hat ihn auf einer Vorstandssitzung gefragt, ob er etwas gegen die neue Rentenregel unternehmen werde. Klares Nein. So erzählt er es fröhlich im Maxwell.

Jens Spahn traut sich aber was, Herr Mißfelder.

"Und fliegen ihm die Herzen zu?"

Nein, aber ...

"Fragen Sie mal Kauder und Merkel, wie die das finden."

Mißfelder ist gerade im Modus der Totalanpassung, und vor zwei Wochen gab es bei einer Fraktionssitzung die passende Szene dazu. Es ging um Biodiesel, und 30, 40 Abgeordnete wollten der Kanzlerin nicht folgen, dicke Luft. Gegen 17 Uhr, kurz vor der Abstimmung, steht Mißfelder auf, um rauszugehen.

Wo wollen Sie hin?, fragt Merkel.

Ich habe einen Termin.

Setzen Sie sich hin.

Sie zeigt mit dem Finger auf seinen Platz. Sie braucht seine Stimme bei der Abstimmung, und sie bekommt seine Stimme. Danach bedeutet sie ihm mit dem Finger, dass er gehen kann. Er geht.

Er bestellt ein Schokotörtchen mit Erdbeeren und Pfeffer und einen Schnaps. "Ich hatte gar keinen Termin", sagt er grinsend, als könne ihm das einen Rest von Ehre retten. Ein paar Leute aus der Jungen Union haben ihm gesagt, er könne sich das nicht bieten lassen, aber die wissen nicht, was er sich so denkt. Er hat sich so oft in die Bundeskanzlerin reingedacht, dass er sie gut verstehen kann. Wenn es um Merkel gegen Mißfelder geht, kann es Mißfelder passieren, dass er auf Seiten Merkels steht.

Der Zustand des Menschen in der Politik? Bei einem der Gespräche ist Mißfelder in einer Stimmung, als könnte er das alles nicht mehr aushalten. Er sagt: "Alle denken, ich

bin wie Roland Koch, aber ich bin nicht so. Alle denken, ich hätte dessen Stehkräfte, aber das stimmt nicht."

Für eine halbe Stunde wirkt es, als wäre er überfordert von diesem großen Tanz auf einer Wanderdüne, die von einer Luftspiegelung zur nächsten rieselt, wo es keinen Halt gibt, keine Stabilität, wo kein Wort das meint, was es sagt. Er duckt sich über seinen Teller, sein Hals ist verschwunden, Philipp Mißfelder kann sehr klein wirken.

Er sagt, dass er gern ein Intellektueller wäre, ein Schriftsteller. Ein Liebesroman, ach, das könnte ihn glücklich machen. "Aber mir fällt nur die eine oder andere gute Redewendung ein."

Es ist da schon zu viel. Er steckt schon in der nächsten Inszenierung drin, und logischerweise wird ihm die bald langweilig, und er lästert ein bisschen über Pofalla, zum Warmwerden. Seine Welt hat ihn wieder.

Nicht alle in dieser Welt sind wie Philipp Mißfelder. Aber in allen steckt etwas von ihm. Es ist die Zuspitzung, die Verdichtung des politischen Systems.

Eines Tages im Herbst 2008 bekommt er eine SMS von Merkel. Die Junge Union soll für sie und den französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy eine Kundgebung auf dem Potsdamer Platz veranstalten. Er organisiert das, und am 10. Mai steht er hinter dem Sony Center und wartet auf Merkel. Er ist jetzt zu jeder Heuchelei bereit.

Sie kommt, großes Lächeln, fester Händedruck, kleine Plauderei. Dann trifft Sarkozy ein, und sofort hat Merkel nur noch Augen für ihn. Sie vergisst, dass Mißfelder auch auf das Foto gehört, als Gastgeber. Erst später bekommt er einen Platz am Rand. Er lächelt, als könnte er zufriedener nicht sein.

Beim Gang zur Bühne wird er bald abgedrängt, und Merkel fällt es nicht ein, auf ihn zu warten. Er drängelt, kämpft, bis er wieder hinter ihr ist. Er ist viel größer als Merkel und Sarkozy und könnte der Leibwächter sein, wenn er nicht so unermüdlich lächeln würde. Leibwächter tun das nicht.

Dann redet Mißfelder. "Während andere noch über das Programm diskutieren", mache die Junge Union schon Wahlkampf für die Bundeskanzlerin. Es ist der Gipfel der Anbiederung: andere angeschwärzt, sich selbst zum Muster an Folgsamkeit erklärt. Merkel redet, Mißfelder klatscht frenetisch.

Am Tag danach taucht er auf einem kleinen Fest in Berlin auf. "Die Kanzlerin hat mich heute im Präsidium gelobt", sagt er sofort, "sie hat mich richtig viel gelobt. Wie gut wir das organisiert haben, wie toll das alles geklappt hat."

Er strahlt wie ein Mond in wolkenloser Nacht, es geht ihm gerade sehr gut mit seinem Beruf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

13) Der Ludwig lacht

Weil Ärzte eine Spätabtreibung ablehnten, lebt eine Familie in München mit einem Kind, das sie so nicht haben wollte. Heute ist Ludwig zwei Jahre alt und geistig und körperlich schwer behindert.

Von Beate Lakotta, DER SPIEGEL, 22.6.2009

Fragt man Eltern, welches ihrer beiden Kinder sie mehr lieben, so erhält man gewöhnlich die Antwort: beide gleich. Auch bei Claudia und Reinhard Senge ist das so, aber nicht von Anfang an. Für sie war es ein weiter Weg bis dorthin.

Auch heute noch, zwei Jahre nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes, sind sie der Meinung, sie hätten das Recht haben müssen, sich gegen dieses Kind zu entscheiden, als sie von seiner Behinderung erfuhren.

"Der Punkt war, dass wir uns von unserem Kind getrennt hätten, aber nicht gedurft haben", sagt Reinhard Senge. "Wir haben das Kind kriegen müssen, das wir nicht gewollt haben. Das ist nicht gegen den Kleinen gerichtet. Wenn er heut so lacht, denk ich: a goldiger Kerl. Aber für uns ist die Welt z'amm'broch'n: Familie, zwei Kinder, Garten, die Zukunft, das ganze Leben, wie ein Kartenhaus."

In der 34. Schwangerschaftswoche war Claudia Senge wegen Rückenschmerzen zur Frauenärztin gegangen: schon die Wehen? Alle Vorsorgeuntersuchungen waren gut verlaufen; doch nun sieht die Ärztin im Ultraschall etwas anderes, es stimmt etwas nicht mit dem Gehirn des Jungen. Eilig wird Frau Senge zu einem zweiten Arzt geschickt. Am Ultraschallgerät sehen die Eltern Bilder ihres Ungeborenen über den Bildschirm flimmern, ein Wunschkind. Es stimmt: Zwischen den Hirnhälften des Fötus fehlt der "Balken", eine Nervenstruktur, die rechte und linke Seite verbindet.

"Was heißt denn das genau?", will Herr Senge wissen. Aber der Arzt habe nur hilflos gelacht: Es könne alles bedeuten oder nichts.

Zu Hause geben die Eltern die lateinischen Namen der Diagnosen aus dem Arztbrief im Internet ein: "Ventrikulomegalie, Agenesie des Corpus callosum, Dystrophie". Manche der betroffenen Kinder können kaum kontrollierte Bewegungen machen, leiden unter Krampfanfällen, andere sind blind, geistig behindert sowieso.

Sollen sie dem Kind das antun? Und wird ihre Ehe das aushalten?

Claudia Senge ist eine gewissenhafte Mutter, sie hat in der Schwangerschaft alles richtig gemacht. Ihr erster Sohn ist gesund. Zwei Jahre nach seiner Geburt hatte sie wieder gearbeitet, halbtags, für einen Versicherungsmakler. Jetzt sieht sie sich Tag und

Nacht nur noch dieses Kind pflegen. Was soll dann aus Felix werden, ihrem Großen, dessen richtigen Vornamen die Eltern bitten in dieser Geschichte nicht zu nennen.

Reinhard Senge ist 38, er hat einen Innenausstattungsbetrieb: Polster, Böden, Vorhänge. Ein zupackender Typ, immer zuversichtlich. "Aber über eins waren wir uns immer einig: Wenn was im Hirn nicht stimmt, dann soll's nicht sein."

Die Architektur der Universitäts-Frauenklinik in der Münchner Maistraße ist verschnörkelt wie das Leben selbst. Im Innenhof ein Labyrinthgärtchen, in den weißgetünchten Fluren altmodisch handgemalte Hinweisschilder, gusseiserne Wanduhren, ein Hörsaal mit steilen eichenen Sitzrängen. Nur die Technik ist hochmodern.

Franz Kainer leitet die Geburtshilfesabteilung. Seit 25 Jahren stellt er Diagnosen für Ungeborene und holt Babys auf die Welt. Aus ganz Bayern kommen Problemfälle zu ihm. Auch Claudia Senge wird hier noch einmal in den Kernspintomografen geschoben. Als Kainer den Senges die Diagnose erklärt, sitzen eine Psychologin und ein Kinderarzt dabei. Kainer müsste gar nichts mehr sagen, es reicht schon, wie sie alle schauen. Theoretisch könne sich das Kind fast normal entwickeln. Wahrscheinlich sei jedoch eine schwere Behinderung, körperlich und geistig, einhergehend mit Krampfanfällen oder Verhaltensstörungen, im schlimmsten Fall müsse es künstlich beatmet oder ernährt werden. Ein Down-Syndrom - darunter können sich Senges etwas vorstellen - wäre im Vergleich dazu eine harmlose Erkrankung.

Herr Senge sieht es so: "Das Kind ist eine Zeitbombe. Kein Mensch kann uns sagen, wie wir damit leben sollen."

Sie sagen sofort, dass sie es nicht wollen. Was, wenn es wirklich beatmet werden muss, nicht isst, nicht reagiert? Sie haben Angst, daran kaputtzugehen. Claudia Senge will das Kind keinen Tag länger in sich tragen. Die Ärzte sollen eine Abtreibung vornehmen, so, wie es nach dem Gesetz möglich ist.

Dort steht, dass eine Schwangerschaft noch bis kurz vor dem Geburtstermin beendet werden kann, wenn "nach ärztlicher Erkenntnis" die Gefahr besteht, dass die Frau durch die Geburt oder das Leben mit dem behinderten Kind seelisch oder körperlich zerbrechen könnte, jetzt oder in Zukunft. Aber welcher Arzt soll das vorhersagen können? Anhand welcher Kriterien? Das steht nicht im Gesetz.

Für die Senges steht die Gefahr außer Frage. Sie glauben, dass auch die Ethikrunde unter Kainers Vorsitz, die über solche schwierigen Lebensentscheidungen immer berät, dies kaum anders sehen könne.

Senges spüren Mitgefühl, aber auch Reserviertheit. Franz Kainer gibt zu bedenken, dass das Kind in der 35. Woche voll entwickelt ist. Schon ab der 22. Woche können Föten außerhalb des Mutterleibs überleben. Dies ist die Grenze, ab der man in der Medizin vom späten Abbruch spricht. Um zu vermeiden, dass das Kind lebendig zur Welt kommt, müsste Kainer dem Kind eine Kanüle ins Herz stechen und Kaliumchlorid hineinspritzen, um es zu töten. Erst danach würde er die Geburt einleiten.

Für ihn, Kainer, ist jeder Fetozid eine kleine Katastrophe, er will das nicht tun. Aber es läge in seinem Ermessen, rein juristisch wäre das kein Problem.

Was den Senges niemand sagt: Es steht längst fest, dass sich die Ethikrunde gegen die Abtreibung entscheiden wird.

Nicht, weil die Mediziner zur Überzeugung gelangt wären, dass die Familie das Leben mit dem Kind schon schaffen werde. Oder weil kein Arzt gegen sein Gewissen gezwungen werden kann, eine Abtreibung durchzuführen. Sondern, weil nach einem ungeschriebenen Gesetz in keinem bayerischen Krankenhaus ein Arzt ein Kind nach der 22. Woche abtötet, wenn seine Behinderung mit dem Leben vereinbar ist - Bundesgesetz hin oder her.

Doch der Parcours aus Untersuchungen und Beratungen, der nun für die Senges beginnt, erweckt den Anschein einer Entscheidungsmöglichkeit.

Wenn Kainer sieht, dass die Not der Frauen sehr groß ist, schickt er sie manchmal weiter, nach Hamburg, Bonn oder Berlin. Aber auch dort lehnen die Kollegen immer öfter die späte Abtreibung ab, seit Politiker aller Parteien öffentlich darüber stritten, was zu tun sei, um möglichst viele dieser Eingriffe zu verhindern.

Senges sind spät dran. Unwahrscheinlich, dass anderswo jemand den Eingriff noch macht. Das Beste wäre, die Psychologin könnte sie umstimmen.

Ihr Büro liegt unter dem Dach in einem düsteren Kuppelsaal. An einer langen Tafel sitzen sie sich gegenüber. Die Senges verstehen das Beratungsgespräch als eine Art Prüfung, "ob wir uns das gut überlegt haben und nicht aus dem Schreck heraus reagieren". Die beiden lassen keinen Zweifel daran, wie sehr sie das Kind ablehnen.

Die Psychologin, eine Mittfünfzigerin, die ihren Beruf seit 15 Jahren ausübt, hat selten Eltern erlebt, die dies so klar aussprechen. Sie findet keinen Zugang. Senges haben von Anfang an den Eindruck, sie sei gegen sie eingestellt. Frau Senge könnte vor ihr vielleicht noch so tun, als sei sie kurz davor, irgendwo herunterzuspringen, um die Entscheidung zu ihren Gunsten zu wenden. Aber ihr Mann hatte gesagt: "Brauchst nicht lügen, dass du dich umbringst."

Die Senges kämpfen längst auch um ihre Würde.

In einer anderen Klinik sollen sie noch eine Zweitmeinung einholen. "Behindert ist er schon", sagt dort der Arzt. "Aber einen Abbruch machen wir nicht, und in der 35. Woche brauchen Sie auch nirgendwo anders mehr hinzugehen."

"Gesunde Kinder darf man abtreiben, aber uns zwingt man, mit einem behinderten zu leben?" - Claudia Senge versteht nicht, wo da die Gerechtigkeit bleibt. Am folgenden Tag gehen sie zu einer Anwältin. Dort erfahren sie: Es gibt kein einklagbares Recht auf eine Abtreibung.

In der Ethikgruppe sitzt neben Franz Kainer und der Psychologin der Kinderarzt, als Anwalt des ungeborenen Kindes. Auch eine Stationsschwester ist dabei und eine Hebamme. Man habe Verständnis für ihre Not, eröffnet Kainer den Senges, aber die Prognose des Kindes sei ja ungewiss. Das Kind habe nach Auffassung der Runde bereits ein eigenes Recht zu leben, darüber hätten die Eltern nicht zu entscheiden. "Sie müssen es ja nicht behalten. Sie können es zur Adoption freigeben."

"Es ging denen nur um die Ethik und um das Kind", sagt Claudia Senge. "Wir waren denen egal."

Sie gehen zur Adoptionsstelle. Auf dem Amt ist man entgeistert: Hochschwanger und das Kind nicht wollen? Schon für ein Kind mit Down-Syndrom finden sich extrem selten neue Eltern. Aber für ein Kind, wie die Senges es erwarten? Nicht mal mit einer Pflegefamilie könne man bei schweren Behinderungen dauerhaft rechnen, bestenfalls mit einer Übergangspflege. Danach bliebe nur ein Heim. Ein Sachbearbeiter auf dem Sozialamt rät: Machen Sie doch eine anonyme Geburt.

"Bitt schön, was?", ruft Herr Senge. "Wir haben Berge von Unterlagen. Das ist doch kein anonymes Kind mehr!" Sie wollen sich auch nicht aus ihrer Verantwortung stehlen oder etwas Unrechtes tun, das passt nicht zu ihnen. Schließlich wollten sie das Kind ja, bis zur Diagnose. Aber was, wenn es sonst auch niemand haben will?

In der Klinik entfährt es Herrn Senge einmal, wenn man sie partout zu diesem Kind zwingen wolle, könne es vielleicht mal vom Tisch fallen. "Nicht, dass ich's gemacht hätte. Es waren Gedanken aus der Hilflosigkeit."

Ein Arzt wirbt noch einmal um Verständnis für die Entscheidung: Es hänge mit dem Dritten Reich zusammen, dass man in Deutschland nicht so leicht ungeborenes Leben beende. "Was haben wir denn mit dem Dritten Reich zu tun?", entgegnet Herr Senge.

Jeden Tag muss seine Frau zum Ultraschall in die Klinik. Die Gehirnventrikel des Kindes werden kontrolliert, es soll keinen weiteren Schaden nehmen, es soll möglichst lange im Bauch der Mutter bleiben. Aber Frau Senge hält es nicht mehr aus. Das sagt sie auch, bei einer Untersuchung. "Wir sind hier nicht in China", fährt die Ärztin sie da an, wo man Kinder abtreibe, nur weil sie das falsche Geschlecht haben.

In der 37. Woche kommt das Kind zur Welt, mit einem Kaiserschnitt. Sie schauen es nicht an. Eine Schwester nimmt es gleich und bringt es weg.

Claudia Senge hatte nicht bei den anderen Müttern liegen wollen. Ihre Zimmergenossin ist eine alte Frau. Ab und zu kommt jemand, um Frau Senges Blutdruck zu messen und ihren Bauch anzuschauen. Ein Gespräch sucht niemand mehr.

Das Kind liegt zwei Treppen weiter unten im Brutkasten. Wie soll sie jemals darüber hinwegkommen, wenn sie es weggibt? Sie stellt sich das Kind vor, wie es in einem Heim herumliegt, und keiner kümmert sich.

Nach zwei Tagen hält Reinhard Senge es nicht mehr aus. Er geht nachschauen. Das Kind, das noch keinen Namen hat und ihm auf der Kinderintensivstation als seines vorgestellt wird, atmet ohne Hilfe. Es trinkt aus der Flasche, es schläft.

Es sieht genauso aus wie sein erster Sohn, findet Herr Senge.

Die Klinik hat bereits eine Übergangs-Pflegemutter organisiert. Die soll kommen, bittet er, "damit ein bisserl körperliche Nähe da ist fürs Neugeborene".

"Auch wenn wir ihn nicht zu uns holen, er ist trotzdem unser Kind", sagt er zu seiner Frau. "Schau ihn dir wenigstens mal an." Aber sie hat Angst, das Kind danach nicht mehr weggeben zu können.

Als es in die Kinderklinik verlegt wird, braucht es einen Namen. Die Eltern nennen es Ludwig, nach der Ludwig-Maximilians-Universität, deretwegen es auf die Welt gekommen ist. In der Kinderklinik recherchiert ein Arzt alles, was man über Balkenmangel-Kinder weiß. Als Erster gibt er ihnen Hoffnung. Nach zehn Tagen steht

Claudia Senge am Bett ihres Sohnes. Sie schaut ihn kaum an, irgendwann hat sie ihn zum ersten Mal im Arm. Es ist kein glücklicher Moment. Wenig später nehmen sie Ludwig mit nach Hause. Ein Versuch.

Wer die Familie Senge in ihrem weißen Reihenhaus am Rand von München besucht, betritt ein kleines Idyll. Vor der Tür ein Geländewagen, drinnen alles hell und freundlich, an der Wand Kinderfotos, der Ludwig ist immer dabei, und immer lacht er.

Stolze Eltern wollen ihre Freude mit der ganzen Welt teilen. Senges warten mit der Geburtsanzeige ein halbes Jahr, bis sie sicher sind, dass sie den Ludwig behalten. Neben seinem Bild steht auf der Karte ein Ausspruch von Richard von Weizsäcker, sie haben ihn in einem Prospekt der Kinderklinik gefunden: "Es gibt keine Norm für den Menschen, es ist normal, verschieden zu sein." Sie verschicken nicht viele Anzeigen.

Im ersten Winter leben die beiden von einem Tag auf den anderen. Im Wohnzimmer brennt der Adventskranz, es gibt Lebkuchen und Kaffee. Mal nimmt er den Ludwig auf den Schoß, mal sie. Man sieht ihm die Behinderung nicht an. Er hat ein freundliches Wesen, findet Herr Senge. "Er macht sich super. Wenn er sich so weiterentwickelt, dann wird er noch gesund."

Claudia Senge schaut zweifelnd auf das schlafende Kind in ihrem Arm, die ganze Zeit streichelt sie seine Hand. Ihr Mann überlegt, ob sie schon etwas merken würden, wenn sie nichts gewusst hätten von Ludwigs Behinderung. "Wir hätten uns auf die Geburt gefreut. Sein Zimmer wäre hergerichtet gewesen, Liebe, Wärme, ein Nest. So war nichts vorbereitet. Die ersten Monate waren wie ein Loch."

Die Erinnerung daran regt Herrn Senge auf. Beim Erzählen trommelt er mit den Fingern auf die Tischplatte. Zum Beispiel, wie sie anfangs versucht hatten herauszufinden, ob der Ludwig sieht oder hört, ob sein Gehirn überhaupt irgendwelche Signale verarbeiten kann und ob sie jemals Kontakt zu ihm würden aufnehmen können. Manchmal beobachten sie das Kind beinahe wie Forscher im Labor. Herr Senge entfernt sich ein paar Schritte und klatscht in die Hände: "Da! Wieder keine Reaktion." Zwar lächelt der Ludwig immerfort, aber kann das nicht auch ein sinnloser mimischer Reflex sein?

Anderthalb Jahre nach Ludwigs Geburt ist für Claudia Senge die Welt klein geworden. Im Wohnzimmer steht eine blaue Sitzgruppe, von dort kann man in den Garten schauen, der von einer hohen Hecke umgeben ist. Dort hat sie große Kürbisse aufgereiht, ein Spielhaus steht darin, eine Sandkiste, ein Plastiktrecker, der gehört Felix, dem älteren Sohn. Ob der Kleine mal verstehen wird, was ein Trecker ist?

Herr Senge macht sich Sorgen um seine Frau. Je mehr sie sich in ihrer Wahrnehmung auf den Ludwig beschränkt, desto besser geht es ihr. Sie sieht dann nur seine Fortschritte, das ist schön. Wenn sie Felix, ihren Fünfjährigen, vom Kindergarten abholt, trifft sie andere Mütter, die Kinder in Ludwigs Alter dabeihaben. Sie erträgt den Anblick dieser gesunden Kinder nicht. Ihr Mann holt jetzt oft den Felix ab. Nur mit ihm spricht sie darüber.

Sie würde gern in eine Mutter-Kind-Gruppe gehen, aber außer ihr hat dort niemand ein behindertes Kind.

Für Felix war sie zwei Jahre zu Hause geblieben. Dann hatte sie wieder gearbeitet. Aber an dieses andere Kind, so empfindet sie, wird sie gekettet sein bis an ihr Lebensende. Und was soll aus dem Ludwig werden, wenn sie mal nicht mehr sind? Muss sich dann sein Bruder opfern?

Bald werden die Leute auch fragen: "Läuft er denn schon?" - "Redet er denn noch nicht?" Sie fürchtet sich jetzt schon vor den mitleidigen Blicken. Und auch dem Felix wird dann vielleicht sein Bruder peinlich sein: "Man schämt sich ja, auch wenn keiner was dafür kann."

Vor Jahren hatten sie im Italien-Urlaub am Strand Eltern gesehen, grauhaarig, die ihren erwachsenen Sohn im Rollstuhl zum Wasser schoben. Alle hatten hingestarrt. So sieht sie sich jetzt mit dem Ludwig: umgeben von glotzenden Leuten. Vielleicht wird sogar mal einer sagen: So ein Kind, das muss doch heute nicht sein. "Die Leute sind eben auch unserer Meinung", sagt sie. "Man hätte das verhindern können."

Fragt man Franz Kainer zwei Jahre später nach der Familie Senge, macht der Pränataldiagnostiker ein bekümmertes Gesicht. Kainer ist ein schmaler, asketisch wirkender Mann. Er spricht leise, bisweilen wird er sarkastisch.

"Vor zehn Jahren haben die Politiker das Gesetz so geändert, dass man ein behindertes Kind bis zum Geburtstermin abtöten kann. Würden wir das ernst nehmen, hätten wir eine Menge Fetozide. Also tun wir einfach so, als gäbe es das Gesetz nicht." Selbst die Politiker täten so: Kainer hat mal einen sagen hören, er könne sich nicht vorstellen, dass so was Schlimmes in seiner Umgebung gemacht würde.

Nun hätten sie dort in Berlin ja gerade ein neues Gesetz gemacht. Ursprünglich sollte es "Gesetz zur Vermeidung von Spätabtreibungen" heißen. Am Ende stand darin, dass Ärzte alle Frauen, die ein behindertes Kind erwarten, über Lebensperspektiven mit dem Kind beraten müssen. Und dass mindestens drei Tage zwischen der Diagnose und dem Abbruch liegen müssen.

"Deswegen werden nicht mehr Frauen behinderte Kinder zur Welt bringen wollen", sagt Kainer, "an unserer Realität geht das vorbei." Beraten wird ohnehin immer, und gerade bei den späten Abbrüchen dauert es selten weniger als drei Tage, bis alle Untersuchungen beendet sind. Trotzdem entscheidet sich vor der 22. Woche nur ein Bruchteil aller Frauen für das Kind. Danach gibt es für die Frauen nichts mehr zu entscheiden - jedenfalls nicht in Bayern.

Nicht, weil es für die Frauen das Beste wäre oder für die Kinder; es sind auch Fehlbildungen darunter, die einen dramatischen Leidensweg für das Kind bedeuten. Aber die Kollegen haben Angst, am Pranger zu stehen. Das Ansehen der Klinik könnte Schaden nehmen, die Geldströme der Staatsregierung könnten versiegen.

Kainer, für den jeder Schwangerschaftsabbruch einer zu viel ist, kann gut leben mit dieser Gemengelage: "Mich würde es ja treffen, wenn wir entscheiden würden, auch diesen Frauen helfen zu wollen." Aber eines ärgert ihn doch: In Regensburg oder Passau und anderswo wollen die geschätzten Kollegen zwar an der vorgeburtlichen Diagnostik verdienen. "Aber entdeckt man dort etwas nach der 12. Woche, dann heißt es: Wir machen so was Schmutziges nicht, da müssen Sie schon nach München." Dann bekommt er es aufgehalst, bis zur 22. Woche. "Danach bleiben nur die ganz bösen

Kollegen in Bonn, Hamburg oder Berlin." Oder, für diejenigen, die es bezahlen können, die Flieger nach London oder Rotterdam.

"Da sind wir nicht ehrlich", findet Kainer: "Wenn die Gesellschaft der Frau diese Entscheidungsmöglichkeit geben will, sollte sie nicht in ganz Deutschland herumreisen müssen, um jemanden zu finden, der den Eingriff macht." Und: Bei 115 000 Abtreibungen von gesunden Kindern pro Jahr könne man schon fragen, welchen Sinn es habe, ausgerechnet das Leben einiger hundert schwer fehlgebildeter Ungeborener gegen den Willen ihrer Mütter zu schützen.

Bislang hat niemand versucht herauszufinden, was aus diesen Kindern wird. Die Sozialarbeiterin der Klinik schätzt, dass jedes Jahr etwa vier Frauen ihr Kind nicht annehmen. Es wurden auch schon behinderte Kinder in Babyklappen gefunden.

"Vielleicht sind diejenigen, die nicht gut damit zurechtkommen, sogar die größte Gruppe", vermutet Kainer. "Aber man sieht sie nicht. Auch weil die Behindertenverbände es nicht gern haben, wenn jemand sagt, das Leben mit einem behinderten Kind stelle ein Problem dar."

Aber wenn Eltern ihr Kind schon vorher so deutlich ablehnen? "Dann hören wir lieber nicht so genau hin, wie wir vielleicht sollten", sagt Kainer. "Weil wir wissen: Für den Abbruch gibt es sowieso keine Zustimmung." Und es sei ja auch so: "Es passiert einem nichts, wenn man es nicht macht. Irgendwann fahren die mit dem Kind nach Hause, und wir sind das Problem los."

"Die Senges", sagt Kainer, "die haben es so laut gesagt, dass man es hören musste. Das war mutig."

Dann eilt Kainer im weißen Kittel hinüber zum Kreißsaal, eine schwierige Geburt steht bevor, ein Kind mit einem riesigen Wasserkopf.

Anfang dieses Jahres haben die Eltern Glück: Reinhard Senge findet einen Platz für Ludwig in der "Integrativen Kinderkrippe Kleeblatt". Die Krippe gehört zu einem großen Behindertenzentrum. Ludwig bekommt hier Physio- und Ergotherapie. Es gibt auch eine Schule, Werkstätten, betreutes Wohnen. Vielleicht könnte er sogar sein Leben lang bleiben.

In der Woche packt Frau Senge seither den Ludwig ins Auto und fährt mit ihm durch die Stadt, wenn er nicht gerade krank ist. Irgendein Infekt, ein unerklärliches Fieber, auch das kommt bei behinderten Kindern häufiger vor. Die Krippe ist Claudia Senges Hoffnung. Sie möchte wieder unter Menschen. Auch der Ludwig soll sehen, dass es andere Menschen gibt.

Nur der Bezirk Oberbayern muss noch seine Zustimmung geben. Drei Stellungnahmen haben Ärzte und Heilpädagoginnen schon geschrieben: Ludwig könne mit knapp zwei Jahren weder frei sitzen noch zeige er Ansätze zum Sprechen: "Die Aufnahme in die integrative Kinderkrippe ist daher dringend angeraten."

Zehn Kinder, darunter drei behinderte, besuchen das "Kleeblatt". Claudia Senge trägt den Ludwig hinauf in den ersten Stock, zum Morgen-Stuhlkreis. Seit drei Monaten hat sie schon versucht, ihn an die Krippe zu gewöhnen. Aber noch schreit er, sobald er die Mutter aus den Augen verliert. Keiner braucht so lange zum Eingewöhnen wie er.

"Am Ende ist er gar nicht krippentauglich", sorgt sie sich gegenüber ihrem Mann. Herr Senge sitzt am Tisch und trommelt mit den Fingern: "Lass ihm halt seine Zeit, er wird's schon lernen." Und wirklich: Am nächsten Morgen drückt sie der Heilpädagogin den Ludwig in den Arm, und zum ersten Mal schreit er nicht, als sie fortgeht.

Dann kommt der Brief vom Bezirk Oberbayern. Die Sachbearbeiterin schreibt, Ludwigs Behinderung habe "keine so gravierenden Auswirkungen auf die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft, dass eine besondere Förderung in der Kindergrippe erforderlich wäre". Krippe mit "g", steht dort, Antrag abgelehnt.

Frau Senge bricht in Tränen aus, dann wird sie wütend. "Erst hat uns der Staat gezwungen, ihn auf die Welt zu bringen, aber wenn es um seine Förderung geht, ist keiner mehr zuständig."

Senges holen sich Hilfe beim Anwalt. Nach einem halben Jahr lenkt das Bezirksamt ein. Dann stellt sich heraus, dass ab 2011 schon alle Integrationsplätze im Kleeblatt vergeben sind. Senges werden sich einen anderen Kindergarten suchen müssen.

Als Nächstes kommt ein Brief von der Krankenkasse. Die will Ludwigs Ergo- und Physiotherapie nicht weiterbezahlen, 1500 Euro. Senges sollen zum Sozialamt gehen.

Für Heike Weigand, die freundliche Kinderneurologin im Haunerschen Kinderspital, ist das nichts Neues. Ständig sind sie hier mit dem Schreiben von Gutachten beschäftigt: damit ein Kind eine Beinschiene bekommt, den richtigen Kindergartenplatz oder zwei Stunden Extrapflege zu Hause, bevor die Mutter auch noch krank wird. Wie Bittsteller würden die Eltern oft von einem Neinsager zum nächsten geschickt.

Alle sechs Monate kommen Senges mit Ludwig zur Untersuchung hierher. Bis zum zweiten Geburtstag, hatte Heike Weigand ihnen beim vorigen Mal erklärt, sei die grundlegende Reifung der Hirnstrukturen abgeschlossen. Was Ludwig bis dahin nicht könne, werde immer Förderbedarf brauchen. Vielleicht wird er es nie aufholen.

Die letzten Male waren die Senges voller Hoffnung zu diesen Terminen gegangen. Im Jahr zuvor hatten sie eine Stunde lang zugeschaut, wie der Ludwig auf der roten Turnmatte herumkullerte. Senges fanden, dass er schön auf dem Bauch lag und gut greifen konnte. "Vom Kopf her reagiert er doch super, oder?", hatte Herr Senge gemeint. Aber am Ende hatte Frau Weigand doch sagen müssen, dass es dem Einjährigen offenkundig schwerfalle, Bewegungen zu planen - kein rein körperliches Problem, sondern, leider, der Hinweis auf eine schwere geistige Beeinträchtigung.

Die Enttäuschung hatte im Raum gehangen wie ein Mantel aus Blei. Am folgenden Tag hatte die ganze Familie krank im Bett gelegen. Wochen hatten sie alle gebraucht, um sich wieder zu fangen.

Für die Kinderneurologin sind solche Gespräche immer eine Gratwanderung: Wie viel Klarheit brauchen Eltern, damit genügend ankommt? Und wie viel halten sie aus? "Ich raube ihnen ja immer den Traum vom gesunden Kind."

Heike Weigand kennt viele Eltern, die das Leben mit dem behinderten Kind meistern. Aber woran die einen wachsen, daran können die anderen zugrunde gehen. Es sind Eltern darunter, die es auch mit einem gesunden Kind schon schwer hätten, sehr junge zum Beispiel oder drogensüchtige oder solche, die nicht gut Deutsch können. Andere wohnen auf dem Land, wo der nächste Ergotherapeut meilenweit weg ist.

Vielleicht die Hälfte, schätzt Weigands Chef Florian Heinen, scheitert an dieser Aufgabe. Nicht in den ersten Lebensjahren, solange die Kinder noch klein und niedlich sind; ob ein krankes oder ein gesundes im Kinderwagen liegt, kann man von außen oft noch nicht unterscheiden. Aber spätestens zur Einschulung werde klar: Mein Kind wird nie einen normalen Beruf haben, nie in der Welt herumreisen, nie ein eigenständiges Leben führen.

Irgendwann sind die Kinder auch nicht mehr süß. Manche verhalten sich extrem aggressiv oder setzen sich in der Pubertät im Bus Wildfremden zum Schmusen auf den Schoß. Am schlimmsten sei es jedoch, wenn Eltern all ihre Liebe und Sorge in das Kind hineingössen wie in ein Gefäß, aber es kommt nichts zurück. "Die Väter gehen stiften, die Mütter werden psychisch krank, am Ende geht nichts mehr."

Mit 15 sind viele behinderte Kinder in einem Heim.

Manchmal muss Heinen Kinder gemeinsam mit den Kollegen aus der Gerichtsmedizin untersuchen. Zehnmal häufiger werden behinderte Kinder geschlagen, gequält, ans Bett gebunden als gesunde, oft als Ausdruck von Hilflosigkeit und Überforderung, "das unterschätzen wir".

Darf man Eltern zwingen zum Leben mit dem behinderten Kind? Heinen, selbst Vater dreier gesunder Kinder, hat damals mit seiner Frau alle vorgeburtlichen Untersuchungen ausgeschöpft. Er sieht es so: "Wenn die Gesellschaft ein Klima schafft, in dem die Medizin manchmal etwas großspurig Entscheidungen gegen den Willen der Eltern trifft, müsste sie auch die Verantwortung für das reale Leben dieser Kinder mit übernehmen. Sie müsste alle Ressourcen, die Eltern brauchen, fraglos und klaglos zur Verfügung stellen."

Bei den Senges hat Heike Weigand das Gefühl, es könne ihnen trotz allem glücken, den Ludwig großzuziehen. Weil sie nicht klein beigeben und weil sie so fest zusammenhalten. Immer ist der Vater bei den Untersuchungen dabei. Das kommt nicht so häufig vor.

Die Untersuchung, die den Senges mehr Aufschluss über ihr zukünftiges Leben geben soll, fällt auf den zweiten Geburtstag des Kindes. Claudia Senge setzt den Ludwig auf die rote Turnmatte. Nachdenklich schaut sie ihn an. Hoffentlich macht er es gut.

Die Ärztin fragt: "Wie schätzen Sie ihn denn ein?"

Die beiden denken nach: "Vielleicht wie ein neun Monate altes Kind?"

Er kann sitzen, wenn man ihn hinsetzt, und sich im Stehen festhalten. Aber er macht nichts nach, was man ihm vormacht. "Grüß Gott", sagt Herr Senge, um seine Beobachtung zu demonstrieren, und streckt dem Ludwig immer wieder die Hand hin. Aber der Ludwig streckt seine Hand nicht aus, nie macht er das.

Die Ärztin stellt ihm eine Kiste mit Spielzeug hin. Der Ludwig nimmt einen Bären heraus und wirft ihn fort. Dann einen Ring, einen "Sesamstraße"-Ernie, ein Auto, ein Klötzchen.

Ein zweijähriges Kind beschäftigt sich gewöhnlich länger mit einem Spielzeug, es würde mit dem Auto hin und her fahren und "Brrmmmbrrmmm" machen. Selbst ein Kind mit Down-Syndrom wäre körperlich fitter und hätte schon Wörter. <<Der Ludwig

lacht nur oder schreit. Manchmal macht er mit seinen Jähzornanfällen alle ganz irre, und man kann ihn nicht mal fragen, warum er schreit.

"Ob er mit 30 Jahren immer noch Kisten ausräumen wird?", will Herr Senge wissen. "Ich mein, er wird sicher nicht auf die normale Schul' gehen können. Aber vielleicht, dass er wenigstens laufen könnt?"

Frau Weigand nickt. "Vielleicht erst mal mit einem Rollator."

Laufen! Herr Senge strahlt, er schwenkt den Ludwig in der Luft, er pfeift und gurrt: Gell, du Wilder!

Und ob man ihm dann wohl auch klarmachen könne, was ein Nein bedeutet?

Hoffen könne man wohl darauf, meint die Ärztin. Auch wenn seine geistige Behinderung so deutlich erkennbar sei. Vielleicht werde er später in einer Wohngruppe leben können, eine Ausbildung bekommen, irgendetwas sehr Einfaches, in einer beschützenden Werkstätte. Aber er werde sicher kein selbständiges Leben führen können.

Herr Senge fasst es so zusammen: "Es ist nicht so, wie es vor seiner Geburt geheißen hat: dass er gar nix können wird. Er ist aufmerksam. Er gibt sich Mühe. Er macht Fortschritte. Der Weg ist positiv, wenn man sieht, wo wir vor zwei Jahren gestartet sind."

Nach der Untersuchung gehen die Senges noch einen Kaffee trinken. Vater, Mutter, Kind sitzen in der Sonne vor der Pizzeria.

Bald wird ein Rollstuhl das Bild von der glücklichen Familie trüben, auch das Haus mit seinen Treppen werden sie wohl nicht behalten können. "Aber die Angst ist weniger geworden", sagt Herr Senge. "Wir hatten Glück, weil er hören und sehen kann, der Ludwig, und uns sogar erkennt. Es hätt viel schlimmer kommen können, dann säßen wir jetzt nicht hier."

Der Ludwig auf seinem Schoß hat eine Zeitung zum Blättern bekommen. "Und wenn er später mal net drei und drei z'amm'zähl'n kann, wird die Welt net untergehn deshalb", ruft Herr Senge. "Jetzt blättert er jede Seit'n mit Feing'fühl um - dafür, dass er die Fehlbildung hat, is' des net schlecht."

Das schöne Wetter, fast könnte man schwimmen gehen, der Ludwig mag ja das Wasser, aber heute wollen sie noch Geburtstag feiern, mit beiden Kindern. "Vom Felix", findet Frau Senge, "da können wir uns noch was abschauen. Der nimmt den Ludwig, wie er ist." Am Nachmittag wird der Ludwig auf seinem Stühlchen am Tisch sitzen, ohne Stütze. Er wird eine Krone aus Papier tragen. Und er wird lachen.

"Eaaheaah", macht der Ludwig jetzt gut gelaunt und greift nach Herrn Senges Nase. "Er gehört halt doch irgendwo zu uns", sagt der. Und wer weiß: "Wenn der Ludwig mal geistig so fit sein sollte, dass er danach fragt, werd ich es ihm sagen. Dass mir'n abtreiben hätten lassen. Das ist damals so gewesen, da steh ich auch dazu. Und dass wir heut froh sind, dass er dasitzt und wir ihn ganz gern haben."

Und wenn sie noch mal entscheiden könnten, mit dem Wissen, wie der Ludwig heute ist?

Claudia Senge füttert den Ludwig mit Milchschaum aus ihrem Kaffeeglas. Sie könne heute wirklich nicht mehr sagen, welches Kind sie lieber habe: "Beides ist Liebe, aber verschieden. Beim Ludwig ist mehr Sorge dabei. Trotzdem würden wir uns immer wieder gegen das Kind entscheiden, wenn wir könnten."

"Dann wär der Ludwig jetzt nicht da. Es würde immer was fehlen", überlegt Herr Senge. "Das wär schon genug Leid. Aber das Kind wär eingeschlafen von der Spritze, davon hätt er wahrscheinlich wenig gemerkt. Es wäre doch eine Erleichterung gewesen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

14) Keine Menschenseele

Ein Mann begeht ein unvorstellbares Verbrechen und empfindet keinen Funken Reue. Die Geschichte des Mörders Rolf Hagen Teil 1: Leben und Tat

Von Guido Mingels, Das Magazin, 31.10.2008

Thorberg, 17. 8. 2007 Sehr geehrter Herr Mingels

Ich beziehe mich auf Ihre Anfrage, in welcher Sie über mein Leben schreiben wollen. Im Grundsatz bin ich nicht abgeneigt. Wenn Sie mich besuchen möchten, sollten Sie vorgängig bei der Kanzlei der Anstalten Thorberg während der Bürozeiten das Besuchsformular verlangen und dieses mindestens 3 Tage vor dem Besuch an die Kanzlei zurücksenden. Monatlich stehen mir maximal 5 Stunden Besuchszeit zur Verfügung. Ich hoffe, diese bürokratischen Hürden sind für Sie kein Hindernis, und es würde mich freuen, bald wieder etwas von Ihnen zu hören. Mit freundlichen Grüssen,R. Hagen

Hagen Rolf, geb. am 05. 11. 1971, von Winterthur, Maler, später Berufsunteroffizier der Schweizer Armee, wird schuldig erklärt des vollendeten Mordes, begangen am 12. Juli 2004 in Donauwörth, Deutschland, zum Nachteil des Yildiz Murat, geb. 18. 06. 1989, 15 Jahre alt, Schüler, deutscher Staatsangehöriger; sowie des versuchten Mordes zum Nachteil des Wernicke Ramon, 14 Jahre alt, Schüler; sowie der strafbaren Vorbereitungshandlungen zu Mord;

Hagen Rolf wird in Anwendung der Art. 6 Ziff. 1, 11, 21 Abs. 1, 43 Ziff. 1 Abs. 2, 46 Ziff. 2, 63, 65, 66, 68 Ziff. 1, 69, 112, 260bis Abs. 1 StGB, Art. 386 Abs. 1, 396 Abs. 1 StrV

verurteilt

zu lebenslänglichem Zuchthaus, wo- bei die Sicherheitsverwahrung angeord-net wird und eine psychotherapeutische Behandlung durchzuführen ist. Hagen Rolf kehrt unter Annahme von Fluchtge-fahr zurück in den vorzeitigen Strafvollzug in die Anstalten Thorberg.

Hinter Mauern

Der Thorberg ist ein Hügel aus Sandstein am Rande der Gemeinde Krauchthal, nahe Bern. Eine Strasse voller Kurven führt hinauf. Aus der Ferne sieht das Gefängnis aus wie eine mittelalterliche Burg. Die alten Mauern von neuen umgeben, alles mit Nato-Draht bewehrt. Ein erstes stählernes Gitter, eine Gegensprechanlage, bitte in die Kamera blicken. Mit einem Surren springt die mächtige Tür auf. In der Eingangsschleuse zwei Polizisten hinter Glas, Ausweis bitte. Was nicht benötigt wird ins Schliessfach, Handy, Portemonnaie, Schlüsselbund, Tasche. Ein Metalldetektor wie am Flughafen, es piepst. Schuhe ausziehen bitte. Es piepst. Gürtel ausziehen bitte. Besucher-Badge gut sichtbar montieren. Herr Aufdermaur wird Sie in den Besucherraum begleiten. Kopfsteinpflaster im Innenhof, Bohrgeräusche aus der Anstaltsschreinerei. Ein paar Stufen runter, ein Zimmer mit fünf Tischen. In einer Holzkiste in der Ecke liegen Plüschtiere, falls Kinder zu Besuch kommen.

An der hinteren Wand sitzt ein Mann, mit offenem Mund. Er erhebt sich und streckt die Hand zum Gruss.

«Haben Sie den Weg gut gefunden?»

Rolf Hagen kommt in Winterthur zur Welt, der Vater ist Betriebsdisponent bei den SBB, die Mutter, eine gelernte Coiffeuse, führt den Haushalt. Es gibt eine ältere Schwester. Er besucht die Volksschulen, Lieblingsfächer Werken und Sprachen, er macht bei den Pfadfindern und den Verkehrskadetten mit. Der Vater verlässt die Familie, als Rolf zehn Jahre alt ist. Nach einer Malerlehre arbeitet er fast zehn Jahre als Nachtwächter bei der Securitas. Nach der RS macht er weiter bei der Armee, bringt es zum technischen Feldweibel. Erste eigene Wohnung in Winterthur, dann Umzug nach Hofstetten, aufs Land, weil es dort besser ist für seinen belgischen Schäferhund, Sascha. Später Umzug nach Heimberg bei Thun, in die Nähe der Kaserne Jassbach, die Armee will ihn behalten, er wird Berufssoldat. Instruktor bei den Übermittlungstruppen, ein Experte für die Störung feindlichen Funkverkehrs. Dann fährt Rolf Hagen eines Montags im Jahr 2004 mit seinem Landrover Discovery nach Deutschland, um gemeinsam mit einem Mittäter einen 15-jährigen Jungen hinzurichten.

«Mein Leben», sagt Hagen, «hat auf einer halben Seite Platz.»

Er hat ein Gesicht, das man sich nicht merken kann. Die leichten Hängelider verleihen seinem Blick etwas Schläfriges. Der Bart um die jungenhaft runden Wangen ist erst im Gefängnis gewachsen und passt nicht zu ihm. Wenn er lacht, was er manchmal grundlos tut, bilden sich Fältchen auf seinen Schläfen und in der unteren Zahnreihe zeigt sich ein schief stehender Schneidezahn. Er trägt die braune Anstaltshose und über einem alten Pullover eine Sportjacke mit einem Aufnäher, BUSA, Berufsunteroffiziersschule der Armee, Herisau. Er ist gross und füllig, die Stimme tief und melodielos, sein Händedruck ist unbegreiflich warm und schwer.

«Worüber wollen wir reden?»

Eine Gruppe von Reitern findet Murat Yildiz, 15 Jahre, aus Asbach-Bäumenheim, am Freitag, dem 16. Juli 2004, im Waldstück Enderlesholz bei Donauwörth-Wörnitzstein. Die Gerichtsmediziner beschreiben auf 35 Seiten die Leiche eines Jugendlichen, Körpergewicht 66 Kilo, Körperlänge 166 Zentimeter. Sie zählen und nummerieren dreissig Stichwunden, dem Opfer zugefügt durch ein Bajonett der Schweizer Armee, verteilt auf Hals, Brust, Bauch, Genitalregion und Rücken. Der Stichkanal von Wunde Nr. 24 ist von der Hautdecke bis zu den Lungenverletzungen 13 Zentimeter lang, vierzehnmal wurde in dieselbe Wunde nachgestochen. Sie notieren «Hautrötungslinien am Hals mit perlschnurartiger Kontur wie von einer Halskette»: Spuren des Erdrosselns. Sie finden 1,2 Liter Blut im Brustraum rechts und 0,7 Liter im Brustraum links. Sie vermerken Hinweise für eine Fesselung. Sie übergeben den Ohrring vom linken Ohr dem anwesenden Kriminalbeamten und messen das Gewicht des Herzens: 333 Gramm.

Sechs Wochen nach der Tat, am 27. August 2004, wird Hagen in der Kaserne Herisau festgenommen, seither befindet er sich in Haft, im April 2006 ergeht das Urteil. In den vier Jahren seit seiner Verhaftung ist dieser Mann, der sich in seinem ganzen Leben kaum je einen Gedanken über sich selbst gemacht hat, bis ins Innerste durchleuchtet worden. Dutzenden Polizisten, Ermittlern, Anwälten und Richtern erzählt er seine Geschichte. Er unterhält sich während mehr als hundert Therapiestunden mit mehreren Fachleuten und Professoren des forensisch-psychiatrischen Dienstes der Universität Bern. Psychologen testen seine Denk- und Abstraktionsfähigkeit, sie messen seine Depressivität, seine empirisch abgrenzbaren Persönlichkeitsmerkmale, seine sozial relevanten Verhaltensbereitschaften, seine Konfliktbewältigungsstrategien. Sie wollen herausfinden, wie es Rolf Hagen möglich war, eine Tat zu begehen, welche die Richter in ihrer Urteilsbegründung als «heimtückisch, listig, skrupellos», «äusserst verwerflich» und «unvorstellbar grausam» bezeichnen.

Hagen sieht dem Besucher unablässig in die Augen. Er sagt: «Ja, es war schon ziemlich extrem, das stimmt. Es war schon sehr rabiat.»

Der Einzelgänger

Von Anfang an gesteht Rolf Hagen alles, verschweigt nichts. Jeder, der mit ihm zu tun hat, ist irritiert durch die Offenheit, mit der er über seine Tat spricht – schonungslos gegen das Opfer und schonungslos gegen sich selbst. Sein Anwalt sagt, dass ihn die «Teilnahmslosigkeit» dieses Mandanten «tief erschreckt» habe. Sein Therapeut erlebt in Gesprächen «seine emotionslose Detailliertheit». Der Sachbearbeiter vom Dezernat Leib und Leben vermerkt die «erschreckende Genauigkeit» seiner Aussagen und die «völlig anteillosen Ausführungen zur Tat». Vor den Richtern auf Schloss Thun steht Hagen frei von Kalkül und belastet sich selbst durch ebenso präzise wie kalte Auskünfte, seine Worte empfindet das Gericht als «distanziert, monoton, ohne jede Gefühlsäusserung». Die forensische Gutachterin beschreibt Hagens Deliktarbeit als «konstruktiv, offen und authentisch, wenn auch, seiner Persönlichkeit entsprechend, ohne tiefere Beteiligung». Das Gericht kann bei diesem Angeklagten «kein Mitgefühl und keine Reue erkennen» und konstatiert eine «komplette Geringschätzung menschlichen Lebens».

An einem Nebentisch im Raum hat eine junge Familie Platz genommen, der Vater, Häftling wie Hagen, erhält Besuch von Frau und Kind. Hagen sagt: «Dieser Junge – wie soll ich es sagen. Er war einfach ein Mittel zum Zweck. Wie ein Gegenstand. Ich kann es nicht anders sagen.»

Rolf Hagen ist zeitlebens ein konsequenter Einzelgänger, nahe an der sozialen Unsichtbarkeit. Ohne dass ihn das stören würde. Bis zu seiner Tat nimmt kaum jemand nachhaltig Notiz von ihm, nicht einmal seine Familie. Seine Schwester sagt, sie habe noch nie viel mit ihrem Bruder gesprochen. Sie habe ihre Welt gehabt und der Bruder die seine. Ihr Bruder habe sich den ganzen Lebensweg allein erarbeiten müssen, er habe niemanden gehabt auf der Welt, weder die Eltern noch einen Götti oder eine Gotte, die ihm den Weg aufgezeigt hätten. Sie könne nicht sagen, gesteht die Schwester, welche Interessen ihr Bruder gehabt habe. Auch der Vater, der seine Kinder nach der Trennung von der Familie ab und zu bei sich hat, weiss wenig über seinen Sohn zu berichten und gibt bei der Befragung an, nicht gewusst zu haben, dass sein Sohn homosexuell ist. Mit der Tat des Sohnes konfrontiert, gibt der Vater nur zu Protokoll, ihm «so etwas sicher nie zugetraut» zu haben. Die Mutter, an Alzheimer erkrankt, kann nicht befragt werden. Der Kommandant der Berufsunteroffiziersschule bezeichnet Hagen nach dessen Verhaftung als «auffällig unauffällig».

Die Ellbogen auf der Tischplatte, greifen Hagens grosse Hände ineinander wie zum Gebet. «Das Ganze hat wohl noch so einige aus den Socken gehauen. Wer mich kannte, wie ich draussen war, konnte sich bestimmt nicht ausmalen, dass der Hagen so etwas tut.» Jetzt steht, ungewollt, ein Lachen in seinem Gesicht, der Gedanke an die schockierten Bekannten amüsiert ihn.

Zwischen zwanzig und dreissig, zehn Jahre lang, marschiert und fährt Rolf Hagen als Nachtwächter durch die Quartiere Zürichs, allein. Objektschutz und Revierdienst bei der Securitas, ein Job, der ihm gefällt. Seine Schwester glaubt, die Uniform habe ihn beeindruckt – wie damals bei den Kadetten, wie bei den Pfadfindern, wie in der Armee. Rolf Hagen erzählt, dass er gerne durch die leeren Hallen der Fabriken ging, durch die leeren Büroräume der Firmen, durch die leeren Gärten der Villen an der Goldküste, «und man weiss, man ist völlig alleine hier, keine Menschenseele weit und breit». Er sitzt nachts um vier in der Portierloge der Midor AG in Meilen, er umrundet im Dunkeln immer wieder das Gymnasium Rämibühl und beobachtet die Fuchsfamilie, die dort unter einer Baracke in ihrem Bau wohnt. Überhaupt, die Wildtiere in der Stadt faszinieren ihn, die Rehe in Hottingen, die Eulen in Wipkingen, und die Igel, überall Igel. Er vermisst die Menschen nicht. Am liebsten ist ihm der Dienst im Zoologischen Garten. «Das war ein Gaudi, man hatte den ganzen Zoo für sich, und die Viecher kamen zu einem hin, weil sie dachten, wer kommt denn jetzt noch um diese Zeit.» Hagen lächelt, er geniesst die Erinnerung. Ein Vorteil seines Arbeitsrhythmus sei gewesen, sagt er, dass er jeweils nachmittags, wenn er frei hatte, einkaufen gehen konnte, «denn dann sind nur ganz wenige Leute in den Läden».

Nicht dass er Angst oder Scheu hätte vor den Mitmenschen: Sie interessieren ihn einfach nicht. Er ist sich selbst genug. Dr. med. Ralph U. Aschwanden, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Hagens Therapeut, benutzt ein Bild, um seinen

Patienten zu erklären: «Stellen Sie sich einen Alpöhi vor, das ganze Leben auf der Alp. Allein, aber nicht einsam, in seiner Welt und nach seinen Regeln lebend. Mit wenigen Bedürfnissen, aber dennoch zufrieden.» Der Therapeut zieht ein Buch aus einer Schublade, Internationale Klassifikation psychischer Störungen, und schlägt das Kapitel F60.1 auf, schizoide Persönlichkeitsstörung, vulgo Einzelgänger-Syndrom. Merkmale: 1. Wenn überhaupt, dann bereiten nur wenige Tätigkeiten Freude. 2. Emotionale Kühle, Distanziertheit oder abgeflachter Affekt. 3. Reduzierte Fähigkeit, warme, zärtliche Gefühle für andere oder Ärger auszudrücken. 4. Erscheint gleichgültig gegenüber Lob oder Kritik von anderen. 5. Fast immer Bevorzugung von Aktivitäten, die alleine durchzuführen sind. 6. Übermässige Inanspruchnahme durch Fantasien und Introvertiertheit. 7. Hat keine oder wünscht keine engen Freunde oder vertrauensvollen Beziehungen. 8. Mangelhaftes Gespür für geltende soziale Normen und Konventionen. «Auf Hagen», so der Therapeut, «treffen sämtliche Kriterien zu.»

Verdikt der Gutachter: Der Explorand leidet an einer schizoiden Persönlichkeitsstörung mit narzisstischen und zwanghaften Zügen sowie an einer Störung der Sexualpräferenz durch pädophil-sexuellen Sadismus. Das Leben anderer bedeutet ihm nicht viel, und das Töten erregt ihn. Diese Kombination macht ihn gefährlich.

Bereits im Alter von zwölf Jahren, so erzählt Hagen seinen Analytikern, fühlte er sich angeregt durch Filme mit Kampfszenen zwischen Männern. Aus dieser Zeit ist ihm eine Sequenz aus einem Winnetou-Film, während der eine Kamera über tote Indianerleiber fährt, in angenehmer Erinnerung. Es sind die ältesten erregenden Bilder in Hagens Kopf, in dem sich mit den Jahren immer radikalere Fantasien einrichten. Der Tod, in Verbindung mit Zärtlichkeit, zieht ihn an; er denkt sich nichts dabei. Als er 1993 seine erste eigene Wohnung bezieht, beginnt er, sich Pornovideos auszuleihen. Der Sexualakt selber interessiert ihn dabei nicht sehr, er bevorzugt Filme mit Handlung, in denen Liebkosungen ausgetauscht werden oder in denen gekämpft wird. Er sagt aus, dass er sich schon immer daran störte, dass im Fernsehen viel mehr Frauen- als Männerleichen zu sehen sind. Im Alter von zwanzig Jahren interessiert er sich konkret für den Beruf des Leichenbestatters, er erkundigt sich nach Ausbildungsmöglichkeiten, man bescheidet ihm, er sei zu jung.

Hat er nie den Gedanken gehabt, dass er psychisch krank sein könnte? «Ich fühlte mich gesund. Ich hatte nie das Bedürfnis, zum Arzt zu gehen oder so, wegen meinen Fantasien. Sie waren ja etwas Angenehmes für mich.»

Es gibt ein paar zufällige Versuche, Liebesbeziehungen zu Männern aufzubauen, aber Hagen merkt jedes Mal rasch, dass er nicht findet, was er sucht. Oder er weiss noch nicht, wonach er suchen soll. Er fühlt sich bei diesen Kontakten gehemmt und blockiert, ist zum Teil impotent. Erst hinterher, wenn er allein ist, sich die Treffen zu Hause in Erinnerung ruft und sie mit seinen Fantasien ergänzt, erregen sie ihn.

Präzise Perversion

An seinen freien Nachmittagen geht Rolf Hagen oft mit seinem Hund Sascha spazieren. Geht in Hofstetten bei Elgg dem Farenbach entlang oder steigt am Wochenende auf den nahen Schauenberg, 894 Meter über Meer, beliebter Aussichtspunkt. Der Hund, sagt die Schwester, sei sein bester Freund gewesen. Hagen nimmt ihn mit zur Arbeit, zieht wegen ihm aufs Land, sechs Jahre lang ist das Tier sein treuer Begleiter. Doch es kommt zu Zwischenfällen, der Schäfer, so die Schwester, «entwickelte sich zum Angstbeisser». Einmal rastet der Hund in einem Tierheim aus, einmal verbeisst er sich in den Labrador der Schwester. «Da musste er halt abgetan werden», sagt Hagen. Aus Zeitmangel bittet er einen Bekannten, den Hund zum Einschläfern wegzubringen. Am Abend, als er von der Arbeit kommt, ist nur noch die Leine und das Halsband da. «Das war kurz ein komisches Gefühl, aber nicht gross.» Rolf Hagen geht am nächsten Tag wieder zur Arbeit, «und das wars dann».

Im Jahr 2000 legt er sich einen Internetanschluss zu, gerne sucht er nach Fotos von jungen Männern mit Verletzungen im Bereich des Brustkorbes. Seine Wünsche gewinnen nun an Präzision. Ihm gefallen halbwüchsige Knaben mit hübschen Gesichtern und nacktem Oberkörper, aber lieber mit Badehose als völlig unbekleidet. Seine liebste Vorstellung ist es, einen jungen Mann kennenzulernen, mit diesem in einen Wald zu gehen, ihn zu berühren und zu streicheln, um ihn dann plötzlich zu würgen und zu erstechen. Es stört sein Idealbild, wenn der Begehrte sich wehrt. Er entdeckt irgendwann, dass es Genre-Filme gibt, die seiner Sehnsucht entsprechen, Pornofilme, in denen Männer Männer lieben und töten. Er stösst im Internet auf anonyme Chatrooms, in denen andere Männer an dieselben Dinge denken wie er, er merkt, dass er nicht der Einzige ist. Manchmal, selten, kommt ihm der Gedanke, dass seine Wünsche nicht gesund sind, doch er glaubt, sie mithilfe des Internets abreagieren und kontrollieren zu können. Auf seiner Festplatte befinden sich am Ende mehrere Hundert Fotos und Filmsequenzen mit Tötungsszenen. Er onaniert jeden Tag vor dem Computer, um Ruhe zu finden. Daneben meistert er sein Leben. Es funktioniert. Falls er jemals wusste, dass etwas nicht stimmt mit ihm, so hat er es irgendwann einfach vergessen.

Mittäter Mathias B.

Seine frühste Kindheitserinnerung beschreibt Hagen gegenüber seinen Gutachtern so: Er sitzt auf einem Korpus und sagt zu seinen Eltern, «ich werde nie heiraten». Zur Trennung der Eltern befragt, sagt er, dass ihm «gar nicht gross aufgefallen» sei, dass der Vater plötzlich weg war. Die Mutter beginnt Anfang der Achtzigerjahre, psychisch kranke ältere Menschen im 9-Zimmer-Haus der Familie in Winterthur aufzunehmen. Sie machen mit im Haushalt, sie sitzen mit am Mittagstisch, sie sind am Weihnachtsabend mit dabei. Hagen beschreibt die Mitbewohner in der Erinnerung als «lästig». Seine Mutter, glaubt er, habe ein Helfer-Syndrom gehabt – er dagegen sei eher «der schadenfreudige Typ, der lacht, wenn andere auf die Schnauze fallen». Die Stimmung in seiner Familie bezeichnet er als «kalt und distanziert», beeilt sich dann aber, jeden Verdacht auszuräumen, er wolle seine Tat mit einer verpatzten Kindheit entschuldigen. «Den Punkt mit der Familie kann ich nicht bringen. Das habe ich auch meinem Anwalt gesagt. Ich bin selber verantwortlich für das, was ich getan habe.» Kein Trauma, keine massiven Gewalterlebnisse, kein eigener sexueller Missbrauch – Rolf

Hagen verneint gegenüber Richtern und Gutachtern alles, was das Gewicht seiner Schuld mindern könnte.

Als ein Wachmann in der Tür des Besucherraums erscheint, schreckt Hagen ruckartig vom Stuhl hoch, sofort bereit, einem möglichen Befehl zu folgen. Die Anstaltsleitung beschreibt den Gefangenen Hagen als vorbildlich. Er selbst sagt, er schätze die klare Tagesstruktur im Gefängnis, dass man ihm jederzeit sagt, was er zu tun hat. «Noch 15 Minuten», sagt der Wachmann.

Ende Juni 2004 beginnt in einem Internetforum der Kontakt zwischen Hagen und dem späteren Mittäter, dem Deutschen Mathias B. Mit zunehmender Erregung stellen die beiden bald darauf in langen E-Mail-Dialogen fest, dass sich ihre Begierden gleichen. Am 2. Juli 2004 schreibt hagen93@bluewin.ch an mathias29@gmx.ch: «eine andere fantasie von mir ist, dass ich ne horde boys durch erschiessen mit pfeilen erledige. oder mit einem gewehr. alle jungs tragen nur badeslips und sonst nichts. was sagst du dazu?» B. antwortet: «ja, die jungs sind etwa 14-16 jahre alt, manche auch jünger. deine ideen sind nicht schlecht, aber ich stehe mehr auf würgen und strangulieren.»

Am 5. Juli 2004 fährt Hagen ein erstes Mal nach Donauwörth, um gemeinsam mit Mathias B. nach einem Mittel zu suchen für ihre Zwecke. Noch gehen sie relativ planlos vor. Der 14-jährige Ramon Wernicke*, dem die beiden spätnachts die Mitfahrt in ihrem Auto anbieten, kann sich, als die Täter ihn auf einem Feldweg gemeinsam packen, um ihn umzubringen, aus seiner Jacke winden und wegrennen. Hagen sagt später in der Hauptverhandlung aus, wäre dieser Junge nicht entkommen, wäre er jetzt vermutlich tot, Punkt 2 der Anklage: versuchter Mord. Am 6. Juli 2004, nach der Heimfahrt in die Schweiz, schreibt Hagen ermunternde Vorschläge an seinen Freund, wie man es das nächste Mal besser anstellen könnte beim Töten. «ist wie beim skifahren, fällt man um, muss man sofort wieder aufstehen und weiter üben bis mans kann.»

Der 12. Juli 2004

Bevor er losfährt, packt Rolf Hagen seine Sachen. Ein Paar OP-Handschuhe aus Gummi, eine Wäscheleine aus Nylon, ein weisses Frotteetuch, eine rot-schwarz-weiss karierte Picknickdecke, ein Bajonett zum Sturmgewehr 57. Er legt alles in seinen Landrover Discovery, Kennzeichen BE 334 495, und macht sich auf den Weg. Von Heimberg bei Thun über Bern, Zürich, Bregenz und Stuttgart bis zum Bahnhof des Örtchens Donauwörth nahe Augsburg, wo er sich mit Mathias B. treffen will. Er und sein Mittäter sind übereingekommen, nicht noch einmal dieselben Fehler zu machen wie beim ersten Mal. Sie wollen «die Sache diesmal feiner angehen und nicht mehr so plump», wie Hagen später aussagt. Noch während der Fahrt erhält Hagen ein SMS von B., er habe nun jemanden gefunden, der «hinhalten» würde. Mathias B. hat in einem Internetforum eine Annonce für ein Blinddate platziert, der 15-jährige Murat Yildiz hat geantwortet, man trifft sich in der Pizzeria beim Bahnhof. Der Jugendliche zeigt sich bereit, gegen einen Lohn von 150 Euro pro Person, für sexuelle Spiele mit Würgen zur Verfügung zu stehen. Murat Yildiz, Schüler, weist die beiden noch darauf hin, dass er um 22 Uhr zu Hause sein müsse.

«Was mich selber erschreckt hat», sagt Hagen im Besucherraum der Anstalten Thorberg, «war, dass ich danach rein gar nichts empfand. Wir haben den umgebracht und sind dann in einer Beiz einen Schnaps trinken gegangen. Danach bin ich losgefahren und habe in einem Autobahnhotel übernachtet. Ich habe tief und fest geschlafen.»

Montag, 12. Juli 2004, kurz vor neun Uhr abends, Hagen, B. und Murat fahren los und erreichen bald das vorgesehene Waldstück. Hagen breitet seine Picknickdecke aus. Er trägt Latexhandschuhe, sein Mittäter Lederhandschuhe. Sie ziehen Murat bis auf T-Shirt, Slip und Socken aus, sie streicheln ihn. B. beginnt, den Jungen sanft zu würgen, lockert den Würgegriff immer wieder, drückt jedes Mal etwas stärker zu. Irgendwann beginnt Murat zu «hyperventilieren», sie lassen von ihm ab. Murat sagt, ihm sei kalt, sie geben ihm die Hose, alle drei setzen sich auf die Rückbank ins Auto, wo es wärmer ist. Wieder streicheln die beiden Männer den Jungen, und er streichelt seine Mörder. Murat sagt, er müsse nun langsam nach Hause. Die Täter steigen aus. Hagen sagt zu B., dass er den Jungen auch noch würgen möchte. Und dass man es dann «zu Ende bringen» solle. Sie sind sich einig. Nur noch zehn Minuten, bitten sie Murat. Der ist einverstanden, sich noch einmal strangulieren, sich mit Handschellen fesseln zu lassen. Hagen nimmt ihn nun «in den Schwitzkasten», B. hält seine Beine fest, damit er nicht strampeln kann. Murat wird ohnmächtig, sie ziehen ihm alles aus ausser das T-Shirt, Hagen verstaut die Kleider im Kofferraum. Murat kommt zu sich, er stöhnt, Hagen würgt ihn erneut bis zur Bewusstlosigkeit. Sie tragen ihn in den angrenzenden Wald, er gleitet ihnen aus den Händen, noch immer bewegt er sich. Hagen würgt ihn erst mit den Händen, dann drückt er einen Holzstock auf seinen Kehlkopf. Er dreht ihn auf den Bauch und presst sein Gesicht zu Boden, Mittäter B. wartet beim Auto. Murat kommt immer wieder zu sich, Hagen holt eine Hundeleine aus dem Auto, um «mehr Kraft» zu haben, würgt sein Opfer damit, bis er denkt, es sei «nun endlich tot». Er ruft den Mittäter, um den Jungen weiter in den Wald zu tragen. Murat gibt wieder Atemgeräusche von sich, Murat lebt. Hagen wird «wütend», geht zum Auto, holt das Bajonett aus dem Kofferraum. Er dreht Murat auf den Bauch und sticht ihn in den Nacken, Wunde Nr. 1, in die Schulter, Wunde Nr. 2. Noch immer hört er ein Stöhnen, noch immer hört er ihn leben, es macht ihn «rasend», Wunden Nr. 3, 4, 5. Laut eigenen Aussagen sagt er dann, «der Typ stirbt einfach nicht». Jetzt dreht er Murat auf den Rücken, stösst den Dolch in Hals, Brust, Bauch, «unzählige Male», wie er später den Ermittlern sagt, Wunden Nr. 6 bis 30. «Dann dachte ich, so jetzt reicht es. Es ist vorbei.»

Keine Menschenseele. Weit und breit.

Mittäter Mathias B. ist am 25. Juli 2005 vom Landgericht Augsburg zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe und zur Sicherungsverwahrung verurteilt worden, der höchsten Strafe, die das deutsche Recht kennt.

Haben Sie noch Ziele, Rolf Hagen? «Mein grosses Ziel ist es, irgendwann wieder hier rauszukommen. Dass ich irgendwann sagen kann, ‹Ciao Thorberg›. Vielleicht in 15, vielleicht in 25 Jahren.»

Am 27. März dieses Jahres hat das Kreisgericht Thun die Verwahrung von Rolf Hagen, die es zwei Jahre zuvor selbst verhängte, aufgehoben und in eine stationäre therapeutische Massnahme umgewandelt. Entscheidend für den neuen Richtspruch war, dass Rolf Hagen im Herbst letzten Jahres eingewilligt hat, sich einer Hormontherapie zu unterziehen, bei der die Bildung des Sexualhormons Testosteron unterdrückt wird. Das Verfahren ist auch als «chemische Kastration» bekannt. Die Experten des forensisch-psychiatrischen Dienstes haben die Erfolgsaussichten der Therapie als «tendenziell positiv» beurteilt. Rolf Hagen, so sagt sein Therapeut, sei nun dabei «vom Mann zum Mensch zu werden».

„Denn ich bin ja ein Monster, auf eine Art“

Fragen und Antworten zu einer unvorstellbaren Tat. Die Geschichte des Mörders Rolf Hagen Teil 2: Interview

Der Winterthurer Berufssoldat Rolf Hagen wurde im April 2006 vom Kreisgericht Thun wegen eines sadistischen Sexualmordes zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt. Hagen hatte am 12. Juli 2004 gemeinsam mit einem Mittäter in der Nähe von Donauwörth, Deutschland, den 15-jährigen Murat Yildiz umgebracht. Der Fall erschütterte die Öffentlichkeit aufgrund der ausserordentlichen Brutalität und Kaltblütigkeit der Täter. «Das Magazin» traf Hagen, der in den Anstalten Thorberg bei Bern inhaftiert ist, zu mehreren ausführlichen Gesprächen. Schonungslos gegen andere und schonungslos gegen sich selbst, beantwortet der 37-Jährige alle Fragen mit einer radikalen Offenheit.

Herr Hagen, wie geht es Ihnen?

Eigentlich gut. Alles läuft normal.

Wie sieht Ihr Tagesablauf aus hier im Gefängnis?

Das geht alles sehr regelmässig. Um 6.45 Uhr ertönt das Wecksignal, um 6.55 Uhr kommt das Frühstück. Halb acht gehts zur Arbeit, ich bin in der Malerei beschäftigt, weil das mein erster Beruf war. Wir erledigen Aufträge für Kunden von aussen, aber auch Arbeiten am Gefängnis wie Neuanstriche von Mauern oder Fensterläden renovieren. Halb zwölf ist Mittagessen. Nachmittags wieder zur Arbeit. Jeden Tag gibt es eine Stunde Spazierzeit im Gefängnishof. Abendessen gibt es um 17.30 Uhr. Ab 18.15 Uhr ist Freizeit auf der Etage. Dort spiele ich öfter Billard mit Kollegen. Halb zehn ist Nachtruhe, dann sind alle Zellen zu.

Haben Sie Probleme mit Mitinsassen aufgrund Ihrer Tat?

Ich bin davon ausgegangen, dass ich Probleme mit Türken kriegen könnte. Weil mein Opfer ja Türke war. Ich dachte, ich müsse aufpassen, dass keiner hinter meinem Rücken steht. Aber es war bisher alles friedlich. Klar, als es nach der ersten Verhandlung Zeitungsberichte gab, kamen schon mal Kommentare.

Was für Kommentare?

Nichts Wildes. Es gab einen Häftling, ein Schweizer, der sagte mir klar ins Gesicht: Mit dir will ich nichts zu tun haben. Und das beruhte auch auf Gegenseitigkeit, damit war die Sache erledigt. Früher waren wir auf demselben Stock, da sind wir einander aus dem Weg gegangen.

Sprechen Sie mit Mitinsassen über das, was Sie getan haben?

Das kommt schon vor. Wenn ich selber davon erzähle, ist es gut. Manchmal kriege ich aber mit, dass andere über mich sprechen und die Sache total verdrehen. Das ist dann mühsam. Kürzlich hat einer offenbar rumerzählt, ich habe mein Opfer vergewaltigt und ihm das Bajonett in den Arsch geschoben und solche Sachen. Und das hat ein Arbeitskollege mitbekommen und mich darauf angesprochen. Ich musste alles mühsam richtigstellen. Denn vergewaltigt haben wir das Opfer nicht. Und das Bajonett war auch nie im Arsch. Ich habe das Opfer erwürgt und etwa 24-mal zugestochen, fertig. Das musste ich klarstellen, und das hat der Kollege dann auch akzeptiert.

Sie haben Ihrem Opfer auf schreckliche Weise Gewalt angetan und es umgebracht. Wenn aber eine Vergewaltigung im Sinne einer Penetration hinzugekommen wäre, so wäre dies von Ihren Mitinsassen als wesentlich schlimmer beurteilt worden?

Ja, schon. Dann würde es heissen «der Kindlificker» und so. Aber das habe ich nicht gemacht. Es war ein junges Opfer, das stimmt. Aber es hätte auch ein Älterer sein können. Das war bei mir nicht das Wichtigste, das Alter.

Es macht für Sie einen Unterschied, ob Sie als sadistischer Sexualmörder oder als «Kindlificker» gelten?

Ich habe jedenfalls schon von einigen Leuten gehört, dass die mit meinem Delikt weniger Probleme haben als mit jemandem, der effektiv Kinder vergewaltigen geht und sie dann leben lässt. Das können die Leute besser akzeptieren, dass ich das Kind umgebracht habe, weil dann ist es nicht mehr geschädigt, sozusagen. Wenn man so sagen kann. So sagten diese Leute das. Wenn ich ihn am Leben gelassen hätte, er dieses Erlebnis hätte verarbeiten müssen, dann wäre das fast schlimmer.

Sie beschreiben eine Art Gnadentod.

So kann man es vielleicht sagen. Also, das ist jetzt die Meinung dieser Leute.

Aber finden Sie das selber auch? Wäre Ihre Tat Ihrer Meinung nach schlimmer gewesen, wenn Sie den Jungen vergewaltigt, aber leben gelassen hätten?

Ich denke ja. Oder wenn wir ihn vergewaltigt und dann umgebracht hätten. Das wäre noch eine Stufe schlimmer gewesen. Würde ich sagen. Ich kann nicht sagen, dass mein Delikt nicht schlimm war. Es war sehr brutal. Aber es hat eine gewisse Grenze nicht überschritten.

In der Urteilsbegründung sagen Ihre Richter, dass Ihre Tat «unvorstellbar grausam» war und dass sie sich «kaum einen grauenvolleren Mord vorstellen» können.

Wie ich schon sagte, es war extrem. Ich habe auch immer gesagt, dass ich meine Strafe verdiene. Ich will nichts relativieren. Aber zu sagen, dass es nicht noch schlimmer hätte sein können, kommt mir falsch vor.

Sie haben laut Ihren Gutachtern kein Einfühlungsvermögen. Ist Empathielosigkeit auch gleich Liebesunfähigkeit? Waren Sie jemals verliebt?

Nein. War ich nie.

Sie hatten aber mehrere Beziehungen zu Männern, als Sie um die dreissig waren.

Aber Verliebtheit war das nie. Meine erste Beziehung, wenn man es so nennen kann, hatte ich im Jahr 99. Da kam jemand auf mich zu. Aber ich habe das dann beendet, weil ich gemerkt habe, das sagt mir nichts. Es hat meine Fantasien nicht erfüllt. Ich hatte jedenfalls nie einen Freund oder Liebhaber, den ich geliebt habe.

Haben Sie jemals irgendjemanden geliebt?

Ich glaube nicht.

Ihre Eltern, Ihre Schwester?

Der Vater war ja früh weg, und die Mutter… das war immer ein ziemlich kühles Verhältnis. Der Vater und die Schwester besuchen mich jetzt manchmal hier auf dem Thorberg. Die Schwester häufiger als der Vater, aber er kommt auch ab und zu. Als ich draussen war, hatten wir praktisch keinen Kontakt. Jetzt ist es doch intensiver geworden, durch die ganze Geschichte. Eigentlich tragisch. Dass man erst durch so was wieder zusammenkommt.

Wie haben die beiden reagiert, als sie erfuhren, was Sie getan haben?

Über das Delikt reden wir nicht. Die Schwester hatte Akteneinsicht, sie weiss, was los war. Sie war sicher schockiert. Das Ganze hat wohl noch so einige aus den Socken gehauen.

Sie sagen das in einem belustigten Ton.

Weil es für viele wohl auch irgendwie absurd war. Wer mich kannte, wie ich draussen war, der konnte sich das sicher niemals vorstellen. Vom Schulkommandanten der Militärschule habe ich gehört, dass er mich als «auffällig unauffällig» bezeichnet hat. Und plötzlich kommt die Meldung, Hagen ist wegen Mord verhaftet.

Haben Sie jemals jemanden durch Tod verloren?

Nein.

Sie hatten einen Hund, den Sie einschläfern liessen. War das schmerzhaft für Sie?

Den musste man halt abtun, weil er aggressiv wurde. Die Trauer hielt sich in Grenzen. Weil ich keine Zeit hatte, hat ein Kollege ihn zum Einschläfern weggebracht. Und am Abend, als ich von der Arbeit kam, war halt nur noch die Leine und das Halsband da. Das war kurz ein komisches Gefühl, aber nicht gross. Am nächsten Tag bin ich wieder zur Arbeit gegangen, und das wars dann.

Obwohl Sie den Hund ja gern hatten. Sie hatten ihn mehrere Jahre lang.

Ja, klar, sechs Jahre. Ich wollte ihn zunächst in ein Tierheim geben, aber das war gefährlich, denn er hatte seine Macken. Ich dachte, wenn der Hund an einen Halter kommt, der nicht mit ihm umgehen kann, dann gibts Probleme. Wenn ich ihn abtue, bin ich sicher, dass es nicht noch schlimmer wird für ihn. Dass er von Halter zu Halter kommt und so.

Das ist ein ähnliches Erklärungsmuster wie gegenüber Ihrem Opfer vorhin. Besser töten als «unwürdig» weiterleben lassen. Das Leben scheint Ihnen nicht allzu viel zu bedeuten.

Es wurde einfach mühsam mit dem Hund. Zu Leuten, die er kannte, war er ganz lieb. Aber einmal kam die Schwester mit ihrem Labrador bei mir vorbei. Erst kamen die zwei super aus, aber plötzlich packt mein Hund den anderen an der Hüfte und beisst den. Einfach ausgeflippt. Ich musste zum Tierarzt, man musste die Wunde nähen. So ging es einfach nicht weiter.

Zu Ihrer Therapie gehört auch ein Empathie-Training, man will Ihr Einfühlungsvermögen anregen. Wie geht das vor sich?

Da kriege ich so Aufträge, dass ich versuchen soll, mich in bestimmte Situationen hineinzufühlen. Ich habe in meinem Computer in der Zelle so Geschichten, die ich aufgeschrieben habe, meine Gewaltfantasien. Rabiate Sachen. Die ich inzwischen wieder gelöscht habe. Der Therapeut hat mir gesagt, ich soll diese Geschichten aus der Perspektive des Opfers umschreiben. Wie ist das, wenn mich einer absticht oder würgt oder so. Wie ist das, wenn einer Mutter der 15-jährige Sohn weggenommen wird. Aber da habe ich Schwierigkeiten. Da bin ich noch nicht so weit.

Aber Sie glauben daran, dass Sie das trainieren können?

Schon möglich, dass man das hinkriegt. Die Sensibilität hat sich schon stark entwickelt. Auch wenn wir jetzt hier über meine Tat reden, muss ich aufpassen, dass mir nicht plötzlich die Tränen kommen. Vor der Therapie war das anders. Da war es so, reden wir drüber, lachen wir drüber. Es war mir völlig egal.

Tatsächlich lachen Sie manchmal bei Ihren Ausführungen zur Tat, was sehr irritierend ist.

Das würde ich vielleicht als einen Schutzmechanismus bezeichnen. Es gibt ja nichts mehr zu lachen. Und nur heulen ist nicht interessant.

Können Sie Selbstmitleid empfinden? Können Sie verzweifelt sein über Ihre Lage?

Auch erst neuerdings. Es gibt jetzt Tage, wo ich in der Zelle hocke und denke, jetzt bin ich vielleicht noch vierzig Jahre hier drin. Das ist vor allem dann schlimm, wenn ein Mithäftling entlassen wird. Dann denkt man, und du hockst jetzt da, wegen dem Seich, den du gemacht hast. Wobei «Seich» ist auch wieder ein falsches Wort. Wegen dem Lustgewinn, den ich haben wollte. Wegen nicht mal fünf Minuten hockst du jetzt das Leben lang in diesem Zehnquadratmeterraum.

Sie fangen also an, sich selbst leid zu tun. Aber für das Opfer und dessen Angehörige haben Sie weiterhin kein Mitgefühl?

Nein, so weit bin ich noch nicht. Was ich irgendwann machen möchte, ist der Mutter des Opfers einen Brief schreiben. Ich habe schon relativ früh die ersten zwei Zeilen geschrieben, aber musste aufhören, weil ich nicht wusste, was ich sagen soll ausser «Es tut mir leid», Punkt. Das ist mir schon 2006 in der Gerichtsverhandlung vorgeworfen worden, dass ich nur Floskeln äussere, als ich gefragt wurde, ob es mir leid tue. Und das stimmt ja in meinen Augen sogar, es waren nur Floskeln, denn es tat mir ja nicht leid, ich fühlte ja nichts. Ich komme erst mit der Zeit langsam in die Richtung, dass ich der Mutter des Opfers einfühlend und mit eigenen Worten etwas schreiben könnte. Wobei man dann auch noch die Frage stellen muss, ob diese Frau so etwas von mir überhaupt hören will. Den Sohn zurückgeben kann ich ihr nicht.

Haben Sie sich jemals die Frage gestellt, warum der Anblick toter junger Männer Sie erregt?

Das war einfach immer irgendwie da. Von Leichen war ich schon früh fasziniert. Schon als Kind. Der Tod hat mich immer irgendwie interessiert. Wobei ich selber nie eine echte Leiche gesehen habe. Das war nur so eine Fantasie.

Hatten Sie je Angst vor Ihren Fantasien?

Nein. Sie waren ja etwas Angenehmes für mich.

Aber gleichzeitig wussten Sie doch, dass Sie niemandem davon erzählen konnten. Sie wussten also schon, dass das irgendwie krank ist.

Es gab mal eine Zeit, da war ich so Ende zwanzig, als ich darüber nachdachte, was machst du da eigentlich im Internet? Das ist eigentlich Kinderpornografie, was du da anschaust, irgendetwas stimmt doch da nicht. Eigentlich bräuchtest du Hilfe. Aber

dieser Gedanke hat sich dann auf dem Arbeitsweg von Winterthur nach Zürich wieder verflüchtigt.

Inwiefern hat das Internet Ihre Fantasien verstärkt?

Es wurde einfach immer mehr. Am Anfang war ich auf normalen Schwulen-Sites, aber dann hat man immer spezifischere Sachen gefunden. Es gab eine Steigerung. Zuerst ging es nur um normale Buben, in Badehosen. Dann in Kampfmontur. Dann abgeschlachtet. Ich habe Suchbegriffe eingegeben wie zum Beispiel «Boy» und «Warrior» und «dead». Ich hatte mehrere hundert Fotos und Filmchen beisammen. Am Schluss bin ich in den Ferien bis zu 24 Stunden am PC gehockt. Zumindest immer, wenn ich wach war. Und wenn ich mal schlief, träumte ich davon. Es war wie eine Droge.

Und so haben Sie auch Ihren Mittäter kennengelernt.

Richtig. Das ist wahrscheinlich ein entscheidender Schritt, man findet Gleichgesinnte. Ich bin nicht der Einzige. Es gibt verdammt viele Leute mit solchen Gedanken wie ich, das hat mich zunächst auch überrascht. Hätte ich den Mittäter nie getroffen, wäre es kaum passiert.

Alleine hätten Sie den Mord nicht verübt, glauben Sie?

Es war einfach wichtig, dass da jemand war mit demselben Wunsch, mit derselben Fantasie. Zu zweit kriegt man irgendwie, wie soll ich sagen, Gruppenstärke. Selber bin ich eher ein scheuer Typ, eher unauffällig und zurückgezogen, aber sobald man zu zweit ist, wird man stark genug, so etwas auch wirklich zu tun. Nicht nur davon zu reden. Alleine wäre die Hemmschwelle zu gross gewesen. Aber ich will damit nicht sagen, dass es an diesem Mittäter lag. Hätte es ihn nicht gegeben, hätte ich irgendwann einen anderen gefunden.

Ihre Tat brauchte einige Vorbereitung. Sie mussten sich mit dem Mittäter absprechen, Sie mussten Dinge wie Schlinge und Bajonett besorgen, Sie mussten eine lange Strecke mit dem Auto anreisen. Kam Ihnen in dieser ganzen Zeit nie der Gedanke, dass es unrecht ist, was Sie vorhatten? Dass Sie umkehren sollten?

Damals habe ich nie über Recht oder Unrecht nachgedacht. Erst seit der Zeit im Gefängnis denke ich daran, dass ich ja in einigen Momenten hätte sagen können, Moment mal, was tust du hier eigentlich? Damals gab es eben nur dieses «Ich will jetzt, ich will jetzt, ich will jetzt». Man hat endlich jemanden gefunden, der mitmacht, man hat es vorbereitet, und dann geht man mit einem einzigen Gedanken da hin: Jetzt will ich es endlich machen, jetzt will ich es endlich sehen. Und so ist es dann passiert.

Ihre Gutachter attestierten Ihnen eine volle Einsichtsfähigkeit, aber eine verminderte Steuerungsfähigkeit. Sie konnten also jederzeit erkennen, was Sie tun, konnten sich aber nicht mehr davon abhalten, dass Sie es tun. Sehen Sie das selber auch so?

Das kann man so sehen. Ich war wie eine Maschine, gesteuert von meinen Fantasien. Und das Opfer war einfach ein Gegenstand.

Empfinden Sie so etwas wie Selbsthass aufgrund dessen, was Sie getan haben?

Bis jetzt noch nicht. Das könnte sich noch entwickeln. Ich hatte schon Selbstmordgedanken, aber das ging nie so weit, dass ich mir tatsächlich die Pulsadern aufschneiden wollte. Das nicht.

Ich meine nicht Selbstmord, sondern Selbsthass. Das Gefühl, dass Sie sich selbst zuwider sind, wenn Sie an Ihre Tat denken. Gibt es das nicht?

So weit geht das nicht. Aber es kommt vor, dass ich mir sage, was hast du da gedacht, als du das Zeug gemacht hast? Was hattest du für Scheissgedanken?

Dann sind Sie sich selbst unheimlich?

Manchmal schon, ja. Am Tag nach der Tat schrieb ich dem Mittäter in einer E-Mail, dass ich überhaupt nichts fühle. Ich fragte mich selbst, was mit mir los sei. Ich wusste ja, dass ich den Jungen umgebracht hatte, und ich wusste theoretisch, dass das eine richtig grobe Sache war. Aber ich habe nichts empfunden. Das hat mich viel mehr erschreckt als die Tat selbst.

Haben Sie denn gar nicht an die Tat gedacht?

Doch, schon. Aber ich hatte keine Albträume, keine Gedanken ans Opfer, kein schlechtes Gewissen oder so, was man ja haben müsste. Manchmal habe ich mir in den Tagen danach die Frage gestellt: Habe ich überhaupt etwas gemacht? Weil einfach alles wie weggewischt war. Und dieser Gedanke hat mich am meisten erschreckt. Was bist du für ein Mensch, habe ich mir gedacht, dass du nichts fühlst.

Welche Gedanken hatten Sie, wenn Sie an die Tat dachten?

Eher so Dinge wie «Wann werden sie ihn finden?», «Welche Gefahr besteht für mich?». Ich fühlte mich relativ sicher.

Obwohl Sie viele Spuren hinterliessen. Man hat Sie sehr leicht finden können.

Also da muss ich sagen, das lag nicht an mir, sondern am Mittäter. Und den fanden sie ja nur durch Zufall raus. Von mir hatten die gar nichts. Wären sie nicht auf ihn gekommen, hätten sie mich vielleicht nie gefunden. Aber er hat leider die Spuren nicht richtig beseitigt.

Sie sagen «leider».

Ja, denn dann hätte man uns nicht gefunden. Wir hätten weitermachen können, eigentlich.

«Weitermachen»?

Ja. Das wäre möglich gewesen.

Und das hätten Sie besser gefunden? Natürlich, Sie sind jetzt im Gefängnis, Ihr Leben ist verpfuscht. Aber können Sie nicht dennoch zum Schluss kommen, dass es besser ist, dass Sie gefasst wurden?

Man denkt natürlich immer an draussen, an die Freiheit. Das braucht man als Fernziel, sonst kann man sich gleich die Kugel geben. Aber gleichzeitig weiss ich auch, dass es gut ist, dass ich hier drin bin. So wie ich damals veranlagt war, hätte ich wahrscheinlich schon mehrere Sachen gemacht. Vielleicht noch schlimmere.

Sie hätten wieder gemordet?

Ich denke schon, ja.

Stellen Sie sich manchmal vor, wie Ihr Leben wäre, wenn Sie unentdeckt geblieben wären?

Dann hätte ich die Berufsunteroffiziersschule abgeschlossen. Hätte als Instruktor weitergemacht. Hätte mir vielleicht irgendwann ein Häuschen gekauft, in ein paar Jahren. Und irgendwie ein zweites Leben geführt daneben. Unter Umständen hätte ich mir noch weitere Opfer gesucht. Ich würde fast sagen, dass ich dabei war, zum Serientäter zu werden, damals. Denn die erste Tat brachte nicht, was sie eigentlich sollte.

Dann müssten Sie doch eigentlich froh sein, dass Sie im Gefängnis sind. Sie erhalten die Chance auf ein anderes, ein zweites Leben, auch wenn es hinter Mauern ist. Ihr Opfer aber hatte nicht mal ein halbes Leben.

Auf eine Art bin ich auch wirklich froh, bin ich jetzt drinnen, denn hier drin muss ich mich nicht gross um etwas kümmern. Ich will nicht sagen, dass ich gerne hier drinnen bin. Aber es hat seine Vorteile.

Was vermissen Sie am meisten?

Dorthin zu gehen, wo man grad möchte. Die Möglichkeit zu haben, mal ins Auto zu steigen und rumzufahren, mal nach Basel runter oder ins Ausland. Oder irgendwas, wozu man grade Lust hat. Die Freiheit, etwas zu entscheiden.

Sie haben feuchte Augen. Wühlt Sie dieses Gespräch auf?

Zum Teil schon, ja. Es wühlt auf, immer wieder über die Vergangenheit nachzudenken. Und das ist auch gut so. Sonst wäre ich ja ein Eisklotz. Sonst wäre ich der Eisklotz, der ich nach der Tat war. Der möchte ich nicht mehr sein.

Sie waren also ein Eisklotz nach der Tat?

Man bringt jemanden um. Man geht ins Hotel, schaut Fernsehen, schläft normal und denkt nie ans Opfer. Kein Traum vom Opfer. Man fährt heim und denkt an ganz andere Sachen, gar nicht daran zurück. Erst wenn man sich konzentriert und darüber nachdenkt, was hast du eigentlich gemacht, erst dann kommt es einem wieder in den Sinn – und das bezeichne ich als Eisklotz.

Das Bild vom Eisklotz, würden Sie sagen, passt zu Ihnen? Bis zur Tat, im Moment der Tat und danach?

Eigentlich schon, ja. Es passt zu meinem ganzen Leben.

Und jetzt haben Sie das Gefühl, Sie tauen ein wenig auf?

Ja, er fängt an zu schmelzen. Mal mehr, mal weniger.

Sie erschrecken also über Ihre Kälte. Aber trotzdem empfinden Sie keine Reue, kein Mitgefühl für das Opfer? Sie erschrecken demnach nur über sich selbst, nicht aber über die Konsequenzen Ihrer Tat. Ist das so?

Ja, weil ich mich eben nicht in das Opfer einfühlen kann. Das war nur ein Mittel zum Zweck. Effektiv ein Gegenstand. Ich muss es so sagen. Ein Gegenstand, den man verwenden wollte zum Lustgewinn. Und das Schlimmste ist, es hat ja nicht mal etwas gebracht. Das tut mir fast noch mehr leid. Dass ich ihn umgebracht habe, und es hat mir nichts gebracht.

Es tut Ihnen «fast noch mehr leid» als was?

Nein, das habe ich falsch gesagt, es tut mir nicht «noch mehr leid». Es tut mir einfach leid. Es hat mir persönlich ja nichts gebracht. Die Wirkung war nicht so wie geplant.

Verstehe ich richtig: Es wäre für Sie einfacher gewesen im Nachhinein, wenn es wenigstens ein grossartiges Erlebnis gewesen wäre?

Ja, denn dann hätte ich – das klingt natürlich auch wieder hart – Stoff für meine Fantasien gehabt. Etwas zum Erinnern.

Weil Sie sich mit solchen Erinnerungen sexuell stimulieren können.

Genau. Aber diese Erinnerung ist einfach – nicht brauchbar. Wenn ich es so sagen kann. Sie ist da. Ich weiss, dass ich es gemacht habe. Ich weiss, wie ich es gemacht habe. Aber sie ist nicht erregend. Sie bringt mir nichts.

War Ihre Motivation zur Tat mehr das erwartete sexuelle Erlebnis selbst oder die Aussicht, nachher eine erregende Erinnerung zur Verfügung zu haben?

Zuerst einmal schon das sexuelle Erlebnis selbst. Jemanden umzubringen mit all den Fantasien, die ich hatte, wie das überhaupt ist. Und die Erinnerungen wären danach einfach da gewesen, um das wieder aufzukochen, um es nochmal geniessen zu können. Aber das ist eben total weggefallen, weil es keine brauchbare Sache wurde. Das ist es auch, was mich stört am Ganzen. Es hat mir persönlich gar nichts gebracht. Das tut mir leid.

Aber das ist doch – Entschuldigung. Das ist doch Wahnsinn, so etwas zu sagen. Der Mord würde Sie weniger stören, wenn er Sie wenigstens erregt hätte.

Das klingt jetzt alles vielleicht etwas hart für Sie oder für die Leser. Klar könnte ich hier auch sagen: «Es tut mir alles schrecklich leid», ich könnte den Unschuldigen markieren, den reuigen Täter. Aber ich habe diese Empfindungen nun einmal nicht. Und ich will hier schliesslich offen reden.

Sie haben Ihre eigene Logik, eine Logik ohne Moral. Aber sehen Sie denn auch, dass diese Logik ungeheuerlich ist?

Das ist mir absolut bewusst. Wenn ich mich jetzt von aussen betrachten und mich nach der Tat sehen würde: Hey, du hast einen umgebracht, und du hast gar keine Gefühle für das Opfer, rein gar nichts, du fährst weg vom Tatort, sitzt arschcool bei McDonalds und isst deinen McTasty und denkst nicht daran und es beschäftigt dich keine Minute mehr. Wenn ich das so überlege, dann finde ich das auch völlig daneben.

«Völlig daneben»?

Ja. Wie soll ich es sagen? Es ist schlecht. Schlimm. Brutal. Das weiss ich.

Sie können also aus Ihrer Täter-Logik heraustreten und von aussen auf sich blicken. Und dann erkennen Sie, wie ungeheuerlich Ihre Tat war.

Ja, das kann ich. Auf eine abstrakte Art kann ich das, aber ich kann eben nichts fühlen dabei. Und dieses Verhalten habe ich ja auch anderswo. Wenn ich zum Beispiel wieder irgendwo so einen Spendenaufruf sehe für hungernde Kinder in Afrika oder so, dann ist mir das ehrlich gesagt scheissegal. Das lässt mich total kalt. Das ist denen ihr Leben.

Aber das ist doch ein riesiger Unterschied. Wenn man hungernde oder sterbende Kinder in Filmen von Hilfsorganisationen sieht, zappt man einfach weg. Man hat das zu oft gesehen. Das berührt auch mich kaum. Hingegen… muss ich das so verstehen, dass für Sie der 15-jährige Murat, den Sie umgebracht haben, ähnlich abstrakt ist wie für mich die hungernden Kinder in Afrika?

So kann man es sagen. Es ist für mich einfach irgendwie nicht relevant, was mit dem passiert ist oder wie es mit ihm passiert ist. Da ist einfach nichts. Es ist schwer auszudrücken, wie das genau ist.

Ist Ihnen bewusst, dass eines der Ziele Ihrer Therapie ist, dass Sie solche Emotionen entwickeln können? Dass Sie Reue empfinden können, Mitleid, Mitgefühl für das Opfer?

Ja.

Und möchten Sie das denn wirklich?

Auf eine Art schon, ja. Dass es mir nahegeht. Dahin möchte ich kommen. Bis jetzt ist es auf Distanz geblieben. Aber dazu brauche ich halt einfach etwas Zeit, das ist nicht etwas, was man in einem Jahr erarbeitet hat.

Aber ist Ihnen auch bewusst, dass, falls sich diese Gefühle irgendwann einstellen, Sie das komplett zerstören kann? Wenn Sie jemals wirklich erfassen werden, was Sie getan haben, dann werden Sie vielleicht nicht mehr mit sich leben können.

Jetzt verstehe ich nicht, was Sie meinen.

Sagen wir es so: Wenn ich getan hätte, was Sie getan haben, dann möchte ich nicht mehr weiterleben. Das Gewicht der Schuld würde mich zerstören.

Kann sein, ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, wie es sein wird. Ob ich jemals diese Distanz zur Tat verlieren werde. Es ist ja vielleicht auch ein Schutzmechanismus, den ich mir aufgebaut habe. Dass ich das Opfer als Gegenstand betrachte und nicht als Person. Es hätte vielleicht alles anders ausgesehen, wenn ich das Opfer einen Tag vorher gekannt hätte. Wenn ich eine minimale Beziehung zu ihm aufgebaut hätte. Davon gehe ich jetzt mal aus.

Sie meinen, dann hätten Sie den Jungen nicht umbringen können?

Davon gehe ich jetzt mal aus.

Im Normalfall hat man Respekt vor dem Leben und der Integrität einer Person, auch wenn man sie nicht kennt.

Das ist wohl so. Aber in dieser Zeit, 2004, war ich eben so durcheinander im Kopf, dass das keine Rolle mehr spielte, dass nur noch mein eigener Egoismus befriedigt werden wollte. Alle anderen waren mir egal. Ich bin auch jetzt noch ein totaler Egoist. War es wohl auch immer.

Warum glauben Sie das?

Ich war mir immer selbst der Nächste. Ein Beispiel: Wir hatten im Militär eine Nahkampfübung, es war Nacht und kalt und ich auf dem Wachtposten. Die andern haben die Zelte eingerichtet und gearbeitet, und ich bin nach meiner Schicht einfach schlafen gegangen, alles andere war mir wurst. Ich habe auch noch nie irgendjemandem Geld gespendet, einem Bettler oder einem Hilfswerk oder so.

Aber das ist doch nichts Ungewöhnliches. Oder wollen Sie damit sagen, dass Ihnen die Armeekollegen, die Bettler und Ihr Opfer gleichermassen egal sind?

Es ist natürlich nicht die gleiche Ebene. Aber ich bin in allen diesen Situationen der gleiche Egoist. Es ging mir eben immer nur darum, was ich will, nicht was die andern wollen.

Haben Sie jemals irgendjemandem etwas Gutes getan? Ihrer Schwester vielleicht oder Ihrem Vater?

Das gab es schon mal. Selten. Aber dass ich einer Drittperson ausserhalb der Familie geholfen hätte, das weniger.

Sind Sie religiös?

Ich bezeichne mich eher als gar nicht religiös. Gut, irgendetwas gibts, das über allem steht. Einen Gott oder irgendetwas in diese Richtung wirds wohl geben.

Aber Sie haben keine Angst, dass Sie vielleicht irgendwann noch vor einem höheren Gericht antreten müssen?

Nein. Für mich gibts auch keinen Himmel und keine Hölle. Die macht man sich selber. So wie man mit den Leuten umgeht, so kommt es zurück.

Beschäftigt es Sie, was die Öffentlichkeit über Ihren Fall denkt?

Eigentlich nicht. Ich bin ja hier drin. Es tangiert mich viel mehr, wenn Kollegen hier im Gefängnis dumme Sprüche machen. Wenn ich angefeindet werde.

Aber dass die Leser dieses Interviews vielleicht denken, was ist das bloss für ein Monster, das stört Sie nicht?

Nein. Denn ich bin ja ein Monster, auf eine Art. Wenn ich mich nicht kennen würde, und ich würde von aussen auf mich schauen, würde ich das auch als Monster bezeichnen.

Was ist ein Monster? Wann ist jemand ein Monster?

Schwer zu sagen. Wenn jemand gefühllos ist. Grundlos mordet. Alles, was ich gemacht habe.

Hatten Sie je den Gedanken, ob Sie überhaupt das Recht haben weiterzuleben?

Darüber habe ich nie nachgedacht.

Es gibt Länder, in denen eine Tat wie Ihre wohl mit dem Tod bestraft worden wäre.

Gut, ich bin froh, dass es die Todesstrafe hier nicht gibt. Andererseits: Wäre ich jetzt draussen und müsste das bei jemand anderem entscheiden, der ein Delikt wie meines begangen hat, würde ich es vielleicht auch fordern.

Wenn es die Todesstrafe gäbe in der Schweiz, hätten Sie sie verdient?

Ja und nein. Meine Tat war sehr schwer. Aber es war mein erster Mord, meine erste Straftat überhaupt. Eine zweite Chance soll jeder haben. Aber wenn ich jetzt drei oder vier Leute oder nur schon einen zweiten umgebracht hätte, dann ja. Dann müsste ich selber sagen, weg mit dem Mann. Alles andere ist zu gefährlich, denn ich könnte mich nicht ändern. Dann besser zack bumm, Sache erledigt. Aber dann nicht noch zwanzig Jahre warten, sondern dann muss es innerhalb einer Frist passieren. Ich finds fast noch schlimmer, wenn einer jahrzehntelang in der Todeszelle sitzen und warten muss. Wenn es keine Zweifel an der Schuld gibt, soll es innerhalb eines Jahres passiert sein.

Da sind wir wieder am Anfang unseres Gesprächs, beim Gnadentod. Sie empfinden es als gerechter, jemanden zu töten, als ihn ewig «leiden» zu lassen.

Ist doch für alle Beteiligten besser. Es ist ja auch eine Kostenfrage. Irgendeinen zwanzig Jahre einbuchten und dann doch umbringen, das rentiert sich nicht.

Die Kostenfrage stellt sich auch ohne Todesstrafe. Ihr Therapeut sagt, dass ein Fall wie Ihrer die öffentliche Hand mehr als eine halbe Million Franken pro Jahr kosten kann, rechnet man alles zusammen. Prozesskosten, Strafvollzug, Medikamente, Therapie.

Das hat er mir auch schon gesagt. Bei jeder Spritze, die er mir gibt, hält er mir das Preisschild vor die Nase. Ich weiss aber nicht, wie ich darauf reagieren soll. Ich kann nur sagen, dass es billiger wird, wenn sie mich irgendwann wieder rauslassen. Obwohl ich das nicht verlangen kann, das weiss ich.

Haben Sie noch Ziele?

Eben, mein grosses Ziel ist, dass ich hier nicht achtzig werde, dass ich irgendwann wieder in Freiheit herumlaufen kann. Vielleicht in 15, vielleicht in 25 Jahren. Wenn ich für die Allgemeinheit keine Gefahr mehr darstellen würde. Das muss dann der Richter entscheiden, zusammen mit den Therapeuten.

Haben Sie bereits Pläne für ein späteres Leben in Freiheit?

Nein. Das ist zu weit weg und zu unsicher. Vielleicht könnte ich irgendwann wieder als Maler arbeiten, wenn man jemanden findet, der einen nimmt. Höchstwahrscheinlich müsste ich aber zum Sozialdienst gehen, denn mit 20 Jahren Knast oder mehr ist man nicht mehr gross vermittelbar.

Möchten Sie den Lesern zum Schluss noch irgendetwas mitteilen?

Eigentlich nicht. Oder doch: Aus dem Internet weiss ich, dass es ziemlich viele Leute gibt, die solche Gedanken haben, wie ich sie hatte. Wenn jetzt einer von denen das hier lesen sollte, dann möchte ich ihm sagen, dass er Hilfe suchen soll, zu einem Therapeuten gehen soll. Ansonsten werden wir uns vielleicht kennenlernen, die Zelle neben meiner ist noch frei. Und noch was. Sagen Sie den Leuten draussen, dass niemand mehr Angst haben muss vor mir. Meiner Meinung nach bin ich schon jetzt nicht mehr gefährlich. Aber ich weiss, das müssen andere beurteilen

Kastriert

Der Täter ist bereit, jedes Risiko, das er darstellt, auszuschalten. Die Geschichte des Mörders Rolf Hagen

Teil 3: Schuld und Sühne

Kleines Malheur im Gerichtssaal auf Schloss Thun: Der Schlüssel zu den Fesseln an den Füssen von Rolf Hagen bleibt unauffindbar. Der Gefangene entsteigt draussen einem mehrfach vergitterten Sicherheitsfahrzeug, das ihn von der Strafanstalt Thorberg hierher brachte. Umrahmt von vier Polizisten trippelt er mit kleinen Schritten, zu denen ihn die Fussfesseln zwingen, in den Verhandlungsraum und nimmt Platz. Vor ihm sitzen fünf Richter, hinter ihm sein Fürsprecher und der Staatsanwalt, und lägen nicht diese dicken Wolken über dem Thunersee, so könnte Hagen durch die grossen Fenster den mächtigen Niesen sehen, den dreieckigen Berg, der aussieht wie ein Vulkan. Man löst ihm die Handschellen, er reibt sich die Handgelenke, die Füsse bleiben aneinandergekettet. «Ist mir gleich», bescheidet Hagen dem Gerichtspräsidenten Peter Moser, der um Nachsicht bittet für das Ungemach. Rolf Hagen, 37, von Winterthur, Maler und später Berufsmilitär, reueloser Triebmörder und paraphiler Sadist, ist ohnehin nicht der Typ, der vornehm die Beine übereinanderschlägt, wenn er sich hinsetzt.

Das Gericht hat an diesem 27. März des Jahres 2008 die Frage zu beantworten, ob der für seine Taten längst verurteilte Hagen in Zukunft verwahrt bleiben soll oder nicht. Ob er therapiefähig ist oder nicht. Was der Rechtsstaat tun soll mit einem wie ihm.

Richter: «Möchten Sie sich zum Entscheid, den wir heute treffen werden, vorab äussern?»

Hagen: «Eigentlich nicht. Ich hoffe einfach, dass es möglichst positiv für mich herauskommt.»

Richter: «Und was wäre positiv?»

Hagen: «Wenn der 59er kommt.»

Rolf Hagen hat seine Paragrafen gelernt. Vor zwei Jahren war er vom selben Gericht aber nach altem Gesetz zu einer lebenslänglichen Haftstrafe und anschliessender

Sicherheitsverwahrung verurteilt worden. «Anschliessend» deshalb, weil «lebenslänglich» bei guter Führung nach fünfzehn Jahren verbüsst sein kann. Wird das Urteil heute bestätigt, kommt Hagen wohl nie mehr raus. Die Verwahrung nach Artikel 64 ist jedoch nach neuem Gesetz, das seit 2007 gilt, bei Tätern mit schweren psychischen Störungen nur noch dann auszusprechen, wenn eine Therapie «keinen Erfolg» verspricht. Bestehen aber Erfolgsaussichten, so muss das Gericht Artikel 59 anwenden und eine «stationäre therapeutische Massnahme» anordnen, also eine Behandlung des Täters innerhalb einer geschlossenen Einrichtung. Aus dieser kann der Täter bedingt in die Freiheit entlassen werden, sobald die Experten zum Schluss kommen, dass keine Gefahr mehr von ihm ausgeht.

«Den verwahren wir»

Keine Gefahr mehr? Von einem, der selbst sagt, er wäre mit grosser Wahrscheinlichkeit zum Serienmörder geworden, hätte man ihn nicht gefasst? Stefan Schmutz, Rolf Hagens Anwalt, ist Tage vor der Verhandlung wenig optimistisch. «Ich fürchte», sagt er, «man wird zu Härte neigen.» Zwar ist die 2004 angenommene radikale Volksinitiative für «Lebenslange Verwahrung» noch immer toter Buchstabe, weil sie sich bislang nicht völkerrechtskonform umsetzen lässt. Aber der gesellschaftliche Druck, der seit dem Zollikerberg-Mord und durch die Verwahrungs-Debatte entstanden ist, hat zu einer verschärften Praxis geführt. Einmal Verwahrte kommen heute kaum mehr frei. Auch Rolf Hagen selbst zeigt bei einem Gespräch vor dem Prozess wenig Zuversicht: «Die Richter werden sich doch sagen: ‹Den Hagen, den verwahren wir, dann sind wir ihn los.›»

Als der Staatsanwalt hinter Hagens Rücken sein Plädoyer mit einem Shakespeare-Donnerwort eröffnet – «Mord ist der Wollust nah wie Rauch dem Feuer!» –, sinkt der Gefangene ein Stück tiefer in seinen Stuhl.

Testosteronspiegel auf null

Wochen zuvor: Besuchstermin im Haus A der Strafanstalt Thorberg bei Krauchthal, 2. Stock, Einzelzelle 218. Im Gemeinschaftsraum, in den alle Zellen münden, gibt es einen Tischfussballkasten und eine Pingpongplatte, zwei verzagte Topfpflanzen klettern an Drähten entlang dem Licht entgegen, das von weit oben durch dickes Glas fällt.

Es ist eng in dem Raum, in dem Rolf Hagen lebt. Es gibt ein Bett, ein Pult und einen Schrank. Drei Schritte sind es vom Bett zur Tür, zwei Schritte zur Kloschüssel. Auf dem Schrank stehen mehrere Jahrgänge der Zeitschrift «National Geographic», für die Reisen im Kopf, und eine mit Campinggas betriebene Kochplatte, die Hagen, wenn er sie benutzen möchte, auf seine Schreibplatte stellen muss, für den ersten Tee am Morgen oder wenn er sich etwas kochen will. Ein paar notwendige Kochzutaten stehen der Wand entlang aufgereiht auf dem Pult: Maggi-Flüssigwürze, Zitronensaft-Konzentrat, Jura-Salz, Migros-Budget-Zucker, ein Glas Nutella. Es gibt einen kleinen Computer, einen kleinen Drucker, einen kleinen Fernseher und eine kleine Stereoanlage. Über dem Bett hängen zwei Fotos seiner Mutter, daneben ein von Hagen im Gefängnis gemaltes Sehnsuchtsbild: eine graue Mauer, darüber der blaue Himmel,

darin die gelbe Sonne. Ein goldener Bilderrahmen zeigt eine Stadtansicht bei Nacht, «das ist Dubai oder Abu Dhabi, ich weiss es nicht genau». Ein Mithäftling, der entlassen wurde, hat Hagen das Foto zum Abschied geschenkt.

Seit Dezember letzten Jahres wird Rolf Hagen ein neuartiges Präparat verabreicht, das die Bildung des männlichen Sexualhormons Testosteron verunmöglicht. «Natürlich habe ich eingewilligt, so etwas geht nur freiwillig», sagt er. Als ihm sein Therapeut von dieser Möglichkeit erzählte, habe er rasch zugesagt, sagt Hagen, «denn ich wollte ja meine Gewaltfantasien loswerden». Und er wollte dem Gericht beweisen, dass er sich ändern will. «Dass ich nicht nur davon spreche. Dass ich wirklich etwas tue. Also hab ich es getan.»

Dezember 2007, der Therapeut setzt dem Patienten die erste Depotspritze Lucrin, das eigentlich der Behandlung von Prostatakrebs dient, ins Unterhautfett und vermerkt alles auf dem Kontrollblatt. Der Wirkstoff Leuprorelin wird freigesetzt und überlistet Hagens Gehirn. Es kommt zunächst zu einem Hormonschub, danach aber stellen die Hoden ihren Dienst ein, und schon nach kurzer Zeit sinkt der Testosteronspiegel des Patienten auf Kastrationsniveau.

«Ziemlich schlagartig» sei die Wirkung gewesen, so Hagen. «Da unten geht bei mir jetzt gar nichts mehr, da ist tote Hose, kann man sagen.» Er verspüre keinerlei sexuelles Begehren mehr. Er könne auch keine Erektionen mehr haben, keine Ejakulationen, nichts. Nicht aus Lust, sondern aus Interesse versuchte er zu masturbieren, ohne Effekt. Er blickt hinunter zu seinem Schritt: «Da unten ist wirklich nur noch zum Wasserlassen.»

In den drei Jahren, die Hagen zuvor ohne Hormonbehandlung im Gefängnis verbrachte, haben ihn seine Gewaltfantasien oft den ganzen Tag verfolgt. Die Bilder und Szenen vom Würgen, Erstechen und Aufschlitzen junger Männer, die er, noch in Freiheit, hundertfach auf seinem Computer zur Verfügung hatte und die er in die Tat umsetzte, als er 2004 den 15-jährigen Murat Yildiz ermordete – sie waren nicht plötzlich verschwunden aus seinem Kopf, als er in Haft kam. Sie bedrängten ihn während der Spaziergänge im Hof, während des Essens in der Kantine und während seiner Tätigkeit in der Anstaltsmalerei. Und wenn «wieder mitten bei der Arbeit so ein Schub kam», sagt Hagen, dann wollte er am liebsten in die hinterste Ecke verschwinden, um zu masturbieren. Um die Bilder «wegzuwichsen». Aber das sei natürlich nicht möglich gewesen, «weil irgendeiner läuft garantiert vorbei».

Entmannung als Befreiung

Abends in der Zelle schrieb er sich dann manchmal auf dem Computer seine schwarzen Gedanken vom Leib, «rabiate Geschichten», wie er sagt, hingeschrieben ohne Punkt und Komma und niemandem zur Lektüre zumutbar. Oder er suchte im Fernsehen nach zusätzlich anregenden Bildern, die zahlreichen CSI-Serien waren hilfreich, die forensischen Krimis mit den vielen Leichen auf den Seziertischen, «das ist eben etwas Schönes in meinen Augen». Er prüfte in den Fernsehzeitschriften, ob einer seiner Lieblingsfilme kommt, «Doktor Schiwago» zum Beispiel, «denn da gibt es eine

Szene, die mich erregt, wenn sie die Kadetten im Maisfeld abschiessen». Oder auch den Kostümfilm «Henry V», bei welchem Hagen auf den Moment wartete, «wenn die Knaben von den Franzosen abgeschlachtet werden, und dann kommt eine Kamerafahrt über die Opfer hinweg». – Nicht erst seit dem Mordfall in Pöschwies im Januar dieses Jahres, als ein verurteilter Sexualstraftäter einen Mithäftling umbrachte, galt Rolf Hagen den Experten auch «intramural als rückfallgefährdet»: Selbst hinter Mauern stellte er ein Sicherheitsrisiko dar.

Die chemische Entmannung erlebt Hagen als «eine riesige Befreiung». Die Fantasien, die ihn bedrängten, sind verschwunden. Er könne sich jetzt auf andere Sachen konzentrieren, könne effizienter arbeiten, seine Interessen seien breiter geworden, er lese wieder mehr. Es gebe eigentlich nur einen Nachteil: «Gelegentliche Langeweile.» Das hat Hagen auch seinem Therapeuten, Ralph U. Aschwanden vom Forensisch-Psychiatrischen Dienst der Universität Bern, erzählt. Aschwanden erinnert sich: «Er wird kastriert, und das Erste, worüber er klagt, ist Langeweile! Da erst wurde mir klar, wie sehr diese Fantasien sein Denken und Handeln bestimmt haben. Und jetzt war sein Kopf plötzlich wie leer. Er wusste zuerst überhaupt nicht, was er nun den ganzen Tag denken und tun sollte.»

Verwundert und erleichtert zugleich stellt Hagen fest, dass ihn die früheren Schlüsselreize nun völlig kalt lassen. «Ich kann jetzt auch hübsche Buben anschauen, da passiert rein gar nichts mehr.» Er kann mitternachts in seiner Zelle das allabendliche Erotikmagazin «Watchme TV» des Lokalsenders TeleBärn einschalten (ein auf dem Thorberg sehr beliebtes Angebot), es können dort junge Männer in Badehosen am Strand zu sehen sein, Bilder, nach denen er früher gierte, und es ist ihm «einfach nur noch völlig egal». Er ist jetzt ein Wesen ohne Libido. Das macht ihn frei von der Angst, dass er erneut die Kontrolle über sich verlieren und wieder etwas passieren könnte. «Weil es im Kopf schlicht keinen Ausschlag mehr gibt dazu.»

Dafür bemerkt er nun eine plötzliche neue Empfindsamkeit. Er habe in seinem Leben vorher noch kein einziges mal Tränen vergossen im Kino, «und jetzt bin ich dauernd am Heulen vor dem Fernseher». Kürzlich hat er etwa auf SF 1 das Hollywood-Drama «Mr Holland’s Opus» um einen alternden Musiklehrer gesehen. Und der kaltblütige, reuelose, empathieunfähige, gefühlstaube Mörder Rolf Hagen blickte zum Bildschirm: und weinte.

«Er bleibt ein Mensch»

Testosteron ist ein mächtiger Stoff. Es sorgt für den starken Muskel- und Knochenbau des Mannes, führt zum grossen Kehlkopf und damit der tiefen männlichen Stimme, bewirkt die männliche Bart- und Körperbehaarung, bestimmt die körperliche und sexuelle Leistungsfähigkeit des Mannes. Es dirigiert dessen auf Eroberung ausgerichtetes Paarungsverhalten und steuert seine Aggressivität. Ein Mann ohne Testosteron ist kein Mann. «Aber er bleibt ein Mensch!», sagt Dr. Aschwanden, überzeugter Verfechter der Kastrationstherapie für Sexualdelinquenten; rückfällige Sadisten, Pädophile und Vergewaltiger. Er sagt: «Es liegt am Testosteron, dass 95 Prozent der Gefängnisinsassen männlich sind.» Er sagt auch: «Hätte man Anfang der

Siebzigerjahre nicht aufgehört mit der chirurgischen Kastration, hätten diverse Rückfalldelikte verhindert werden können.» Psychotherapie alleine bringe bei rückfälligen Sexualstraftätern wenig, «es erregt sie eher noch, immer wieder über ihre Taten zu reden».

Rolf Hagen muss sich das Medikament für den Rest seines Lebens spritzen lassen. Bei einem Abbruch der Therapie steigt der Testosteronspiegel wieder an, die Männlichkeit kehrt zurück und damit wahrscheinlich auch der alte Wahn. Sollte der Gefangene jemals wieder freikommen, so müsste er das Medikament weiterhin in kontrolliertem Rahmen zu sich nehmen. Verschiedene Sicherheitsmassnahmen sind für solche Fälle in Diskussion: elektronische Fussfesseln und Electronic Monitoring zur dauerhaften Überwachung; unangemeldete Hormonkontrollen wie in der Dopingbekämpfung; eine zentrale Datenbank, die alle kastrierten Sexualstraftäter enthält, um Ärzte vor einer «versehentlichen» Testosteron- Injektion zu warnen.

Etwa jeder fünfte verurteilte Sexualstraftäter, so ergaben verschiedene Studien, steht innerhalb von fünf Jahren erneut wegen eines gewalttätigen Sexualdelikts vor Gericht. Die Rückfallquote bei der chirurgischen Kastration, bei der die Hoden entfernt werden und die bis vor vierzig Jahren auch in der Schweiz regelmässig angewandt wurde, betrug nur rund drei Prozent. Für die neuartige Lucrin-Hormontherapie fehlen noch verlässliche Zahlen, Experten erwarten jedoch für die chemische Kastration eine ähnliche Erfolgsquote wie bei der chirurgischen. Auch konservative Schätzungen gehen davon aus, dass sich mittels Kastration und begleitender Psychotherapie die Rückfallrate bei Sexualstraftätern mindestens halbieren lässt.

Weiblicher Hormonhaushalt

Nebenwirkungen? «Eine ganze Menge», sagt Hagen. Am Anfang hatte er Hitzewallungen und Nachtschweiss. Weil bei Lucrin-Patienten brüchige Knochen drohen, erhält er zusätzlich ein Medikament gegen Osteoporose. Nach ein paar Jahren der Behandlung werden Penis und Hoden schrumpfen, Hagen wird irreversibel zeugungsunfähig sein. «Dafür werde ich nie eine Glatze kriegen», sagt er und lacht: Verstärkte Kopfbehaarung ist eine der angenehmen Nebenwirkungen. Mit der Zeit wird sich sein Fettgewebe anders verteilen; er kriege dann «wahrscheinlich mehr so die weiblichen Pölsterchen», sagt Hagen. Um eine Brustbildung zu verhindern, wird sein Oberkörper prophylaktisch bestrahlt. Um möglichen Langzeitnebenwirkungen vorzubeugen (Gewichtszunahme, Antriebsarmut, Gedächtnisabnahme), erhält er das weibliche Sexualhormon Östradiol. Sein Therapeut sagt: «Hagen ist nun ein kastrierter Mann mit männlichem Äusseren und männlichem Gehirn, aber mit weiblichem Hormonhaushalt.»

Rolf Hagen ist das alles «vergleichsweise egal». Auch die Tatsache, dass er kastriert ist, stört ihn «eigentlich kaum». Er empfindet sich noch immer als Mann, «ich wüsste auch gar nicht, wie ich mich sonst empfinden sollte». Er weiss nichts zu berichten von versehrtem Stolz, den er eh nie hatte, noch von verletztem Selbstwertgefühl, das er auch nie besass. Er kann mit solchen Fragen nichts anfangen. Er ist einfach nur erleichtert, enthoben von seinem dunklen Trieb, der ihn hinter diese Mauern führte. Wo er wieder

weg möchte, irgendwann. Und er glaubt, dass die Kastration seine einzige Chance ist, «dass ich hier nicht im Sarg rausgetragen werde. Sondern früher rauskomme.» Rolf Hagen sagt: «Man wird hoffentlich irgendwann zum Schluss kommen, dass ich keine Gefahr mehr darstelle für die Öffentlichkeit. Das hoffe ich.»

In dubio pro curatione

Auf Schloss Thun kehrt das Gericht von der Beratung zurück. Die Entscheidung ist gefallen. Der Gerichtspräsident verkündet seinen Beschluss mit hörbarem Bedauern. Er beginnt seine Sätze mit Formeln, die den Staatsanwalt um Verzeihung zu bitten scheinen. «Es ist uns nicht leicht gefallen, aber –» «Es blieb uns gar keine andere Wahl als –». In dubio pro curatione, im Zweifelsfall für die Therapie, hatte der Verteidiger gefordert – und wider Erwarten Recht bekommen. Die Verwahrung wird aufgehoben, eine therapeutische Massnahme angeordnet. Zum Häftling Hagen gewandt, sagt der Richter schliesslich: «Obwohl wir Ihnen heute entgegenkommen, bin ich zu hundert Prozent überzeugt, dass Sie das Gefängnis so bald nicht verlassen werden.»

Der Grund für das Urteil ist klar. Rolf Hagen sind in einem neuen Gutachten aufgrund der Kastrationstherapie günstige Entwicklungsaussichten beschieden worden. Man glaubt nun, seine «schwere Störung der sexuellen Präferenz mit sadistischen Gewalt- und Tötungsfantasien» in den Griff zu kriegen. Man glaubt, ihn dauerhaft unschädlich machen zu können. Es gibt für ihn jetzt ein mögliches Ende der Haft: frühstens im Jahr 2019, nach Ablauf von fünfzehn Jahren seit Strafantritt.

«Merci vielmal», sagt noch Rolf Hagen kaum hörbar zum Gericht, als er aus dem Saal geführt wird.

Ein Mustergefangener

Hans Zoss, Direktor der Anstalten Thorberg, sagt, er habe Verständnis für die Richter, die lieber therapieren als verwahren. «Da blickt ein Richter aus seinem Fenster, sieht den taubenetzten Spinnenfaden im Morgenlicht, den Silberstreifen am Horizont. Und er denkt: Einen Funken Hoffnung soll der Mensch haben.» Zoss, ein baumlanger Herr mit Schnauz und Brille, war früher Pfarrer in der Berner Heiliggeistkirche, er redet gern in Bildern. In seinem Büro im alten Herrenhaus auf Schloss Thorberg steht ein mächtiges Stehpult, aus gesundheitlichen Gründen, Zoss hats mit den Knien: Dennoch wird man den Gedanken nicht los, hier habe einer die Kanzel nie verlassen.

Auch im Fall des Rolf Hagen, der vielleicht eines der kaltblütigsten Verbrechen der Schweizer Kriminalgeschichte begangen hat, hält Zoss den neuen Richtspruch für angemessen. Er kennt diesen Häftling gut, besser als die meisten anderen seiner 178 Anvertrauten, «wenn einer mit so einer Tat kommt, dann schaut man ihn sich an». Er schildert Hagen als Mustergefangenen. Mache keine Probleme, lebe eher zurückgezogen, habe noch nie ein Disziplinarverfahren gehabt. Die Arbeit in der Anstaltsmalerei verrichte er zuverlässig und selbstständig, er habe mittlerweile sogar eine Vorarbeiterfunktion. Zoss erkennt bei Rolf Hagen auch «den klaren Willen, am Delikt zu arbeiten». Die Hormontherapie, zu der es auch Zoss' Einwilligung bedurfte,

habe sich bereits jetzt gelohnt, «er ist seine Fantasien los und damit weniger gefährlich».

Dass die Kastration ein radikaler Eingriff ist, weiss der Theologe Zoss. Es ist staatliche Korrektur am Körper von Menschen, die einen Konstruktionsfehler aufweisen. Wie freiwillig der Entschluss des Gefangenen ist, bleibt umstritten, sagt er doch vor allem deshalb Ja, weil er sonst keine Chance mehr hat auf die Freiheit. Im Kanton Bern sind Rolf Hagen und ein weiterer Thorberg-Insasse seit Jahrzehnten die ersten Fälle ihrer Art, im Kanton Zürich gibt es derzeit fünf weitere, in Basel sechs. In anderen Ländern wie Kanada, USA, Deutschland und Dänemark wird die Methode bereits seit den Neunzigerjahren zunehmend praktiziert. Polen diskutiert derzeit sogar über Zwangskastration.

«Es braucht natürlich immer eine Gesellschaft, die diesen Umgang mit ihren Straftätern gutheisst», sagt Hans Zoss. Und die Würde des Täters ist antastbar. Er glaubt aber, dass die Gesellschaft einen berechtigten Anspruch hat auf Sicherheit vor solchen Delinquenten. «Und das ist es, was wir tun hier oben: Wir produzieren Sicherheit.»

Das Böse als Biologie

Das Programm in Hagens Gehirn, das Lust und Mord verbindet, ist weiterhin vorhanden – aber durch die Kastration blockiert. «Würde sie rückgängig gemacht, würde er sehr wahrscheinlich wieder töten», erklärt Psychiater Aschwanden. Er stellt zur Anschauung ein Modell des menschlichen Gehirns auf den Tisch. 200 Milliarden Nervenzellen sind da drin, jede Zelle hat 20 000 Verknüpfungen, jede Verknüpfung ist eine Information. Aus einem solchen Netzwerk wird mit der Zeit ein ausgetretener Pfad, und bei Hagen verläuft irgendwo eine ganze Autobahn, die in einen Abgrund führt. Diese Disposition bestimmt sein Handeln. Wie es zur Fehlverknüpfung kommen konnte, vermag die Neurologie erst vage zu beantworten, ein Teil ist Veranlagung, ein Teil ist eingeübtes Verhalten, jahrzehntelanges falsches Denken. Das Böse, eingebrannt in seinem Kopf.

Hagen, nur ein willenloses Instrument seiner grauen Zellen? Es ergibt sich daraus eine andere, grössere Frage, die grösste, der die Justiz in Zukunft gegenüberstehen wird: Handeln Menschen, die ein entsetzliches Verbrechen begehen, aus freiem Willen, oder treibt sie vielmehr ihr krankhaftes Gehirn zur Tat? Wenn es das Neuronengewitter in Rolf Hagens Kopf war, das ihm erlaubte zu töten, wie kann er dann überhaupt schuldig sein? Schon im ersten Gutachten war ihm eine «verminderte Steuerungsfähigkeit» beschieden worden, während er allerdings «voll einsichtsfähig» gewesen sein soll. «Der Schritt zur Tat war quasi vorprogrammiert», sagt das Gutachten, «die Freiheit, zurückzutreten, eingeschränkt.» Hagen konnte demnach zwar erkennen, was er tut, aber nicht verhindern, dass er es tut. Die «Einsicht in das Unrecht der Taten» sei jedoch «zu jedem Zeitpunkt vorhanden gewesen», schliessen die Experten weiter. Nur, was bedeutet Einsichtsfähigkeit in Recht und Unrecht bei einem Menschen, dessen Gehirn kein Mitgefühl produziert? Hagen wusste, dass er tötet, aber seine psychische Störung liess gar nicht zu, dass er dem Leben seines Opfers irgendeinen Wert beimessen konnte.

Das Gericht hat 2006 bei der Hauptverhandlung die «verminderte Schuldfähigkeit» Hagens zwar anerkannt, «was klar zu einer Strafreduktion zu führen hätte», wie es in der Urteilsbegründung ausdrücklich heisst. Diese wurde jedoch wieder aufgehoben durch seine anderen Vergehen: den vorangegangenen versuchten Mord und die Vorbereitungshandlungen zur Tat. Minus eins plus eins gibt wieder null, also keine Gnade: eine Milchmädchenrechnung, Ausdruck juristischer Hilflosigkeit.

Abscheulichste Täter werden heute von Sachverständigen als schuldfähig betrachtet, nicht als krank. Der «Kannibale von Rotenburg» tötet seinen Freund und verspeist Teile von ihm. Josef Fritzl, Elektrotechniker aus Amstetten, sperrt seine Tochter 24 Jahre lang in ein Kellerverlies und zeugt dort Kinder mit ihr. Rolf Hagen sucht mit einem Mittäter im Internet nach einem geeigneten Opfer, schmiedet detaillierte Pläne für einen Lustmord, schlachtet den Jugendlichen schliesslich mit dreissig Bajonettstichen. – Niemand, sagen Hirnforscher, könne sich frei zu solchen Taten entscheiden. Ein Defekt im Kopf, unterentwickelte Stirnhirnregionen etwa, sei Voraussetzung für die Delinquenz. Das Böse sei keine Frage der Moral, sondern der Biologie.

Hans Zoss kennt diese Debatte, und er weiss, dass sie an den Grundfesten des Strafvollzugs rüttelt. Demnächst will er ein Referat mit dem Titel «Schuld und Sühne» halten, an einer Tagung, zu der auch der deutsche Psychologe Hans Markowitsch eingeladen ist, der prominenteste Wortführer der These, dass der Ursprung des Verbrechens in den Gehirnwindungen sitzt. Wodurch das ganze Schuld-Prinzip der heutigen Rechtsprechung ins Wanken gerät. Denn schuldfähig ist nur, wer die Möglichkeit hat, auch anders zu handeln. Hatte Rolf Hagen diese Möglichkeit?

Das kann auch Hans Zoss nicht beantworten. «Ich weiss aber: Falls wir jemals Abschied nehmen müssen vom Schuld-Begriff, verlieren wir eine Menge Macht.» Er selbst, sagt Zoss, habe eine ungeheure Macht als Vollstrecker der Strafen an 178 schuldig gesprochenen Insassen. Der Staat habe eine ungeheure Macht über seine Delinquenten. Aus diesem Grund, glaubt Zoss, werden die Ideen der Hirnforscher, auch wenn sie irgendwann zu sicheren Erkenntnissen reifen sollten, nur schwer Einfluss bekommen auf die Justiz. Zu viel steht auf dem Spiel. Schuld und Sühne sind jahrhundertealte und für das Rechtssystem unabdingbare Kategorien. Der Direktor geht noch weiter: «Der Verbrecher hat ein Recht auf Strafe», zitiert er Hegel. Wer Tätern die Schuldfähigkeit und den freien Willen abspricht, betrachtet sie letztlich nicht mehr als Menschen, sondern als Maschinen. Das, so Zoss, erscheine ihm noch schlimmer, als sie möglicherweise ungerechtfertigt für schuldfähig zu halten.

Und: Selbst wenn die Schuld schlecht messbar ist, bleibt immer noch die blosse Gefährlichkeit. Der Gefängnisdirektor drückt das so aus: «Muss einer unbedingt schuldig sein, damit man ihn einsperrt?» Die Umdeutung von Schuld zu Gefährlichkeit gehört auch zu den Forderungen Hans Markowitschs in seinem Buch «Tatort Gehirn»: «Sicherheit sollte die Begründung dafür sein, wenn man jemanden ein Leben lang einsperrt – nicht Bestrafung oder Rache.»

Auge um Auge

Hans Zoss kommt es aber manchmal so vor, als wäre das Hauptanliegen der Öffentlichkeit vor allem eben dieses: Rache. Auge um Auge, Zahn um Zahn, das falsch verstandene Bibelwort bekommt der ehemalige Geistliche oft zu hören, und das ärgert ihn sehr. «Schmoren lassen, das Pack!» – das sei die Haltung, die er in Briefen, Anrufen, am Stammtisch spüre. «Manchmal bin ich nicht sicher, wen ich eigentlich vor wem beschütze hier oben, die Gesellschaft vor den Tätern oder die Täter vor der Gesellschaft.» Er ist überzeugt, dass auch Rolf Hagen üble Zuschriften und Verwünschungen erhalten wird nach den «Magazin»-Berichten über ihn. In diesem Fall, so Zoss, werde er sich schützend vor seinen Gefangenen stellen.

Der Wert des Opfers

Wenn Rolf Hagen in seiner Zelle durch die Gitterstäbe hindurch aus dem kleinen Fenster blickt, kann er jetzt im Herbst, da die Laubbäume die Sicht freigeben, das Dorf Krauchthal sehen, wo seine Mitmenschen leben, die man vor ihm beschützt. Er ist entschlossen, jedes Risiko, das er darstellt, auszuschalten. Vor Kurzem haben sich an der Stelle auf seinem Bauch, wo ihm alle drei Monate die Depotspritze gesetzt wird, Knollen gebildet im Gewebe, eine allergische Reaktion. Sollte es schlimmer werden, müsste er das Medikament absetzen – und er hat bereits den Wunsch geäussert, in diesem Fall nach alter Methode chirurgisch kastriert zu werden. Man hat ihm schon alles erklärt. «Die Hoden werden ausgekratzt. Sie füllen sich mit Blut. Und dann ist die Sache fertig.»

Schonungslos gegen sich selbst, schonungslos gegen andere. Rolf Hagens Trieb ist unterbunden – doch wird er auch seine zweite Krankheit, die Absenz jedes humanen Mitgefühls, jemals überwinden? Wird er eines Tages verstehen, was er verbrochen hat? «Tief in seinem Innersten weiss er es», glaubt Hans Zoss – womit er allerdings sämtlichen Gutachtern widerspricht. Er gibt denn auch zu, dass seine Haltung wohl mehr Glaube ist als Wissen, die Hoffnung des Theologen vielleicht, in jedem Gotteskind schlummere irgendwo ein guter Kern.

Die Hormontherapie hat Rolf Hagen zugänglicher gemacht für die begleitende Psychotherapie, dennoch kann er in sich noch immer keine Spur von Reue entdecken, so sehr er sich müht. Er hat ein Leben ausgelöscht. Sein Therapeut, so berichtet Hagen, habe ihm einmal, als es darum ging, seine Empathie zu trainieren, die Frage gestellt, wie viel das Leben dieses Jungen wohl wert gewesen sei, in Geld. Hunderttausend Franken? Eine Million? Zehn Millionen? Sie kamen darauf, dass es ja nicht nur Murat Yildiz war, den Hagen schädigte, sondern auch dessen Mutter, Vater, Geschwister, Verwandte. Deren Trauer wäre aufzuwiegen in dieser Rechnung. Sie kamen auch darauf, dass es womöglich Mitschüler gibt, die den «Fall Murat» nicht unbeschadet überstanden haben, oder Lehrer, die ihrem Beruf nicht mehr gleich nachgehen können seither; die Kette der Opfer ist lang. Sie kamen vielleicht auch darauf, dass es ja nicht nur Murat Yildiz nicht mehr gibt, sondern auch alle dessen Möglichkeiten. Die Arbeit, die er verrichtet hätte, wäre einzuschätzen, und auch das Unternehmen, das er vielleicht gegründet hätte. Der

Verlust all jener, die ihm nun nicht begegnen, wäre hochzurechnen, die Freude, die er nicht bereiten, die Geliebten, die er nicht haben, die Kinder, die er nicht zeugen wird.

«So kamen wir darauf, dass man das nicht beziffern kann. Dass dieses Leben unbezahlbar war.»

Rolf Hagen hat das eingesehen. Empfunden hat er nichts dabei.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

15) Tyrones Traum

Die Zeche Tower in Süd-Wales war das einzige britische Bergwerk, das sich je in Arbeiterhand befunden hat. 13 Jahre dauerte das genossenschaftliche Experiment, dann ging den Bergleuten die Kohle aus. Doch die Idee von Arbeiterdemokratie und Sozialismus lebt weiter.

Von Andreas Molitor, brand eins, 30.01.2009

Hirwaun, Süd-Wales, ein Samstagvormittag im Oktober 1993. Der dicke Gewerkschaftssekretär der Zeche steht im strömenden Regen, das Gesicht rot vor Kälte, das flachsblonde Haar vom Wind zerzaust. Jemand hält einen Schirm über ihn. Die ganze Nacht hat es gegossen, und kurz vor elf, am Sammelpunkt der Kundgebung gegen die Stilllegung der Zeche Tower, schüttet es immer noch. Als ob alle Schleusen im Himmel geöffnet worden wären, um das hoffnungslose Land zu ersäufen und den Förderturm der letzten Zeche in Süd-Wales für immer im Morast versinken zu lassen. Die Unentwegten sind trotzdem da: Aktivisten trotzkistischer Splittergruppen mit durchgeweichten Zeitungen, die "The Militant" heißen und "Socialist Worker", eine Rhythmusgruppe mit Trommeln, Rasseln und Klappern, Gewerkschafter, die das rote Tower-Banner mit goldenen Fransen und Troddeln aufrollen. "Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit", steht darauf.

"Die Reden fallen aus", brüllt Tyrone, der Gewerkschaftssekretär. "Heute soll eine rote Fahne wehen." Er nimmt eine Zwei-Liter-Plastikflasche, schüttet deren Inhalt in einen Zinkeimer und taucht ein weißes Laken hinein. Dann zieht er das Tuch wieder heraus. Es ist pink. Schweinchenrosa. Die Demonstranten schauen schweigend auf das Banner, das auch nach dem zweiten Eintauchen schweinchenrosa bleibt. Tyrone knüpft das Tuch an eine Fahnenstange, hält es hoch und beginnt zu singen. "The Red Flag", nach der Melodie von "Oh Tannenbaum". Die Fahne ist pink, weil Tyrone Kirschlimonade genommen hat statt richtiger roter Farbe. Es sind harte Zeiten für einen guten Sozialisten.

Die Zeche Tower, zwei Kilometer außerhalb des tristen Städtchens Hirwaun auf ödem Hügelland gelegen, ist die letzte noch offene Kohlengrube in Süd-Wales, in den engen Tälern zwischen Cardiff und Merthyr Tydfil. Als einzige hat sie die Stilllegungswelle nach dem Bergarbeiterstreik von 1984/85 überlebt. Auf der einen Seite Margaret Thatcher und die staatliche Kohlebehörde mit ihrer Zechen-Sterbeliste, auf der anderen die Kumpelgewerkschaft National Union of Mineworkers (N U M), eine der letzten Bastionen des Sozialismus. Premierministerin Margret Thatcher will die Gewerkschaft demütigen und brechen. Nach 51 Streikwochen ist sie am Ziel: Die N U M kapituliert.

Die Kohlebehörde beginnt mit dem Kahlschlag. In den folgenden acht Jahren verlieren allein im südwalisischen Revier 70 000 Bergleute ihren Job.

Allmählich wird den Bergleuten auf Tower klar, dass auch ihre Gnadenfrist abläuft. Am 5. April 1994, ein halbes Jahr nachdem Tyrone die rote Fahne hob, wird die Stilllegung der Zeche beschlossen. Jetzt gibt es in Süd-Wales keinen Kohlebergbau mehr.

August 2000, Zeche Tower. "Ich bin der Vorsitzende dieser Firma hier", verkündet Tyrone den Schülern, die aus Cardiff zur Zechenbesichtigung gekommen sind, "und das bedeutet, dass ich der Boss bin. Ich bin der Boss von allem, was ihr hier seht."

Der Boss spricht in schlichten Hauptsätzen. Weil er weiß, dass diese Schulklasse aus einer besonders verrufenen Sozialsiedlung kommt, erzählt er aus dem Leben. Und was man daraus machen kann. "Vor acht Jahren haben sie uns gesagt, dass wir nicht mehr gebraucht werden. Wenn das einer zu euch sagt, dann glaubt ihm nicht. Sondern glaubt an euch. Seht mich an." Die Lehrer sind irritiert, als Tyrone voller Stolz erzählt, dass er in der Schule zu den Schlechtesten gehörte. "Also, wenn ihr nicht die Cleversten seid - macht nichts. Ihr könnt trotzdem mal eure eigene Firma haben. So wie ich. Wir haben in den letzten Jahren 13 Millionen Pfund Gewinn gemacht. Und ich bin der Boss: ein Junge, der in der Schule schwer von Begriff war."

Tyrone steht in der Besucherbaracke der Zeche vor einem Zeitungsfoto, das an der Wand pappt. Er sieht glücklich aus auf dem Foto und ein bisschen betrunken. Er hält eine Flasche süßen Asti-Schaumwein, im Hintergrund der Förderturm von Tower. "Wir waren ein Haufen dummer Bergleute mit einem Traum", heißt die Schlagzeile. " Jetzt ist er wahr geworden! "

Nach dem Stilllegungsbeschluss der Kohlebosse entbrannte ein zweiwöchiger Nervenkrieg um das letzte Bergwerk in Süd-Wales. Tyrone und seine Leute kündigten Widerstand gegen die Schließung der Zeche an. Darauf erhöhte die Kohlebehörde ihr Abfindungsangebot noch einmal um 9000 Pfund - aber nur, wenn die Gewerkschaft die Stilllegung binnen einer Woche akzeptierte. Die Kumpel lehnten das Extra-Sterbegeld mit Zweidrittelmehrheit ab. Lieber wollten sie bis zum bitteren Ende kämpfen.

Nun drohte die Kohlebehörde, nicht nur die Extra-Abfindung, sondern auch die schon zugesagten 10 000 Pfund zu streichen. Da standen für jeden Bergmann fast 30 000 Euro auf dem Spiel. Am 19. April 1994, mittags um halb eins, gaben die Bergleute auf. Sie akzeptierten die Stilllegung und die Abfindung. Es war vorbei.

Niemand hat in dem Moment geglaubt, dass die Geschichte damit erst richtig anfangen sollte.

Es war am Abend nach der Kapitulation in einer Kneipe, so zwischen der zwölften und dreizehnten Runde. "Let's buy the fuckin' coalmine! ", soll einer gegrölt haben. Eine tollkühne Idee. Nachdem der Kater verflogen war, machten sich Tyrones Leute an die Arbeit. Innerhalb von zehn Tagen konterten sie den Stilllegungsbeschluss mit der Offerte eines Belegschafts-Buyout.

Eine Zeche in Arbeiterhand - das hatte es in Großbritannien noch nie gegeben. Wie sollte das funktionieren? Angeblich war das Bergwerk nicht profitabel. "Wir wussten, dass das nicht stimmt", sagt Tyrone 14 Jahre später. "Wir kannten die verdammte Zeche

doch besser als die Kohlebosse in ihren Büros in London." Es war durchgesickert, dass die Manager der Zeche eigene Pläne verfolgten. Sie selbst wollen der Regierung das angeblich defizitäre Bergwerk abkaufen. Ein Teil der Kumpel sollte dafür - zu schlechteren Bedingungen - neu eingestellt werden.

Das Buyout-Team, mit Tyrone an der Spitze, überzeugte 239 Tower-Kumpel, einen Großteil ihrer Abfindung in einen Fonds einzuzahlen. Zunächst gab jeder 2000 Pfund, später noch einmal 6000. So kamen fast zwei Millionen zusammen. Die Barclays Bank gab zusätzlich einen Kredit von zwei Millionen Pfund.

Die meisten Arbeiter zahlten, als wenn es selbstverständlich wäre, dass entlassene Bergleute ihre Grube kaufen. "Wir hatten das Vertrauen der Arbeiter", erinnert sich Glyn Roberts, damals wie heute einer von Tyrones engsten Mitstreitern. "Die kannten uns, weil wir jeden Tag mit ihnen Schulter an Schulter schufteten und nicht irgendwo gemütlich im Büro saßen." Er selbst hatte seit 1965 unter Tage malocht, als Hauer am "Gesicht der Kohle". Jetzt trug er abends das Abfindungsgeld seiner Kollegen in einer Plastiktüte nach Hause und steckte es unters Kopfkissen.

An einem Oktoberdienstag, knapp ein halbes Jahr nach der Stilllegung der Zeche, erhielt das Arbeiterteam von der Regierung den Zuschlag. Sie hatten gesiegt. Tower gehörte jetzt ihnen.

Am klaren, kalten 2. Januar 1995 in der Frühe marschierten die Tower-Kumpel die lange Straße hinauf zur Zeche, Tyrone vorneweg. Frauen, Kinder und Nachbarn waren dabei, das Banner wehte, die Bergwerkskapelle spielte. "Als sie uns gezwungen haben, diese Zeche zu verlassen", sprach Tyrone ins Megafon, "da haben wir geschworen zurückzukehren. Und wenn die Arbeiter von Tower sagen, sie kommen zurück", rief er, holte tief Luft und brüllte, "dann kommen sie zurück! "

Die Meinung der Kantinenfrau ist gefragt. Ob sie auch zählt? Der Leitwolf entscheidet es Für die damalige konservative Regierung war der Zuschlag an die Arbeiter ohne Risiko - selbst wenn die Zeche pleiteging. Dann wäre nur erwiesen, was für die meisten eh feststand: dass Arbeiter tief buddeln, aber kein Unternehmen führen können. Aber Tyrone hatte vorgesorgt. Ausgerechnet die Berater von Price Waterhouse, bis dato stets für die Kohlebehörde tätig, hatten in seinem Auftrag das Unternehmen durchleuchtet und für profitabel erklärt. Sie sollten recht behalten: In den ersten fünf Jahren nach dem Buyout machte Tower vor Steuern fast 13 Millionen Pfund Gewinn. "Wir hatten uns entschlossen, den Kapitalismus mit seinen eigenen Mitteln auszuhebeln, nicht mit Demonstrationen und markigen Reden", sagt Glyn Roberts und strahlt. "Manchmal bringt es nichts, die Vordertür einzutreten. Man geht besser um das Haus rum und schaut nach, ob auf der Rückseite vielleicht ein Fenster offen steht."

Und Tyrone O'Sullivan, der dicke, militante Tyrone mit der pinkfarbenen Fahne, er war nun der Chef. Erster unter Gleichen.

Frühjahr 2003. "Morgen, Tyrone! ", brüllt der Kauenwärter vom Gang aus durch die halb offene Tür zum Chefbüro. "Lass uns für die Klos ab sofort Papierrollen statt Tissues bestellen! "

"Wieso das denn?", brüllt Tyrone zurück. "Rollen sind billiger! "

"Dann bestell von jetzt an eben Rollen! "

"Das müsstest du aber dem Lieferanten bestätigen, Tyrone! " Tyrone O'Sullivan verdreht die Augen. Da ist er nun Chef einer Firma mit fast 30 Millionen Pfund Jahresumsatz und muss entscheiden, womit seine Leute sich den Hintern abputzen. "Diese Klos sind das Letzte", knurrt er, während er in seinem Uralt-Organizer die Telefonnummer des Lieferanten sucht. "Kein Mensch fühlt sich verantwortlich, dass da sauber gemacht wird. Es stinkt wie die Hölle. Mein Gott, wir sind doch Arbeiter und keine Viecher." Endlich hat er die Nummer gefunden. "Tyrone hier, Zeche Tower. Also, wir nehmen ab sofort Klopapierrollen statt Tissues, okay? Rollenhalter? Ja, brauchen wir auch, zehn Stück, oder nee, sechs reichen, für jedes Klo einen."

Das Bergwerk Tower ist jetzt eine Genossenschaft, zu hundert Prozent im Besitz der Beschäftigten, eine kleine sozialistische Zelle, die sich in der rauen Welt des Kapitalismus behaupten, den Traum der Arbeiterbewegung von Sozialismus und Demokratie wahr machen will. Dazu gehört, dass jeder Genosse bei allen wichtigen Entscheidungen mitbestimmt; das Votum einer Kantinenfrau hat das gleiche Gewicht wie Tyrones Stimme. Umgekehrt gehört dazu offenbar auch, dass Tyrone als oberster Genosse seinen Segen sogar zur Klopapier-Beschaffung geben muss.

Tyrone ist das Alphatier der Genossenschaft. " Ja, so eine Art Leitwolf, das bin ich", sagt er ganz unbescheiden. "Erst will ich ins Team, und bin ich einmal drin, will ich Captain werden." So war es früher beim Rugby und später in der Gewerkschaft. Und jetzt, in der Firma, ist es wieder so. Dass er erster Mann würde, stand für ihn fest. "Die wären doch blöd gewesen, wenn sie einen anderen gewählt hätten. Ich bin der Beste für den Job."

Tyrone war 17 Jahre alt, als ihn eines Tages der Rektor aus seiner Berufsschulklasse holte. Ein Kollege seines Vaters stand draußen. Tyrone nannte ihn "Onkel Jack". "Schau mal, Tyrone", sagte Onkel Jack, "es tut mir leid, dein Vater ist heute in der Zeche verschüttet worden. Er ist tot, Tyrone."

In welcher Zeche das geschah? - "In dieser hier. Tower." Als Tyrone Bergmann wurde, mit 15, trat er natürlich gleich in die National Union of Mineworkers ein. Es war die beste Gewerkschaft der Welt. Sie war immer für einen da. Früher, wenn der Vater mal im Krankenhaus lag - wer besuchte ihn? Der Mann von der Gewerkschaft. Und als der Vater tot war - wer half der Mutter bei den Rentenformularen und fragte, was sie sonst noch brauchte? Der Mann von der Gewerkschaft.

Die Geschichten, die der Vater erzählte, waren der Nährboden, auf dem später Tyrones politische Gedankenwelt wucherte. Sie haben ihn gelehrt, dass ein Bergmann vor allem wissen muss, auf welcher Seite er steht. In der Zeche, wo Tyrones Großvater arbeitete, stürzte der einzige Streikbrecher kurz nach Ende des Arbeitskampfes in den Schacht, unter ungeklärten Umständen.

Tyrones Platz war immer auf der Linken. Für junge, tief gläubige Sozialisten wie ihn schien sich Mitte der Sechziger die Welt zum Besseren zu wenden. Sie schauten nach Kuba, Jugoslawien, Vietnam, Frankreich. Die Gewerkschaft gab den Takt an, und Tyrone marschierte. Dem Morgenrot entgegen. Später, in den Siebzigern und Achtzigern, zählte die von ihm straff geführte Gewerkschaftsloge auf Tower zu den militantesten im Land, bei Streiks und Demonstrationen immer vorneweg. Manche, die nicht zu seinen Freunden gehören, berichten von fast stalinistischen Zuständen, einem

erschreckenden Mangel an innerer Demokratie in der Loge, wo allein Tyrones Meinung gezählt habe.

Der Sieg im Kampf um Tower hat Tyrone berühmt gemacht.

Sogar eine Oper erzählt vom Ringen um das letzte walisische Bergwerk; in Swansea wurde sie aufgeführt. Da stehen fiese Manager gegen Tyrone und seine Leute; es geht um die Maloche, um Jobs, um Liebe und Eifersucht. Denn die Bergmannsfrau Susan hat ein Verhältnis ausgerechnet mit dem Zechenmanager Emrys, der die Grube erst dichtmachen und dann billig kaufen will. Zuletzt siegt das Gute: Die Arbeiter bekommen die Zeche, Susan kehrt zu ihrem Mann zurück, und der Chor der Bergleute singt: "Wir geh'n auf neuen Wegen/dem Licht vereint entgegen."

Herbst 2003. Durch das Fenster von Tyrones Büro schaut Glyn Roberts zur Kantinenbaracke. Man kann sehen, wer dort beim Kaffee sitzt. "Was ist die Durchwahl der Kantine?" - "292", ruft Tyrones Sekretärin. Glyn wählt, eine der Kantinenfrauen nimmt ab. "Hier ist Glyn. Sag den vieren, die bei euch sitzen, sie sollen auf der Stelle ihren Hintern bewegen und unter Tage gehen, sonst streiche ich ihnen den Lohn." Kurz darauf eilen vier Männer in Bergmannsmontur aus der Kantine. Glyn und Tyrone lachen. War doch nur ein Scherz.

Jahrelang war der kleine Glyn Roberts Tyrones treuester Gefolgsmann in der Gewerkschaftsloge. Sie kennen sich seit Mitte der Sechziger. Bei Demos trug Glyn immer das Banner der Zeche. Manche sagen, er habe Schwierigkeiten mit dem Rechnen. Tyrone hat ihn zum Personalchef befördert.

Im Fettdunst der Kantine schiebt sich der Gewerkschaftssekretär "Will" Williams fettglänzende Würstchen, gebackene Bohnen und Fritten mit Essig und zäher Soße in den Mund und versucht kauend zu erklären, warum eine Zeche in Arbeiterhand, geführt von einem strammen Sozialisten, trotzdem eine Gewerkschaftsvertretung braucht. "Wir haben schon noch eine Rolle hier auf Tower", setzt er an, "aber eine schwierige." Und worin besteht die? "Nun ja", zögert Will. In der Küche knallt eine der Kantinenfrauen die Aludeckel auf die riesigen Töpfe. "Was Tyrone will, ist nicht immer das, was die Arbeiter wollen." Und was macht die Gewerkschaft dann? "Das ist genau das Problem. Wir haben ja nicht mehr die Schlagkraft wie zu alten Zeiten. Uns ist sozusagen der Feind abhanden gekommen. Okay, wir können mit Streik drohen, aber wahrscheinlich gibt Tyrone einen Scheiß drauf, weil er genau weiß: Es ist eh nur Bluff. Gegen wen sollen wir denn streiken? Uns gehört doch die verdammte Zeche."

Einmal trat das völlig Sinnlose trotzdem ein: Streik. Einen Tag lang fuhr kein Bergmann unter Tage. Einige Kumpel waren mit der neuen Schichteinteilung nicht einverstanden. Aus Solidarität legten die anderen, ermuntert von der Gewerkschaft, die Arbeit nieder. "Sie haben sich verhalten wie zu alten Zeiten", sagt Tyrone. "Immer wenn es Streit mit dem Management gab, hieß es: Lasst uns streiken. Wie bei einem Huhn, dem man den Kopf absäbelt, das rennt auch automatisch." Der Mann, der zum Streik aufgerufen hatte, das war er, Tyrone. "Es ist ein blödsinniger Streik", sagt er, und dann verheddern sich für einen Moment die alte mit der neuen Sicht der Dinge. "Ich bin trotzdem stolz auf die Jungs, dass sie Courage haben und sich nicht vom Management einschüchtern lassen."

Tyrone will Löwen, die ihre Beute reißen, keine Gnus, die panisch davonlaufen. "Millionen Gnus laufen in der Steppe rum. Aber es braucht nur ein einziger Löwe aufzutauchen, schon rennen sie alle los, und der Löwe kann das schwächste Gnu töten." Tyrone beugt seinen massigen Oberkörper über den Schreibtisch: "Dabei müssten sie sich doch nur umdrehen, bevor sie losrennen, und sie könnten alle verdammten Löwen auf der ganzen Welt in Grund und Boden stampfen. Warum sind sie nur so doof, diese Viecher?"

Derzeit werden in der Genossenschaft wieder die Messer gewetzt. Es soll mehr Geld für alle geben, wie jedes Jahr seit dem Buyout. Tyrone hat drei Prozent angeboten, nachdem im vorigen Herbst und in diesem Frühjahr jeder Beschäftigte schon mal 1000 Pfund Bonus und weitere 1000 Pfund Dividende einstreichen konnte. Drei Prozent mehr: Das macht etwa 130 Pfund im Monat für Finanzdirektor Geoffrey Davies, den Mann mit dem dicksten Gehalt, während die Frauen in der Kantine nur 20 oder 25 Pfund mehr mit nach Hause nehmen. Das ist nicht gerecht, erklärt die Gewerkschaft, weil der Abstand zwischen den "fetten Katzen" und den Malochern noch größer würde. Schlimmer noch: Es sei ein Verrat am Sozialismus. Die Arbeitervertretung verlangt eine andere Aufteilung: Der gleiche Geldbetrag für alle. So geht Sozialismus, findet die Gewerkschaft.

Das ist kein Sozialismus, findet Tyrone. Wer viel Verantwortung trägt oder sich unter Tage die Knochen ruiniere, solle hin und wieder mehr belohnt werden als jene mit einem lauen Job, die bei der Arbeit rumsitzen und fernsehen können. Und überhaupt: In welcher Welt lebt bloß diese Gewerkschaft? Wenn der Sozialismus irgendwo existiert, dann doch wohl auf Tower.

Einmal konnten sie drei Monate nicht ein Gramm Kohle fördern, weil nach einem Erdbeben Methangas aus einem stillgelegten Stollen in den Schacht geströmt war. In diesem Jahr machte die Genossenschaft mehr als drei Millionen Pfund Verlust. "Trotzdem haben wir die ganze Zeit den vollen Lohn gezahlt", sagt Tyrone. Das sei doch wohl Sozialismus. Jedes andere Bergwerk wäre unter diesen Umständen dichtgemacht worden.

Die Zeche gehört jetzt zwar allen Kumpels. Aber wer sich etwas einsteckt, bekommt Ärger

Letztens hat Glyn, der Personalchef, einen Arbeiter beiseite genommen. "Ich hab' gehört, deine Frau hat Brustkrebs", hat er zu ihm gesagt. " Jetzt mach, dass du nach Hause kommst, und lass dich nicht wieder blicken, bevor deine Frau okay ist." Zwei Monate kam der Mann nicht zur Arbeit, die Zeche hat den vollen Lohn gezahlt. So etwas wäre mit der Kohlebehörde undenkbar gewesen. Wer in finanziellen Schwierigkeiten ist, bekommt von der Genossenschaft Kredit, zinslos, auf zwei oder drei Jahre.

"Diese Gewerkschaft! ", zischt Tyrone, und sein Gesicht ist wieder so rot wie an jenem Herbstmorgen, als er die schweinchenrosafarbene Fahne wehen ließ. "Statt die Rebellion gegen mich anzuführen, sollte sie den Arbeitern sagen: Verpisst euch, ihr verdient hier mehr Geld als in jeder anderen Firma in Süd-Wales. Ihr kriegt 37 Tage Urlaub, anderthalb Jahre vollen Lohn, wenn ihr krank seid, der Lohnabstand zwischen den fetten Katzen und den Arbeitern ist kleiner als in jedem anderen Unternehmen in

ganz Europa. Wir sponsern das Rugbyteam. Wir finanzieren die Bergmannskapelle. Und ihr seid immer noch nicht zufrieden? Was, zur Hölle, wollt ihr denn noch?" Da spricht nicht Tyrone, der Held der Arbeiter. Da spricht Tyrone, der Unternehmer. Die Fakten sprechen für ihn. Auf Tower verdient niemand weniger als 18 000 Pfund und keiner mehr als 54 000 Pfund im Jahr. "In anderen Firmen mit ähnlichem Umsatz kriegen die Manager locker 150 000 Pfund", sagt Tyrone. "Aber genau das wollen wir eben nicht. 54 000 sind doch auch eine schöne Summe, da kann sich doch niemand beschweren."

Der Mann, der wenige Jahre zuvor noch vom Generalstreik gegen die Thatcher-Regierung träumte und Kampflieder singen ließ, propagiert nun einen ganz anderen Sozialismus. "Ich sage immer", hebt er an, als ob er das früher auf jeder Demonstration verkündet hätte, "wenn du deinen Job nicht gewissenhaft machst, bringt dieses ganze Links-Getue überhaupt nichts. Was heißt es denn, Sozialist zu sein? Fahnen tragend durch die Gegend zu latschen? Das bringt etwa so viel wie Pissen gegen den Wind." Betriebsrente, Urlaub, gute Löhne für alle: Das sei nur finanzierbar, wenn die Zeche Profit mache. "Alles andere ist Blödsinn. Sei ein guter Arbeiter und bring so viel Kohle nach oben wie möglich. Das ist das oberste Prinzip für einen guten Sozialisten."

Einige wollten das gemeinsam Erkämpfte gern für sich allein ausschlachten. Auch auf Tower gab es immer den einen oder anderen, der sich nach Schichtende ein paar Eimer Kohle einfach so mitnahm, für den Ofen daheim. "Aber nach dem Buyout kamen sie mit Pick-ups hier an, um Kohle aufzuladen", sagt Brian Loveridge, der Security-Chef der Zeche. Letztens sah er, wie ein Arbeiter Stahlträger in seinen Wagen lud. "Was machst du denn da?" - "Och, die brauch' ich für den Anbau zu Hause." - "Aber du kannst sie doch nicht einfach mitnehmen." - "Wieso? Die gehören doch mir." - " Ja, aber sie gehören nicht nur dir, sondern auch all den anderen Leuten, die hier arbeiten." Verstanden hat der Mann es nicht, glaubt Loveridge.

Kürzlich hat sich ein Kumpel krankgemeldet, kaputtes Knie. Die Genossenschaft zahlt ihm 480 Pfund die Woche, den vollen Lohn. Vor ein paar Tagen fuhr Tyrone mit dem Auto an ihm vorbei, wie er die Straße hinaufstapfte, in Arbeitsmontur, zwei schwere Eisenträger auf der Schulter.

Tyrone vermisst in solchen Fällen die Unterstützung der Gewerkschaft. Wenn er, Tyrone, noch in der Gewerkschaft zu bestimmen hätte, würde er solchen Schmarotzern den Lohn kürzen. Oder sogar streichen. "Ich hab' immer auf Disziplin gepocht. Ist doch ganz egal, ob du Streikposten organisierst oder eine Firma führst. Wenn du die Disziplin verlierst, hast du alles verloren." Wenn er, als er noch Gewerkschaftssekretär war, jemanden beim Rauchen unter Tage erwischte, "dann hab' ich dafür gesorgt, dass er gefeuert wurde. Ich als Gewerkschaftssekretär, nicht der verdammte Manager." Und jetzt? Jetzt musste die Genossenschaft das Krankengeld für alle Beschäftigten kürzen, weil einige es ausgenutzt haben. Und die Gewerkschaft habe zugesehen.

"Sind Sie denn noch in der Gewerkschaft?"

" Ja, aber sie wollen nicht, dass ich zu den Versammlungen komme." Tyrone sieht auf einmal sehr müde aus.

Ein schlimmer Verdacht wuchert unter den Kumpels: Tyrone, ihr Tyrone, habe vergessen, wo er herkomme; er begehe Verrat am Sozialismus, den er mal gepredigt hat

wie kein anderer auf Tower. Ein Wendehals. Das Sein bestimmt das Bewusstsein. "Was ist nur geschehen mit einigen unserer früheren Arbeitskameraden?", fragt die Gewerkschaft auf einem Flugblatt. "All die Jahre haben sie mit uns Streikposten gestanden, sind landauf, landab auf Demonstrationen marschiert. Und jetzt treten sie die sozialistischen Prinzipien, auf denen die Firma gegründet ist, mit Füßen."

- "Wenn wir den Sozialismus und die Arbeiterdemokratie hier nicht gehabt hätten, wär' ich jetzt Millionär", kontert der Angegriffene. "Ich mach' das doch alles für die Arbeiter, nicht für mich."

Bisher haben sie immer noch für ihn gestimmt, wenn er zur Wiederwahl als Genossenschaftsvorsitzender antrat. Der gerissene Taktiker ließ öffentlich abstimmen, per Handzeichen. "Da gehen dann nur drei oder vier Hände hoch", sagt Tyrone und lacht. "Natürlich weiß ich, dass insgeheim mehr Leute gegen mich sind, aber die haben nicht den Arsch in der Hose, mir öffentlich zu sagen, dass ich mich zum Teufel scheren soll."

Langsam beginnt der Gründungsmythos des einzigen britischen Bergwerks in Arbeiterhand zu verblassen. Das Kollektiv verliert an Bedeutung, zu den vierteljährlichen Genossenschafts-Vollversammlungen kommen immer weniger. Es ist so eine Sache mit der Demokratie, wenn daheim eine leckere Nierchenpastete wartet.

Jeder prüft seine Optionen. Vor dem Buyout besaß keiner der Bergleute eine Aktie. Für einen guten Sozialisten gehörte sich das nicht. Jetzt sind sie alle Aktionäre, Volkskapitalisten, und in den vergangenen sechs Jahren konnten sie zusehen, wie der Wert ihrer Anteile stetig stieg - von anfangs 8000 auf zwischenzeitlich bis zu 33 000 Pfund. Da gerät so mancher ins Grübeln. Sollte man jetzt kündigen und die 33 000 Pfund mitnehmen? Oder noch ein paar Jahre unter Tage dranhängen, dann wären es vielleicht 60 000? Aber wer weiß schon, ob der Wert der Anteile nicht irgendwann sinkt? Vielleicht wäre es gut für den Profit der Zeche und den Wert der eigenen Anteile, wenn ein paar Kumpels weniger an Bord wären. Ohne es zu ahnen, sind die braven Bergleute in die Fänge des Shareholder Value geraten - jener eisigen Gedankenwelt, die sie als einfache Malocher ohne Verantwortung für das Wohl eines Unternehmens nur verachtet haben.

Die Versuchung ist groß, besonders für die Älteren. "Wenn sie sehen, dass ihre ehemaligen Kollegen im März ans Meer fahren und erst im Oktober zurückkommen", sagt Glyn, der Personalchef, "denken sie sich: Warum zum Teufel lassen die es sich gut gehen, während ich immer noch jeden Morgen um sechs in die blöde Zeche einfahre?" Wer 35, 40 Jahre geschuftet hat, darf so denken. 33 000 Pfund reichen für die kleinen Träume eines Bergarbeiters. Ein Wohnwagen am Meer zum Beispiel.

25. Januar 2008. Es ist ein stummer Marsch, ohne Gesang und ohne Bergwerkskapelle, ein Trauerzug, von der Zeche weg die lange Straße hinab. Zum letzten Mal weht das Tower-Banner. Britanniens einzige Zeche in Arbeiterhand existiert nicht mehr.

Sieben Millionen Tonnen Kohle haben sie in 13 Jahren aus dem Berg geholt. Nun ist keine Kohle mehr da. "Es gab keine Alternative zur Stilllegung", sagt Tyrone. "Wenn wir bei den heutigen Energiepreisen noch Kohle für drei oder vier Jahre hätten, könnten wir ein Vermögen machen." Das sozialistische Experiment ist beendet. Die walisische

Nationalversammlung verfasst eine feierliche Erklärung: "Die Bergleute von Tower haben uns allen gezeigt, wie wichtig es ist, dass Menschen den Mut und die Zuversicht haben, ihr Schicksal und ihre Entscheidungen selbst in die Hand zu nehmen." Schöne Worte.

November 2008. Ein Bungalow an der Küste, 50 Kilometer von Tower entfernt. Ein gut gelaunter Tyrone sitzt in karierten Filzpantoffeln im Wohnzimmer und knallt die Lokalzeitung vom Vortag auf den Tisch. "Neue Hoffnung für die Täler! ", steht auf Seite eins. "Bis zu 1000 Jobs auf ehemaligem Zechengelände." Dazu sein Foto. Er wird gefeiert wie der Messias. "Tyrones Magie könnte unsere Täler wieder erstrahlen lassen", schreiben sie. "Wenn jemand hier für Arbeit sorgen kann, dann ist es dieser Mann. Schon einmal hat er bewiesen, dass er Wort hält."

Tyrones neuester Coup ist mindestens so kühn wie seinerzeit das Buyout. In den nächsten zehn Jahren will er die 1100 Hektar große Tower-Brache in einen Wohn-, Gewerbe- und Freizeitpark verwandeln und bis zu 1000 Leuten Arbeit bringen. "Ich möchte, dass die heute Dreijährigen hier Arbeit finden, wenn sie 16 oder 17 sind, statt ihre Heimat zu verlassen." Das ehemalige Kohlerevier ist die ärmste Gegend in Wales. Nach dem Zechensterben der achtziger Jahre verfielen die Dörfer. Schon montags warten die Jungs aus den Tälern aufs Wochenende, aufs Saufen und die freudlose Erleichterung mit den Kleinstadt-Schlampen. In Pen-ywaun, wo Glyn Roberts jetzt im Gemeinderat sitzt, beziehen 82 Prozent aller Haushalte Unterstützung vom Sozialamt.

Die Zeche ist tot, der Geist von Tower lebt. Für den Traum von 1000 Jobs. Tyrone hat ein neues Unternehmen gegründet, ein Joint Venture aus der Tower-Kooperative und zwei Firmen mit Expertise in Landschaftssanierung und Projektentwicklung. Der Andrang war groß, die Tower-Genossen hatten freie Auswahl.

Genug Geld ist da. Besser: Es wird da sein. Vier Millionen Tonnen genossenschaftseigene Kohle liegen noch auf dem Zechengelände, teils nur wenige Meter unter der Erdoberfläche. Jetzt, da der Untertagebetrieb eingestellt ist, kann sie günstig abgebaggert und ans nahe Kraftwerk Aberthaw verkauft werden. "Das Geld, das wir benötigen, um unseren Traum zu erfüllen, verdienen wir selbst. Wir müssen nicht um Subventionen betteln."

Das Kohlerevier will nicht sterben. Die Zukunft lässt sich aber verdammt viel Zeit

Die aktuell 284 Tower-Aktionäre stehen hinter Tyrone. Nicht einer habe in der Vollversammlung gegen ihn gestimmt, erzählt der oberste Genosse. Obwohl sie selbst von den versprochenen neuen Jobs gar nichts haben. Die Älteren sind nach Stilllegung der Zeche in Rente gegangen, die anderen arbeiten fast alle wieder als Bergleute. Steigende Energiepreise haben der Kohle eine Renaissance verschafft. Zwei neue kleine Bergwerke wurden in der Nähe eröffnet; fast 150 ehemalige Tower-Kumpel arbeiten jetzt dort. Die Zechen griffen sofort zu. Erfahrene Bergleute sind gefragt. Die ehemaligen Tower-Arbeiter erfahren jetzt, wie es ist, wenn man nur Malocher ist und nicht Eigentümer. Sie verdienen weniger als früher, und statt 37 gibt es 26 Tage Urlaub.

Nur eine Handvoll Genossen hat sich auszahlen lassen. Tyrone hat das Statut der Kooperative ändern lassen. Seither hat die Genossenschaft Anteile nur noch zurückgekauft, wenn sie es sich leisten konnte - und das war meist nicht der Fall.

Insgeheim hoffen die Genossen, dass der Wert ihrer Anteile steigt, wenn Tyrone erst die Planungsgenehmigungen unter Dach und Fach hat und das Land, ihr Land, an Investoren verkauft wird. Dann haben sie zum ersten Mal im Leben richtig viel Geld, 30 000 oder 50 000, vielleicht 100 000 Pfund, wer weiß. "Und wenn es nur 50 Pfund pro Woche sind", sagt Tyrone. "Das zählt für einfache Bergleute. Sie können sich einen Urlaub in der Sonne leisten. Oder etwas für die Kinder oder Enkel zurücklegen."

Nun hat Tyrone einen dicken Stein ins Wasser geworfen und schaut, welche Wellen er schlägt. Noch erscheint sein Plan zur Wiederbelebung der Region vage. 1000 Jobs sollen entstehen, aber welche? Bisher hat es, trotz großzügiger Zuschüsse und schlüsselfertiger Fabrikhallen, kaum jemand geschafft, einen seriösen Investor in die abgelegenen Täler zu lotsen. "Ich hab' keine verdammte Ahnung, was für Jobs das sein werden", sagt Tyrone. "Aber genau das ist doch das Tolle. Alles ist offen, alles ist möglich." Das Konzept sollen die Joint-Venture-Partner nach und nach gemeinsam mit den Gemeinden schmieden.

Natürlich hat Tyrone Ideen. Ein Energie- und Umweltpark wäre prima. Ein Wohngebiet mit Sport- und Freizeiteinrichtungen, hoch über den Dörfern, inmitten der Natur. Einzelhandel, damit die Leute zum Einkaufen nicht ins grottige Merthyr Tydfil müssen. Natürlich werde man an die Vergangenheit erinnern, als jedes Dorf noch eine Zeche hatte. Aber keine Disneyland-Fassade für Industrieromantiker mit den rührseligen Geschichten von Staublunge und Streik. "Wir haben viel Spannenderes zu erzählen", sagt Tyrone. "Die Tower-Story. Wie 239 Bergleute es allen gezeigt haben und später 1000 Jobs für ihre Kinder und Enkel geschaffen haben, statt das Geld einzusacken."

Ein paar Jahre will Tyrone noch dranhängen. "Bis dahin will ich alle Genehmigungen in der Tasche haben. Damit es nicht mehr geändert wird, wenn ich weg bin." Keuchend holt er Luft. Er nimmt seine Medikamente nicht. Er ist 63. Treppen schafft er kaum noch. Er weiß, dass er von den 120 Kilo runter muss, dass er die Flasche Whisky pro Woche streichen sollte, das fette Essen, die drei, vier Liter Bier am Freitagabend. Er macht nicht den Eindruck, als wolle er gleich morgen damit beginnen.

Und was wird aus dem Sozialismus, den sie auf Tower immer hochgehalten haben? Die Partner im Joint Venture sind knallharte Kapitalisten. Tyrone und die Seinen haben vorgesorgt: Die Genossenschaft hält 65 Prozent der Anteile; im Aufsichtsrat sitzen vier Tower-Genossen und vier von den anderen. "Und ich. Mit Vetorecht. Wir behalten die Kontrolle", sagt Tyrone. Damit aus den 1000 Arbeitsplätzen keine 1000 Jobs zu Hungerlöhnen werden. "Es ist unser Land, unsere Idee, unser Projekt", sagt Glyn Roberts. "Wir lassen uns das von niemandem wegnehmen." Er hofft, dass Tyrone den Tag noch erlebt, an dem sie vor dem Förderturm einen Torbogen enthüllen, aus weißem Marmor vielleicht, und noch einmal das Lied von der roten Fahne singen. Ein Denkmal mit den Namen von fünf Frauen und 234 Männern, in Stein gemeißelt. Die bewiesen haben, dass der Traum von Solidarität nie erlischt. Jedenfalls nicht in den Tälern von Süd-Wales.

Tyrone glaubt an seinen Traum. "Ich bin kein Märchenonkel.

Was wir in diesen 15 Jahren erreicht haben, ist ja auch keine Legende." Dann kneift er die Augen zusammen und zischt: "Vor 20 Jahren haben sie uns geprügelt und

gedemütigt. Sie dachten, dass sie uns erledigt haben. Sie haben sich getäuscht, die Bastarde. Wir sind Bergleute aus Wales. Wir kommen zurück."

16) Ein ordentlicher Hurensohn

"Land ohne Gesetz" - so nennt man in Brasilien jene Region, in der so viel Regenwald zerstört wurde wie kaum sonst auf der Welt. Jetzt endlich will ein Mann, vom Staat dazu beauftragt, das Geschäft der illegalen Holzfäller trockenlegen. Ein Job mit Lebensgefahr.

Von Juan Moreno, DER SPIEGEL, 06.04.2009

Der Mann, der den Regenwald retten soll, trägt ein weites, kurzärmeliges Hemd, das wenig knittert. Er fährt einen Kleinwagen und hält einen braunen Aktenkoffer fest, in dem er sauber beschriftete Mappen aufbewahrt. Die Schuhe des Mannes sind geputzt, die Bügelfalten seiner Stoffhosen makellos. Der Mann, der den Regenwald retten soll, könnte auch Haushaltswaren an deutschen Wohnungstüren verkaufen.

Roberto José Scarpari hat seinen grauen VW Fox auf dem Vorhof der Ibama-Zentrale geparkt, der Umweltschutzbehörde in Brasilien. Um neun beginnt sein Dienst. Scarpari ist pünktlich. Er ist immer pünktlich, ein freundlicher Herr mit unreiner, heller Haut und kleinen, wachen Augen. Der Hof der Ibama ist vollgestellt mit Holzstämmen, Holzbohlen und Brettern verschiedener Größe. Es gibt kaum freie Stellen. Alles, was hier steht, ist konfisziert, alles illegal geschlagenes Edelholz. Scarpari hat viel gearbeitet in den vergangenen Wochen.

Heute früh hat er einen Tipp bekommen. Eine Gruppe Männer soll in der Gegend Harthölzer schlagen. Scarpari sagt, er werde zwei, vielleicht drei Tage brauchen, um sie zu finden. Er wartet auf die Männer, die ihn begleiten sollen, auf Verbündete.

Auf dem Hof stehen bisher aber nur Gegner. Waldarbeiter, die an diesem Tag gekommen sind, um sich Abholzgenehmigungen zu holen. Ein kräftiger, bulliger Mann, dem zwei Schneidezähne fehlen, schaut Scarpari an wie einen Eindringling. Umweltbeamte im Amazonas-Gebiet, die ihre Arbeit ernst nehmen, sind in einer Gegend, in der die Menschen vom Holz leben, nicht sehr beliebt, und Scarpari wird gehasst.

Roberto José Scarpari hat die Aufgabe, Brasiliens Holzmafia zu jagen. Er soll die Banden aufhalten, die mit Kettensägen und Bulldozern den Regenwald zerstören. Dafür hat ihn die Umweltschutzbehörde hierhin versetzt. Seit anderthalb Jahren ist Scarpari in Altamira, das im Bundesstaat Pará liegt, mitten im brasilianischen Regenwald.

Wahrscheinlich ist es einer der miesesten Jobs, den die Leute aus Brasília zu vergeben haben. Pará, zweitgrößter Bundesstaat Brasiliens, zweimal so groß wie Frankreich, wird "terra sem lei" genannt, Land ohne Gesetz. 40 Prozent der Holzproduktion, 60 Prozent des Holzexports Amazoniens stammen von hier. Nirgendwo sonst ist in den

vergangenen Jahren so viel Regenwald zerstört worden, meistens illegal. In Pará treffen schwerbewaffnete Holzdiebe auf Gesetze, die niemand durchsetzt.

Scarpari ist nicht nur für Altamira zuständig, dessen Gemeindegebiet größer ist als England. Er soll, darüber hinaus, über eine Region von 250 000 Quadratkilometern wachen. Über eine Fläche, in die dreimal Österreich passen würde.

15 Beamte, drei Geländewagen und bei Bedarf einen Hubschrauber hatte man Scarpari versprochen, als er den Job antrat. Es hörte sich gut an. Die Wirklichkeit ist, dass mittlerweile sechs seiner Mitarbeiter wegen Korruptionsverdachts vor Gericht stehen, zusammen mit seinem Vorgänger, dem ehemaligen Ibama-Chef von Altamira. Außerdem ist einer der Geländewagen meistens kaputt, und den Hubschrauber sieht Scarpari nur, wenn jemand aus der Hauptstadt Brasília einfliegt.

Brasilien soll etwas tun gegen die Abholzung. Die Welt appelliert an die Verantwortung des Landes für das Weltklima, vor allem Europa, das seine Urwälder schon vor Jahrhunderten abgeholzt hat.

Zur Beruhigung des globalen Umweltbewusstseins sendet Brasiliens Regierung immer mal wieder kämpferische Nachrichten in die Welt; schnürt Maßnahmenpakete, wenn der Druck wächst; oder lässt, wie im vergangenen Jahr, Hunderte Polizisten in den Regenwald los, die dann in Operationen mit entschlossenen Namen ("Feuerring") für Recht und Ordnung sorgen, angeblich.

Die Wirklichkeit wird eher von Zahlen abgebildet: 20 Prozent des brasilianischen Regenwalds sind unwiederbringlich weg, weitere 20 Prozent sind durch Einschlag schwer beschädigt. Es sind Zahlen, die für Anarchie sprechen. Wenn man Roberto José Scarpari ein paar Tage lang bei der Arbeit begleitet, bekommt man ein Bild davon, wie die Kräfteverhältnisse wirklich sind am Amazonas, ob der Regenwald eine Chance hat oder nicht.

Scarpari hat auf einem großen Tisch Frachtpapiere ausgelegt, die er vor ein paar Tagen bei einer Kontrolle auf der Transamazônica eingesammelt hat, der staubigen Fernstraße, die sich durch das Amazonas-Gebiet zieht. Scarpari zeigt auf ein Papier und sagt: "Eigentlich gut gemacht." Ein weißer Bogen mit Stempeln, Wappen und Unterschriften. Er ist für das Fahrzeugmodell XR 250 ausgestellt, angeblich ein Lastwagen mit 18 Tonnen Zuladung. Ein XR 250 ist aber kein Lastwagen, sondern ein Geländemotorrad von Honda.

So wie die Holzdiebe Frachtpapiere nachmachen, fälschen sie auch Eigentumsurkunden. Manche legen sie in Kisten mit Heuschrecken, um sie älter aussehen zu lassen. Es dauert Monate, manchmal Jahre, bis eine Behörde geprüft hat, ob die Papiere echt sind. Und falls sich die Urkunden als Fälschung herausstellen, klagt der Holzfäller. Bis ein Gericht entschieden hat, ist jeder Kubikmeter Holz, der sich auf dem Land zu Geld machen lässt, fort. Wer sollte das verhindern? Scarpari und die anderen neun?

Scarpari ist Agraringenieur, er stammt nicht aus der Gegend. Er will Karriere machen in der Umweltbehörde. In Altamira aufgeräumt zu haben kann gut für die Karriere sein. Es dauerte ein bisschen, bis Scarpari merkte, dass es schwierig werden könnte. Bis er merkte, wie viele Gegner er haben würde.

José Belarmino di Souza nennt Scarpari "einen verdammten Hurensohn". Berlarmino ist Vater von drei Kindern, zwei von ihnen sitzen hinter ihm auf der weißen Honda, er bringt sie gerade zur Schule. Am Lenker hängt eine Krücke. Belarmino hat nur ein Bein. Vor acht Jahren verlor er das andere beim Entladen eines Holzlasters, die Stämme waren schlecht gesichert, einer löste sich. Es musste knapp über dem Knie amputiert werden. Auto kann Belarmino nicht mehr fahren, Motorrad geht.

Belarmino trägt ein beigefarbenes T-Shirt und eine dunkle Hose, die ihm seine Frau umgenäht hat, damit man den Beinstumpf nicht sieht. Er ist 35 Jahre alt, ein herrischer, lauter Mann, dessen Hände beim Sprechen nur selten stillstehen. Seit 26 Jahren arbeitet er für seinen Chef. Belarmino hat nie etwas anderes gemacht, als mit illegal geschlagenem Holz zu arbeiten. Das Dorf hätte keine Straße, wenn es seinen Chef nicht gäbe, sagt er.

Vor einem halben Jahr machte Scarpari das Sägewerk dicht, in dem Belarmino arbeitete. Es liegt in Pontau, einem winzigen Dorf, hundert Kilometer nördlich der Transamazônica, mehrere Autostunden von der Zentrale der Umweltschutzbehörde entfernt. Pontau besteht aus ein paar Hütten, es gibt keinen Strom, keinen Arzt, nicht mal eine öffentliche Straße, die meisten Kinder im Dorf haben Malaria. Es gibt nur einen illegalen Pfad, den Belarminos Chef in den Urwald geschlagen hat.

Bäumeabholzen ist die einzige Arbeit, die es in Pontau gibt. Die Menschen hier würden ohne Arbeit nicht verhungern, Maniok, Pfeffer, Kakao, Mango, sogar Kaffee wächst, der Fluss ist voller Fische. Aber sie wollen Kühlschränke, Videorecorder, einen Arzt, der sich um die Kinder kümmert, die Malaria haben.

"Am Tag, an dem dieser verfluchte Hurensohn das Sägewerk zugemacht hat, habe ich kein Geld verdient", sagt José Belarmino di Souza.

Es war nur ein einziger Tag, aber Belarmino hat ihn nicht vergessen. Kurz nachdem Scarpari weg war, wurde das Sägewerk wieder in Betrieb genommen, es arbeitete einfach weiter, so wie es acht Jahre lang gearbeitet hatte. In der Regenzeit ist das Werk von der Außenwelt abgeschnitten, Scarpari kann es gar nicht kontrollieren. Seit acht Jahren wird hier illegales Holz zugeschnitten.

"Was sollen wir denn sonst tun?", fragt Belarmino, der sich an das Motorrad gelehnt hat. "Gibt mir Ibama Arbeit, tut Ibama das?" Belarmino schlägt mit der Krücke auf den Boden. "Hurensöhne, verfluchte."

Roberto José Scarpari steht inzwischen mit vier Militärpolizisten und seinem Ibama-Kollegen Pedro Mesquita auf einem Parkplatz in Anapu. José, Sebastião, Aldimir und Wester, die vier Polizisten, tragen grüne Uniformen, dazu schusssichere Westen und Schnürstiefel. Sie schwitzen, es ist ein heißer, schwüler Tag. An Scarparis Gürtel pendelt eine 38er. Die Polizisten halten ihre israelischen Maschinenpistolen im Anschlag.

Zwei bis drei Tage werde es dauern, hatte Scarpari gesagt. Sie gehen Holzdiebe jagen.

Das Dorf Anapu besteht aus einem kurzen Streifen asphaltierter Transamazônica, heruntergekommenen Häusern, Lkw-Werkstätten und wenig mehr. Die Bank, die es mal gab, wurde 2006 ausgeraubt und nie wieder eröffnet. Am Anfang des Dorfes steht eine

Tankstelle. Tagsüber parken 12, 14, manchmal mehr Lastwagen auf dem Gelände. Alle unbeladen. Scarpari sagt: "Die fahren das Holz nur noch nachts."

Es klingt nach einem kleinen Sieg. Früher wurde auch am Tag transportiert. Es interessierte niemanden. Seit Scarpari da ist, haben sich die Arbeitszeiten für Lkw-Fahrer in Altamira geändert.

Die Gruppe steigt in die Wagen. Kurz nach Anapu steigen zwei junge Männer ein. Sie kennen den genauen Ort der Rodung. Sie arbeiten für einen Großgrundbesitzer, dem das Land rechtmäßig gehört. Da, wo gerade das Holz geschlagen wird, darf nicht mal der Eigentümer Bäume fällen.

"Wie viele sind es?", fragt Sebastião. Er ist seit fünf Jahren bei der Militärpolizei.

"Sie wüten schon seit ein paar Monaten und schaffen jede Nacht riesige Baumstämme raus. Dutzende Lastwagen, Tag für Tag", sagt einer der beiden.

"Wie viele?"

"Über 30. Schwerbewaffnet, Pistolen, Gewehre, alles Mögliche."

Sebastião sortiert seine Munition. José, sein dünner Kollege, der bisher kubanische Revolutionslieder gehört hatte, steckt die Kopfhörer weg. Sebastião hat drei Magazine mit jeweils 30 Schuss. José zwei Magazine. Die anderen beiden in dem zweiten Wagen vermutlich noch mal so viel. "Und Scarpari hat nur die 38er?", fragt Sebastião.

Sein Kollege José nickt.

Sebastião zählt die Munition erneut. Die anderen sind über 30 und schwerbewaffnet, sie sind zu viert und haben ziemlich genau 306 Schuss.

"Das ist zu wenig."

Seit Anfang der siebziger Jahre sind fast 800 Menschen in Pará, dem Land ohne Gesetz, von der Holzmafia oder Großgrundbesitzern ermordet worden; Menschenrechtler, Umweltaktivisten, Landarbeiter, Geistliche. In all den Jahren kam es zu genau drei Verurteilungen.

Eigentlich haben die Männer im Wald kein Interesse daran, jemanden wie Scarpari zu erschießen. Ihre Waffen tragen sie eher zum Schutz gegen andere Banden oder um die Eigentümer der Bäume zu bedrohen. Scarpari ist ein Bundesbeamter. Das wagen sie nicht, hatte Scarpari auf dem Parkplatz gesagt.

Scarpari und die Männer verlassen die Transamazônica. Ein schmaler Weg windet sich Richtung Norden durch Weideflächen. Es ist schwer zu glauben, dass hier mal Regenwald stand. Auf den Kuppen der Hügel erkennt man noch große, verkohlte Paranussbäume, die nicht umgefallen sind. Einige der Flächen brennen noch immer. Feuer ist die schnellste Art, Land zu roden. In einiger Entfernung grasen indische Kühe. Sie vertragen die Hitze im Amazonas-Gebiet besser als argentinische Angus-Rinder. Man sieht keine Menschen.

Sebastião schaut aus dem Fenster. "Wer hier als Fremder ohne Waffe aussteigt, begeht hundertprozentig Selbstmord." In der Gegend möge man keine Fremden. Fremde machen Scherereien.

Ein paar Minuten später stehen die zwei Autos vor einem verlassenen Lastwagen, einem alten Mercedes-Fabrikat. Er hat drei riesige Holzstämme geladen, je zwölf Meter lang. Brasilianische Zeder, ein Angelim Pedra und ein Massaranduba. Wert: 3500 Reais, schätzt Scarpari, über 1000 Euro. Aber er kennt die europäischen Preise nicht. Schlagzeugsticks aus Massaranduba-Holz kosten in Deutschland rund 40 Euro. Man kann sehr viele solcher Sticks aus einem zwölf Meter langen Stamm machen.

"Die können noch nicht weit sein. Der Motor ist noch warm", sagt Scarpari. Er läuft um den Lastwagen, auf dem Boden entdeckt er eine zertrümmerte Autobatterie. Offenbar hat der Fahrer den Lastwagen verlassen. Wer mit illegalem Holz erwischt wird und das Pech hat, an einen Beamten zu geraten, der sich ans Gesetz hält, muss seinen Lastwagen abgeben. Gesetz Nummer 9.605/98.

Scarpari hatte niemandem am Morgen gesagt, wohin sie fahren würden. Nicht den vier Polizisten, nicht seinem Kollegen Pedro. "Vielleicht hat uns jemand während der Pause in Anapu gesehen", sagt Pedro.

Scarpari fotografiert das Nummernschild, die Fahrzeugnummer und reißt einige Kabel aus dem Motorraum. Falls der Fahrer mit einer neuen Autobatterie zurückkommt, soll er nicht gleich losfahren können.

"Der Lastwagen ist illegal. Das Holz, das er transportiert, ist illegal. Die Wiesen hier dürfte es nicht geben, die Brandrodung vorhin war illegal, die Kühe sind illegal, sogar der verdammte Weg, auf dem wir stehen, ist illegal. Hier ist alles illegal", sagt Scarpari.

Der Pfad wird immer schmaler, die Autos kommen nur im Schritttempo voran. Nach 50 Kilometern kehrt langsam der Regenwald zurück. Man hört Affen und Vögel, die Baumkronen halten die Sonnenstrahlen ab. Immer wieder liegen kurz zuvor gefällte Stämme quer über dem Weg. Irgendjemand möchte nicht, dass die Männer weiterfahren.

Die Autos umkurven die Hindernisse, so lange, bis nach zwei Stunden ein Stamm den Pfad blockiert, der sich weder umfahren noch bewegen lässt. Der Stamm liegt da wie eine letzte Warnung. Es ist kurz vor sechs, langsam wird es dunkel. "Wir kommen morgen mit Kettensägen wieder", beschließt Scarpari. Der Baumstamm liegt da noch nicht lange. Die 30 Holzdiebe müssen in der Nähe sein. Nachts sollte man nicht in einer Gegend mit Holzdieben sein, nicht mit 306 Schuss.

Sie setzen zurück und fahren denselben Pfad zurück. José hört wieder Revolutionslieder, Sebastião denkt laut darüber nach, was wohl der Fußballer Ronaldo mit drei Transvestiten im Zimmer wollte, und die beiden Angestellten des Großgrundbesitzers dösen, es sieht aus wie die gemütliche Heimfahrt in den Feierabend. Aber es gibt keinen Feierabend im Land ohne Gesetz.

Die Geländewagen bremsen vor dem Lastwagen mit den drei Holzstämmen. Zwei Männer liegen darunter, mit Werkzeug in den Händen. José und Sebastião springen aus dem Auto, sie richten die Waffen auf die Männer und sehen nicht aus, als würden sie zögern zu schießen.

"Eure Hände will ich sehen", brüllt Scarpari. "Eure Hände!"

Sebastiãos Kollegen suchen die umliegenden Büsche nach Waffen ab.

Die beiden Holzdiebe erkennen, dass sie verloren haben. Sie legen ihre Hände auf den Kopf und stellen sich an den Laster.

Patrick ist 19 Jahre alt, Martin 22. Ein Mann habe sie angerufen und sie gebeten, den Lastwagen zu reparieren, sagen sie.

"Name des Mannes?", fragt Scarpari.

"Matacavalo oder so."

Der Pferdetöter?

"Das ist ein Spitzname."

"Ich kenne den Mann nicht. Ich bin nur ein Mechaniker, und das ist mein Lehrling."

Patrick und Martin sind aus Paracajá, einem kleinen Nest, zwei Stunden von hier. Natürlich wissen sie, wem der Lastwagen gehört, er gehört ihrem Chef. Sie sagen es nicht.

"Festnehmen", sagt Scarpari müde.

Mittlerweile ist es kurz nach zehn, und die Bilanz des Tages heißt: zwei Gefangene und ein Lastwagen Holz. Ein guter Tag für den Regenwald, ein schlechter Tag für Scarpari. Er weiß nicht, was er mit alldem machen soll. Der Lastwagen fährt nicht, ein Gefängnis, in das er die Jungs sperren könnte, gibt es hier nicht. Bis zur Zentrale nach Altamira sind es mindestens vier Stunden, und morgen will er eigentlich noch mal zu der Stelle mit dem großen umgefallenen Baum, obwohl er weiß, dass die Männer dann fort sein werden. Scarpari beschließt, Patrick und Martin in ein Sägewerk zu bringen, das er vor ein paar Monaten stillgelegt hat.

Er weiß, natürlich, dass er sie nie wiedersehen wird, aber irgendwie muss er sie bestrafen. Er ist das Gesetz, und wenn das Gesetz nicht richtig handeln kann, dann will es wenigstens so tun. Verbrecher in den Busch zu fahren und einfach auszusetzen ist besser, als Verbrecher einfach laufenzulassen, in dieser Logik denkt Scarpari. Als er im Sägewerk ankommt, sieht er, dass hier weiterhin illegales Holz verarbeitet wird.

Es ist jetzt mitten in der Nacht. Er lässt die beiden Verbrecher frei, er muss jetzt schlafen.

Wenn man Roberto José Scarpari eine Weile begleitet, wundert man sich nicht, dass sein Vorgänger im Gefängnis landete. Scarpari verbringt seine Nächte häufig in Hängematten, im Urwald, umgeben von Malariamücken und Holzbanden, die ihn am liebsten erschießen würden. Er müsste das nicht machen. Er könnte einfach in seinem Büro bleiben und nichts tun. Und nichts würde passieren. Die Leute wären wieder freundlich zu ihm. Und einige würden ihn sogar gut dafür bezahlen.

José Biancardi hat Scarparis Vorgänger gut gekannt. Die beiden Männer sind immer miteinander ausgekommen. Dann kam Scarpari und schloss das Sägewerk von Biancardi. Weil darin illegales Holz verarbeitet wurde. Weil Arbeiter beschäftigt wurden, die keinerlei Schutzkleidung trugen, die in Sandalen und kurzen Hosen an der riesigen Kreissäge standen.

Biancardi ist der Chef von José Belarmino, dem Einbeinigen.

Er hat tiefe Augenhöhlen, ein markiges Kinn. Nächstes Jahr wird er 50. Er sieht älter aus. Ein drahtiger Mann, der einen Satz flüsternd beginnen und brüllend beenden kann.

Er ist bekannt in Altamira. In einem Bericht, den Greenpeace Brasil einmal über die Abholzung in Pará verfasst hat, steht, dass Biancardi zu "hundert Prozent mit illegalem Holz" arbeite. Die Zeitung "O Liberal" aus Belém, der Hauptstadt Parás, wirft Biancardi vor, in den Mord an einem Umweltaktivisten verwickelt gewesen zu sein. Es hat wenig Sinn, Biancardi danach zu fragen, wie er seine Geschäfte macht.

"Alles, was ich mache, ist legal. Für mich arbeiten 400 Männer, alle legal." Er erzählt gern Geschichten darüber, was ein Habenichts aus Espiritu Santo, nördlich von Rio, in Amazonien erreichen kann, wenn er sich nicht zu schade ist für harte Arbeit. "100 Lastwagen, 30 000 Rinder. Nur mit dieser Hände Arbeit", sagt er.

Biancardi ist der Sohn italienischer Einwanderer, der viel darüber redet, woher er stammt. Er wohnt in einem sehr einfachen Haus in Altamira, nur ein paar Straßenkreuzungen von Scarparis Büro entfernt. Er trägt ein schmutziges Hemd, und für das Gespräch setzt er sich auf die Straße.

"Die sollten uns in Amazonien ein Denkmal setzen, stattdessen behandeln sie uns wie Dreck und stecken Millionen in die Repression", sagt Biancardi. "Die" sind die Regierung in Brasília, Ibama, Scarpari, eigentlich jeder, der fragt, woher er das Holz hat. "Wir", das sind Männer wie er, Patrioten, Unternehmer. Männer, die Amazonien aufbauen.

Was ist mit den ganzen illegalen Geschäften?

"Alles gelogen."

"Haben Sie Männer mit Waffen?"

"Nein, wozu sollte ich die brauchen?"

"Um die Menschen in Pontau zu bedrohen, wenn sie aufmucken."

"Das tue ich nicht. Ich kümmere mich um die Menschen dort. Fragen Sie die Leute, wer die Straße gebaut hat."

"Um das Holz zu transportieren."

"Um alles zu transportieren, auch Kranke. Wo ist der Staat?, frage ich. Wo? Er schickt Beamte, die mein Sägewerk zumachen, aber schickt er auch Ärzte? Nein. Der Staat existiert hier nicht."

Ein Mann wie José Biancardi ist das, was am Amazonas an vielen Orten einem Staat am ähnlichsten kommt. Wenn es einen richtigen Staat gäbe, wäre Biancardi kein reicher Mann. Aber es gibt in weiten Teilen Amazoniens keinen Staat, kein Gesetz. In Pontau gibt es nur einen Mann, der die Straße gebaut hat, Aspirin aus der Stadt mitbringt, einen Krüppel in seinem Sägewerk weiterbeschäftigt und deswegen die Regeln aufstellt. Und das ist er, José Biancardi.

Der Dieb bringt Arbeit, der Staat macht Ärger, vielleicht ist das das einzige Gesetz am Amazonas, das immer gilt.

Zwei Tage nach seiner Jagd auf die Holzdiebe sitzt Scarpari wieder in seinem Büro.

Die 30 Männer, die er vorgestern gesucht hatte, waren am folgenden Morgen natürlich weg. Er hat ein paar Kettensägen, etwas Benzin, ziemlich viel Cachaça, den brasilianischen Zuckerrohrschnaps, und eine Lichtung in der Größe eines Fußballfelds gefunden, die völlig verwüstet war.

Heute Morgen hat Scarpari erfahren, dass der Lastwagen mit dem illegalen Holz einem gewissen Antonio Mares Perreira gehört, Ausweisnummer: 318995522-00.

Senhor Mares Perreira ist ein sehr bekannter Mann. Es gibt in der Gegend Straßen, die nach ihm benannt sind. Bei den vorigen Kommunalwahlen ist Senhor Mares Perreira zum Stadtrat gewählt worden.

Roberto José Scarpari sagt, dass er mit so etwas gerechnet habe. "So war das immer, so wird das immer sein."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

17) Bis zum letzten Schlag

Wenn ein neues Herz die einzige Chance ist: die Geschichte eines schwerkranken Mannes, der wartete und nie aufgab. Eine Geschichte der Verzweiflung - und der Hoffnung

Von Bastian Obermayer, Süddeutsche Zeitung, 24.12.2008

Der Frühling drängt, der März beginnt, und Wolfgang Budig wartet darauf, dass ein Mensch stirbt. "Es regnet, das ist schlecht", sagt er und schaut aus dem Fenster, "bei Regen fahren keine Motorradfahrer." Er lächelt matt. Wenn sie nicht fahren, verunglücken sie nicht. Krankenhaushumor.

Budig ist schwer herzkrank, aber er ist 1,94 Meter groß und fast 95 Kilo schwer, er braucht das Herz eines Menschen, der mindestens seine Ausmaße hat. Solche Herzen sind selten. Alle zehn Stunden stirbt in Deutschland ein Motorradfahrer bei einem Unfall, Motorradfahrer sind meistens männlich, und Männer sind im Schnitt größer und schwerer. Nur regnet es jetzt.

Wolfgang Budig, 39, braune Haare, sanfte Stimme, verheiratet mit Anja Budig, 35, zwei Kinder, Florian, drei, und Nina, eineinhalb, wartet also. Er wartet im dritten Stock des Münchner Krankenhauses Großhadern, in der Herzchirurgie, in einem schmalen Zimmer, kaum größer als sein Bett. Um ihn gruppieren sich medizinische Apparaturen. Er wartet dort, weil ihn seit Ende Februar nur noch ein Kunstherz am Leben hält: Ein mobiler Druckluft-motor neben dem Bett treibt - keuchend und zischend, als würde ein Roboter schlecht Luft bekommen - zwei faustgroße Herzkammern aus durchsichtigem Hartplastik an, die auf seinem Bauch liegen. Sie tun, was sein krankes Herz nicht mehr kann, sie pumpen das Blut durch seinen Körper.

Wenn er aus dem Fenster blickt, sieht er nur die graue Wand des gegenüberliegenden Trakts, keinen Himmel. Wenn er das Zimmer verlässt, sein Kunstherz wie einen Trolley neben sich herziehend, traut er sich nicht an die Sonne oder an die Luft zu gehen, sondern nur auf den Gang der Station. Sicher ist sicher.

Wie lang er mit dem Kunstherz leben kann, weiß er nicht und wissen die Ärzte nicht. "Sein neues Herz wird bald kommen, wir rechnen im Prinzip jeden Tag damit", sagt in seinem Büro drei Stockwerke tiefer Bruno Reichart, 65, dunkelblondes Haar, hellwacher Blick. Er ist Chef der Münchner Herzchirurgie und einer der besten Herzspezialisten weltweit. "Herr Budig wird nicht lang hier sein, er steht auf der HU-Liste, da hat noch niemand länger als drei Monate gewartet." Wolfgang Budig steht auf dieser HU-Liste für Organspenden, HU wie "high urgent", auf Deutsch: höchste

Dringlichkeit, seit er an das Kunstherz angeschlossen werden musste. Und weil er kurz nach dieser Operation auch noch einen kleinen Schlaganfall erlitt, rangiert er auf der Liste sogar relativ weit oben. Gut für ihn. Und schlecht. Denn wer auf dieser Liste so weit oben steht, ist todkrank. Permanente akute Lebensgefahr, sagen die Ärzte. Einem Menschen mit Kunstherz kann vieles zum Verhängnis werden, ein Gerinnsel, eine Entzündung, eine banale Infektion. Nur zwei Drittel der Patienten mit Kunstherz schaffen es überhaupt auf den OP-Tisch.

Die anderen sterben vorher. Während sie auf das Herz warten. 27. Mai 2008. Fast drei Monate später. Wolfgang Budig liegt noch immer in seinem Zimmer. Aber jetzt ist ein Mensch hirntot, irgendwo bei Ulm. Gegen 16:30 Uhr steht die Kardiologin Sieglinde Kofler, 37, blond, energisch, leichter Südtiroler Akzent, in Wolfgang Budigs Zimmer und sagt: "Ich hab ein Organ für Sie. Laborwerte, Pumpfunktion, Blutgruppe, Alter und Größe des Spenders passen. Allerdings haben wir es noch nicht gesehen." Budigs Puls und Blutdruck machen sich sofort auf und davon, er sieht das auf dem Monitor neben sich, der rund um die Uhr seine Werte anzeigt. Und er spürt es: Ihm wird schwummerig, in seinem Kopf tanzt das Glück. Endlich ist da ein echtes Herz! Er ermahnt sich: Nicht zu früh freuen! Ruhig bleiben! Beides fällt ihm schwer. Mit zittrigen Fingern nimmt er den Telefonhörer ab und wählt die Nummer seiner Frau. "Ich bin's, die haben ein Herz, es geht los", sagt er.

17 Uhr. Budig bekommt ein leichtes Beruhigungsmittel, etwas Starkes darf er nicht nehmen, er soll ja bald eine Narkose bekommen - wenn das Herz auch aus der Nähe noch gesund aussieht, und wenn nach der sogenannten Kreuzprobe feststeht, dass es in Budigs Blut keine Antigene gegen das Blut des Spenders gibt. Währenddessen organisiert Sieglinde Kofler vom Büro der Transplan-tationsambulanz im Erdgeschoss aus den Einsatz. Sie schickt einen Hubschrauber nach Ulm, wo die Organe des potenziellen Spenders am Leben gehalten werden. An Bord das Entnahmeteam: Oberarzt Ingo Kaczmarek und ein Perfusionist, der das Herz für den Transport konserviert. Gleichzeitig alarmiert Kofler die Mannschaft, die das neue Herz dann in Großhadern sofort einsetzen soll: drei Herzchirurgen, ein Anästhesist, eine Anästhesieschwester, zwei OP-Schwestern und ein Herz-Lungen-Maschinist.

17:30 Uhr. Wolfgang Budig wird am ganzen Körper gewaschen, rasiert und mit einer alkoholischen Lösung desinfiziert, in OP-Hemd und OP-Mütze gesteckt. Seine Frau Anja und seine Mutter Gertraud Budig sitzen neben ihm am Bett. Mutter Budig nickt viel vor sich hin und sagt alle fünf Minuten: "Jetzt hast du es bald hinter dir, Bub." Noch immer fehlt das Okay aus Ulm. Gegen 18 Uhr schiebt eine Schwester Budig in den OP-Trakt, gleiches Stockwerk, nur ein paar Gänge und Ecken weiter. An der letzten Schiebetür küsst Anja Budig ihren Mann - "wird schon hinhauen", sagt sie und lächelt. Er nickt, kaum mehr ansprechbar vor Aufregung. Die Schwestern drängen, er hebt noch einmal die Hand. Wenn sie sich das nächste Mal sehen, wird er ein neues Herz haben. Das ist der Plan.

19 Uhr. In einem Vorbereitungsraum vor dem OP-Saal wird Budig in der Leiste ein Schlauch eingesetzt und festgenäht, zur Blutdruckdauermessung während der Operation; außerdem werden ihm am ganzen Oberkörper Elektroden aufgesetzt. Dann

ist er bereit. Auch das Implantationsteam ist bereit. Alle warten auf den einen Anruf aus Ulm, darauf, dass Budig ein paar Meter weitergeschoben, anästhesiert, an ein Beatmungsgerät angeschlossen und sein Brustkorb geöffnet wird. Anschließend käme er an eine Herz-Lungen-Maschine, das Kunstherz würde abgetrennt und das alte Herz entfernt. Das neue Herz müsste nur noch eingesetzt werden.

Es ist 20:30 Uhr. Der Anruf aus Ulm soll gegen 21 Uhr kommen. Anja Budig räumt derweil das Zimmer ihres Mannes aus, nach der OP soll er auf die Intensivstation. Viel ist es nicht, er wollte ja nicht lang bleiben: drei Zeichnungen von Florian, ein paar Bücher, einen Stapel Kicker und Handballmagazine, Kulturbeutel und Unterwäsche.

21 Uhr. Im OP-Vorbereitungsraum versucht Wolfgang Budig ruhig zu atmen. Im Aufenthaltsraum sprechen seine Frau und seine Mutter über das Danach. Im Transplantationsbüro erfährt Sieglinde Kofler, dass sich alles um eine halbe Stunde verzögert: Das Münchner Entnahmeteam darf den Brustkorb des Toten noch nicht öffnen, die Ärzte anderer Krankenhäuser, die dem Spender ebenfalls Organe entnehmen wollen, sind noch nicht angekommen.

Kurz nach 21:30 Uhr ruft Oberarzt Ingo Kaczmarek aus Ulm an und sagt: "Das Herz ist nichts. Die Coros sind verkalkt." Coros sind Koronararterien, und ein derart verkalktes Herz hält nicht lang. Wolfgang Budig sieht den zwei Schwestern die schlechte Nachricht schon an ihren vorsichtigen Blicken an, als sie an seine Liege treten. Ihr "War nichts, Herr Budig, leider" nimmt er noch wahr, bevor ein Rauschen in seinem inneren Ohr zu einem Dröhnen anschwillt und ihn davonträgt. Dann wird es wieder still in ihm, und er spürt einen eisenharten Klumpen im Bauch. Er will nicht weinen. "Für Sie ist ein besseres Herz reserviert", sagt eine Schwester, während sie den stillen, erstarrten Wolfgang Budig von den Geräten nimmt.

Als er gegen 22:15 Uhr zurück in sein Zimmer geschoben wird, schaut er in die enttäuschten Gesichter seiner Frau, seiner Mutter und seiner beiden Geschwister, die gerade erst aus der Schweiz angekommen sind. Die Mutter sagt: "Das wird schon", weil sie nicht weiß, was sie sonst sagen soll, "das wird schon." Anja Budig verteilt die Sachen ihres Mannes wieder im Zimmer. Es ist nicht vorbei.

Wolfgang Budig - nie geraucht, selten Alkohol getrunken - bekam mit 28 Jahren einen Herzinfarkt, weil sich bei ihm wegen eines Gendefekts leicht Gerinnsel bilden. Sein Herz war danach schwächer als das anderer Menschen, aber er lebte elf Jahre ein normales Leben: Er wachte auf in einem Reihenhaus in Unterhaching, fuhr morgens zur Arbeit und abends zurück, wurde Vater zweier Kinder und drückte am Wochenende dem FC Bayern die Daumen. Seinen Sohn Florian nannte er sogar mit zweitem Namen Christian, sodass dessen Initialen FCB lauten.

Dann, am 26. Februar 2008, wurde Wolfgang Budig auf der Straße ohnmächtig. Als es ihm am nächsten Tag nicht besser ging, überwies ihn sein Arzt nach Großhadern, zur Beobachtung. Budig gehorchte, sagte den Ärzten aber gleich, dass alles gar nicht so schlimm sei. In der Nacht darauf brach sein Körper völlig zusammen -

Multiorganversagen - und er kam erst fünf Tage später wieder zu Bewusstsein, mit einem künstlichen Herzen, auf der Intensivstation. Seither wartet er.

Seine Tage sind immer gleich, im März, im April, im Mai. Budig liest viel, sieht fern und hat Besuch, er schläft tagsüber wenig, damit er nachts schlafen kann, alle vier Stunden messen die Schwestern Blutdruck, Temperatur und Sauerstoffsättigung. Alle paar Tage wird Blut abgenommen, einmal am Tag ist Visite der Stationsärzte, einmal die Woche Chefarztvisite: 7 Uhr, grelles Licht: "Guten Morgen!" Jeden Mittag bringt Gertraud Budig ihrem Sohn ein selbst gekochtes Essen vorbei. Jeden Abend verabschiedet sich Anja Budig am Telefon von ihrem Mann mit den Worten: "Vielleicht bis später." Später: falls in der Nacht ein neues Herz kommt.

Den ersten Tagen im März begegnet Budig mit einem Lächeln, die Aussichten auf ein Herz scheinen gut. "Wir reden hier von Tagen", sagen die Ärzte. Ende März verschlechtert sich seine Laune, er bekommt Nasenbluten: jeden Tag, weil er hohe Dosen Blutverdünnungsmittel braucht, um einem weiteren Schlaganfall vorzubeugen. Einmal rinnt über Nacht so viel Blut von der Nase die Kehle hinunter, dass er am nächsten Tag Magenprobleme hat, und Husten, weil die Lunge verklebt ist. Das Herz wird bald kommen, sagt er sich und sagen ihm alle. Er versucht, nicht bei jedem Klopfen an der Tür zu hoffen, dass eine Schwester die Nachricht vom neuen Herzen bringt. Er versucht: nicht zu warten. Aber er wird leerer. Er kann sich nicht mehr auf seine Krimis konzentrieren, starrt stattdessen aus dem Fenster, an die graue Wand. Nachrichten schaut er schon länger nicht mehr; wenn Freunde ihm Neuigkeiten erzählen, hört er nicht wirklich zu. Er will nichts von einer Welt wissen, an der er kaum mehr Anteil hat.

Früher war er am Vatertag mit Freunden unterwegs, feiern, Bier, was man so macht. In diesem Jahr fragt Budig am Vatertag, dem ersten Mai, seine Ärzte, ob auch betrunkene Motorradfahrer als Spender in Frage kommen. Kein Problem, sagen die. Wolfgang Budig wünscht niemandem den Tod, aber er wartet nun mal bereits seit mehr als zwei Monaten darauf, dass ein Mensch stirbt. Der Stillstand in Budigs Leben trifft auch seine Familie. Sohn Florian versteht nicht, warum der Papa nicht endlich nach Hause kommt und mit ihm Fahrradfahren übt wie andere Väter. Anfangs freut sich Florian noch auf das Krankenhaus, vor allem wegen der automatischen Tür der Herzchirurgie: Wenn er ihr nahekommt und sie sich surrend öffnet, behauptet sein Vater, die Tür gehe nur auf, weil Florian einen Keks in der Hand habe. "Nein", kreischt der, und beweist begeistert das Gegenteil. "Dann wegen deinem blauen Pulli!", sagt der Vater, und so geht es immer wieder, auf, zu, auf, zu. Inzwischen ist die Tür eine Tür. Langweilig. Jetzt spielen sie meistens Autoquartett, zusammen gegen die Mama, und fast immer einigen sie sich auf Unentschieden. Damit keiner traurig ist.

Anja Budig und ihr Mann kämpfen gemeinsam und doch allein. Sie, blond, Brille, sportlich, früher Assistentin der Geschäftsführung eines Verlags, seit drei Jahren zu Hause bei den Kindern, muss draußen alles auf die Reihe bekommen. Sie kümmert sich um Mann und Kinder, um jeden Anruf, jedes Formular, spricht mit Krankenversicherung, Ärzten und dem Arbeitgeber ihres Mannes, einer Versicherung. Sie steht unter Dauerstress, sie kommt nicht zum Nachdenken.

Wolfgang Budig hat viel Zeit, um zu grübeln. Darüber, warum es ausgerechnet ihn getroffen hat, oder ob das alles die Ehe belasten wird. Mit solchen Gedanken muss er allein fertig werden, da helfen die Stimmungsaufheller wenig, die er jeden Tag schluckt.

28. Mai 2008, der Tag nach dem abgebrochenen ersten Transplantationsversuch. Die Aufregung der Nacht ist verhallt, Sieglinde Kofler steht auf dem Gang vor Wolfgang Budigs Zimmer. Sie weiß, dass ihr Patient verzweifelt ist, erschöpft vom Hoffen. "Aber er muss jetzt durchhalten, und wir müssen ein Lächeln auf sein Gesicht bringen. Dieser Kampf wird im Kopf gewonnen", sagt sie. Und sie hat etwas, was ihm zumindest über diesen Tag helfen wird: Budig ist mittlerweile auf der europaweiten HU-Liste die Nummer eins. Alle vor ihm haben ein Herz bekommen oder sind gestorben. Jetzt steht Budig ganz oben, das heißt: Jedes zu vergebende Herz aus den sieben Ländern, die der Vereinigung Eurotransplant angehören, wird darauf geprüft, ob es ihm passen würde.

Und allein in Deutschland werden 400 Herzen pro Jahr vergeben, was zwar viel zu wenig ist für die 600 bis 800 Menschen, die auf ein Herz warten - von denen jeder Fünfte stirbt, während er wartet -, andererseits ist das im Schnitt mehr als ein Herz pro Tag, und Budig ist auf Platz Nummer eins. Aber er braucht eben ein sehr starkes Herz, der Spender muss fast zwei Meter groß sein, das ist das Problem.

Bevor Budig auf die Warteliste kam, musste er mit einem Psychologen sprechen. Es haben sich schon Menschen umgebracht, weil sie es nicht ertrugen, das Organ eines anderen Menschen in sich zu tragen. Eine solche Verschwendung von Organen wollen die Ärzte verhindern, dafür gibt es zu wenige. Anfang Juni. Seit über drei Monaten hat Wolfgang Budig den dritten Stock des Krankenhauses nicht mehr verlassen.
Die Ärzte sagen: Es kann sich nur noch um Tage handeln. Das sagen sie seit März. Es ist ein bisschen wie beim Roulette, wenn man immer wieder auf Rot setzt, und jedes Mal kommt wieder Schwarz: Es ist klar, dass irgendwann Rot kommen wird. So lang muss Budig am Leben bleiben.

Darum geht es. 6. Juni 2008, das zweite Herz. 12 Uhr, draußen scheint grell die Sonne. "Nierchenwetter", sagen Sanitäter, wenn sie an solch schönen Tagen dauernd von Motorradfahrern überholt werden. Budig wartet gewaschen, rasiert, desinfiziert, in OP-Hemd und OP-Mütze in seinem Zimmer, die Krankenakte schon aufs Bett gepackt. Da stürzt Sieglinde Kofler herein: "Passt nicht, falsche Antikörper, tut mir leid." Wieder Schwarz.

10. Juni 2008, das dritte Herz. Gewaschen, rasiert, desinfiziert, in OP-Hemd und OP-Mütze, mit Arterienzugang und aufgesetzten Elektroden liegt Wolfgang Budig vorm OP-Saal, im Kreislauf ein Beruhigungsmittel, das kaum wirkt. Um Mitternacht erfährt er, dass das Herz nicht passt. Eine Kammer war krankhaft vergrößert. Er wollte nicht hoffen dieses Mal, einfach nicht darauf hoffen, mit neuem Herzen aus der Nacht zu kommen und ein Leben hinter sich zu lassen, das sein früheres nicht einmal mehr imitiert. Er braucht eine Tablette, um einzuschlafen.

Dreimal kam das Herz. Dreimal. "Es dringt langsam weiter nach innen bei mir, es wird härter", sagt Budig. Er hat das Vertrauen in das eine, das rettende Herz verloren. Wenn seine Mutter wieder einmal "wird schon" sagt, und dass es beim nächsten Mal doch klappen muss, fährt er sie an: "Sei endlich still!" Er kann das hilflose Gerede seiner Besucher nicht mehr hören. "Ich weiß selber, dass ich arm dran bin, das muss mir keiner sagen. Die machen die Tür hinter sich zu, ich muss hierbleiben."

Er bekam in den vergangenen Monaten mehr Hoffnung und Trost zugesprochen, als er vertragen konnte. Nachts wacht er auf, weil seine Beine zucken. Wohl eine Nebenwirkung eines seiner vielen Medikamente. Oder Nervensache.

12. Juni 2008, ein Tag nach dem EM-Spiel Deutschland gegen Österreich. Oberarzt Ingo Kaczmarek fragt Budig bei der Visite, ob er das Spiel gesehen hat. "Ich kann ja nicht weg", sagt der. Ein Witz, den er schon so oft gemacht hat, dass er nicht mehr mitlacht. Am 20. Juni, einem Donnerstag, spielen die Deutschen gegen Portugal. Sie führen zur Halbzeit 2 : 0. Dann fällt im Krankenhaus das Fernsehen aus. Dass die Deutschen 3 : 2 gewonnen haben, wird später per Lautsprecher durchgesagt. Um 23 : 30 Uhr ruft Anja Budig an, auch sie will ihrem Mann das Ergebnis durchgeben. "Bis später vielleicht", sagt Budig zum Abschied.

Später, kurz nach Mitternacht, weckt ihn eine Schwester - "wir haben ein Herz", sagt sie. Das vierte. Um 1 : 15 Uhr wird Budig OP-fertig gemacht, ab 2 : 15 Uhr sitzen seine Frau Anja, Mutter Gertraud und Bruder Thomas bei ihm. Sie reden über Wolfgang Budigs Schwester, die gerade auf Bali ist, über die Fußball-EM und über die teigigen Krankenhaussemmeln. Über alles, nur nicht über das Herz. Seiner Mutter fällt es am schwersten, sie würde am liebsten mit allen gemeinsam hoffen. "Aber wenn man was sagt, regt er sich nur auf, also hab ich meinen Mund gehalten", wird sie später sagen. Nachts fühlt sich ein Krankenhaus anders an, dunkel, leiser, nichts rührt sich. In einem der wenigen erleuchteten Zimmer wartet Wolfgang Budig auf sein neues Leben.

Um 5:30 Uhr sollte er eigentlich in den OP geholt werden. Gegen 5 Uhr heißt es, es dauere doch länger, Herz und Spender seien weiter weg. Budig schließt die Augen und versucht, das nicht als schlechtes Zeichen zu sehen. Es wird hell.

Um 6:30 Uhr fehlt das Okay des Entnahmeteams noch immer, aber eine Krankenschwester soll ihn in den OP-Bereich schieben. Mutter Gertraud will ihm noch einmal über die Backe streicheln, er zuckt weg. "Lass, Mama!", sagt er. Er zittert vor Nervosität, auch wenn es das vierte Mal ist, dass er der Operation entgegengeschoben wird. Anja Budig geht mit ihm, sie hält seine Hand, die eiskalt ist, sie hält sie, bis er durch die letzte Schiebetür gleitet.

Zurück im Zimmer, weigert sich Anja Budig, die Sachen ihres Mannes zu packen - "erst, wenn er wirklich operiert wird", sagt sie.
Um 8:15 Uhr tritt eine OP-Schwester an Wolfgang Budigs Bett und sagt: "Das Herz passt. Sie werden operiert."

Ein paar Minuten später erfahren die Wartenden draußen davon. Sie fallen sich um den Hals, endlich ist es so weit, endlich, endlich. Anja Budig räumt zum zweiten Mal das Zimmer ihres Mannes. 10:30 Uhr. Das Herz, das Wolfgang Budig bekommen soll, ist noch nicht in München, aber es soll jeden Moment kommen, sagt Kofler. Dann ist es da: Am 21. Juni 2008 um 10:45 Uhr bringt Oberarzt Paolo Brenner das Herz in den OP-Saal, es wurde erst geflogen, dann im Auto gefahren, mehr dürfen die Ärzte nicht sagen. Um 11:30 Uhr legt jemand Budigs 39 Jahre altes krankes Herz auf einen Beistelltisch. Um 11:55 Uhr betritt Professor Bruno Reichart - feine Schuhe, graue Anzughose, darüber blauer Klinikkittel - das Aufenthaltszimmer, in dem die Budigs warten.

Reichart sagt Guten Tag, er wirkt konzentriert, angestrengt. Er nickt allen zu und setzt sich an den Tisch. Dann erklärt er: "Ich komme mit guten Nachrichten. Das alte Herz ist draußen, das neue Herz schlägt schon. Es sieht gut aus." Budigs Mutter schnauft tief auf, "oh Gott", sagt sie, ihr treten Tränen in die Augen. Anja Budig beugt sich im Stuhl nach vorn, fragt sofort nach: "Wie geht es weiter?" - "Gegen 14 Uhr dürften wir fertig sein. Gehen Sie nach Hause, rufen Sie um 18 Uhr hier an, da müsste Ihr Mann schon auf der Intensivstation liegen, 2633 ist die Nummer." Anja Budig schüttelt den Kopf, irgendetwas sagt ihr: Das geht zu glatt. "Keine Blutungen?", fragt sie, die Stimme fest. "Nein, alles gut", sagt Bruno Reichart.

Anja Budig bleibt angespannt, sie wird nicht nach Hause fahren. "Erst, wenn er auf der Intensivstation liegt", sagt sie. In Wolfgang Budigs altem Zimmer wird gerade der Boden gewischt, das Bett ist schon neu bezogen.

15 Uhr. Sieglinde Kofler kommt zu den Wartenden. Sie sagt, es habe Schwierigkeiten beim Abschalten der Herz-Lungen-Maschine gegeben, die rechte Herzkammer wolle nicht richtig mitschlagen, ein Hilfsapparat musste eingesetzt werden. Budig bekomme starke Medikamente, die ihn am Leben halten, die man ihm aber nur ein paar Tage geben könne. Wenn es bis dahin nicht besser wird, wäre das sehr schlecht, sagt die Ärztin. Anja Budig presst ihre Lippen zusammen. "Wie schlecht?", will sie wissen. "Wir müssen mit allem rechnen", sagt Kofler. Am frühen Abend besucht Professor Reichart noch einmal die drei Wartenden. Zu diesem Zeitpunkt wird Wolfgang Budig seit fast acht Stunden operiert. Reichart erklärt leise noch einmal, was passiert ist. Sagt, dass sie alles Menschenmögliche tun werden, und dass ihnen schon etwas einfallen wird.

19:00 Uhr. Budig wird auf die Intensivstation gebracht, sein Zustand ist kritisch. Er schläft. Es ist seine erste Nacht mit dem neuen Herzen. Für ihn hat das Warten ein Ende.

Tags darauf steht Anja Budig zur Besuchszeit um 15 Uhr am Bett ihres schlafenden Mannes in der Intensivstation, ein großer Raum mit sechs Behandlungsboxen, die mit blauen Vorhängen vonein-ander abgetrennt sind. Hinter Wolfgang Budig hängen an einer Wand automatische Spritzen, Flaschen und Tröpfe, die 23 verschiedene Medikamente in seine Blutbahn pumpen. Er wird von einem ECMO-Gerät, einer Art kleiner Herz-Lungen-Maschine, einem Dialysegerät und einem Beatmungsapparat am Leben gehalten. Anja Budig, mit blauem Mundschutz und Besucherkittel, streichelt

seinen Arm, erzählt, wie es ihr geht, grüßt ihn von den Kindern und denkt sich: Seltsam, da schlägt jetzt ein anderes Herz in meinem Mann.

Die nächsten Tage verlaufen lähmend. Budigs Organismus ist stark geschwächt, die Ärzte halten ihn die meiste Zeit im künstlichen Schlaf. Er wird von der Beatmungsmaschine genommen und einige Tage später wieder drangehängt, weil er Schleim in der Lunge hat und kaum Luft bekommt. Einmal ist Budig so wach, dass er einfache Fragen durch Blinzeln beantworten kann, am nächsten Tag liegt er im Bett wie ein Wachkomapatient, reißt den Kopf herum, stöhnt laut, der Speichel läuft aus dem hängenden Mundwinkel, die Lider sind nur einen Spalt geöffnet, die Pupillen irren umher. Die Ärzte wissen nicht, ob sein Körper das Herz abstoßen will, sie wissen nur, welche Probleme sie haben: Die Nieren funktionieren nicht. Die Leber funktioniert schlecht. Der Entzündungswert steigt.

Fünf Tage, zehn Tage, 15 Tage vergehen. Florian erzählt im Kindergarten stolz, dass sein Papi ein neues Herz hat, aber noch nicht sofort nach Hause kann, weil es so neu ist. So in etwa hat Anja Budig es ihm erklärt. Das neue Herz, das ersehnte Herz, das verdammte Herz ist da und Anja Budig einem Zusammenbruch nahe. "Das ist schlimmer als die Warterei", sagt sie, "davor wusste ich, dass er kämpft, dass er leben will, weil er seine Kinder aufwachsen sehen will. Jetzt weiß ich überhaupt nicht, was in ihm vorgeht. Wahrscheinlich nicht viel, so wie er aussieht", sagt sie. Zuvor waren sie ein Team, konnten gemeinsam scherzen, reden, sich drücken, heulen und wütend sein. Jetzt ist sie allein. Ihr Mann ist weit weg, und niemand kann sagen, ob er wieder zurückkommt.

Die Ärzte sind weiterhin optimistisch. Auch am 17. Tag nach der Transplantation sagt Sieglinde Kofler noch, sie habe ein gutes Gefühl, das sei bei der Intensivmedizin wichtig, und Budig habe ein Bombenherz von einem jungen Spender. Am nächsten Tag, dem 8. Juli, muss Budig notoperiert werden, im rechten Lungenflügel hat sich viel Blut gesammelt. Einen Grund dafür finden die Ärzte bei der Operation nicht, möglicherweise liegt es an den Blutverdünnungsmitteln, die ihm gegeben werden. Außerdem hat Budig jetzt noch eine Lungenentzündung, und die Ärzte entdecken im Lungensekret einen Keim, gegen den die bisher gegebenen Antibiotika nicht wirken.

Im März hatte Sieglinde Kofler erklärt, wovor die Ärzte nach einer Transplan-tation am meisten Angst haben: Das Horrorszenario bestand aus einer Abstoßung, begleitet von einer Lungenentzündung. Dagegen kämpfen sie jetzt. Wolfgang Budig schläft weiter. 20 Tage, 25 Tage. Auf einmal macht er Fortschritte. Die Keime sterben, die Lungenentzündung vergeht, die Entzündungswerte sinken. Der Herzmuskel schwillt ab, das neue Herz schlägt mit jedem Tag kräftiger, der Körper wird besser durchblutet, Leber und Nieren erholen sich. Budigs Organe funktionieren langsam wieder, jedes für sich, und alle miteinander. Der Körper arbeitet sich zurück ins Gleichgewicht. Dann wacht Budig auf. Aber nicht plötzlich, nicht von einer Minute auf die andere, er dämmert drei Tage lang hoch, die Sinne werden heller und finden zueinander, sein Bewusstsein kehrt zurück. Ihm wird klar, dass er nicht in einem Krankenhaus hinter Rostock liegt, wie er die ganze Zeit über in seinem wirren Wachtraum glaubte. Er versteht, was um ihn herum passiert, dass er in Großhadern ist, auf der Intensivstation,

und endlich das Herz hat, auf das er so lang gewartet hat. Dann merkt er, dass er sich nicht bewegen kann. Er wird panisch, ruft die Pfleger. Sie sagen ihm, dass seine Nerven sich zurückgebildet haben, weil sie so lange keine Reize erhalten hatten. Und dass er sich davon wohl bald erholen wird. Mit jedem Tag wird Wolfgang Budig belastbarer, auch seelisch. Stück für Stück erfährt er von seiner Frau und den Ärzten, wie es um ihn bestellt war. Dass er so gut wie tot war. Und dass man ihm das jetzt ruhig so sagen kann, weil er über den Berg ist.

Ende Juli wird er verlegt nach Bad Aibling, bei Rosenheim, in die Neurologische Klinik. Station 21, Zimmer 10: sein letztes Krankenhauszimmer. Von dort sieht er die Berge, hat einen Balkon, auf den die Sonne scheint, davor ein Maisfeld und ein Wald, in den ein kleiner Weg führt. Im August wird Wolfgang Budigs Luftröhrenschnitt zugenäht, er sieht Florian zum ersten Mal wieder, er kann die rechte Hand bewegen und bald auch die linke.

Im September spürt er seine Zehen, er kann zum ersten Mal seit Februar wieder duschen, er bekommt einen Rollstuhl und kann seine Füße wieder bewegen. Im Oktober zieht er zum ersten Mal nach fast acht Monaten wieder feste Schuhe an, Turnschuhe, er geht an die frische Luft, er blinzelt in die Sonne, er steht, er atmet, sein Herz schlägt.

Sein Herz. Er darf nach Hause. "Ich hab's geschafft", sagt Wolfgang Budig, er wirkt gelöst. Es ist November, bald wird er wieder arbeiten; er sitzt im Wohnzimmer seines Reihenhauses, neben ihm im Stühlchen gluckst Tochter Nina, bald zwei Jahre.

Sie hat einen Herzfehler, auch Leber, Lunge, Nieren und Galle sind geschädigt. Ihr musste ein Tumor aus dem Bauch entfernt werden, ein künstlicher Darmausgang wurde gelegt, sie braucht eine Magensonde. Ninas Körper hat sich einfach nicht richtig entwickelt im Bauch ihrer Mutter: eine genetische Fehlbildung, so etwas passiert, ist nicht vererblich, hat nichts mit der Krankheit ihres Vaters zu tun.

Die meisten Probleme haben die Ärzte inzwischen im Griff, sie sagen, mit etwas Glück kann Nina ein relativ normales Leben führen. Wenn sich auch die Leber erholt: Im Frühling sollte Nina schon auf die Warteliste für eine neue Leber, dann ging es ihr wieder besser.

Jetzt ist sie vorgemerkt. Wolfgang Budig kennt das. Er lächelt und sagt: "Das wird schon."

18) Die Bewährungsprobe

Eine Region zwischen Trauma, Trauerarbeit und der Sehnsucht nach Normalität. Opfer-Eltern erzählen

Von, Rems-Murr Rundschau, 11.09.2009

Ein wiederkehrender Traum: Die Mutter steht auf dem Friedhof, "auf unserem Friedhof". Jemand sagt einen achtlosen Trostspruch zu ihr: Das wird schon wieder, das Leben geht weiter, es ist ja noch kaum Zeit vergangen, seit es geschehen ist. Ihre Antwort darauf ist jedes Mal dieselbe: "Wir haben lebenslänglich", schreit sie, "wir haben lebenslänglich", bis sie von ihren eigenen Schreien erwacht.

Der 11. März überschattet die Tage der Opfer-Eltern, und er durchwirkt ihre Nächte: "Albträume ohne Ende", wirres, verstörendes Schlafgeflacker, das sich manchmal momentweise zu einem klaren, schlichten Bild verdichtet. Zum Beispiel: Ein Mann in schwarzen Kleidern kommt und stiehlt die anderen, die noch lebenden Kinder.

"Uns allen geht es schlechter" jetzt, sagt Gudrun Hahn, Mutter der erschossenen Jacqueline. In den ersten Wochen nach dem 11. März wirkte der Schock wie eine örtliche Betäubung, die einen bei vollem Bewusstsein den Schmerz doch ertragen ließ. Nun "spürt man den Schmerz innen", sagt Barbara Nalepa, die ihre Tochter Nicole verloren hat. "Wie ein Stein hängt er einem am Herzen, am Magen."

Es gibt Tage, "die sind supergut", erzählt Birgit Schweitzer, die Mutter von Selina. "Aber wenn es kommt, dann kommt es knüppeldick." Die Unabweisbarkeit des Verlustes zieht einen hinab in die Depression. Der Tag steht vor einem wie ein Berg.

Es ist alles durcheinandergeraten. "Die Reihenfolge ist einfach nicht eingehalten. Normal stirbt der Opa, dann kommen die Eltern." Sicher, es kann Krankheiten geben, Unfälle, man weiß das. Aber wenn "du plötzlich einen Grabstein aussuchen und dein Kind beerdigen sollst", weil es in seinem vertrauten Klassenzimmer von einem 17-Jährigen grundlos hingerichtet worden ist, mit einem präzisen Kopfschuss von hinten wie sollte sich das einordnen lassen in irgendeinen Horizont des Begreifens?

Geduld

Ein Tag wirkt nach

Wie der 11. März verblasst: Die Übertragungswagen stehen jetzt woanders. Winnenden, Winnenden, man kanns nicht mehr hören, es gibt doch auch anderes solche Stimmen gibt es jetzt öfters. Aber in Wahrheit ist nichts vorbei.

Die Albertville-Realschule ist seit Mitte Mai in einem Provisorium neben der Trudl-Krämer-Rollsporthalle untergebracht: 156 Container, 2600 Quadratmeter Fläche, ein Erdgeschoss, ein erster Stock, 20 Klassenzimmer. 14 neue Lehrer hat das Land genehmigt und eine zusätzliche stellvertretende Schulleiterin.

Man hört jetzt hier und dort aus anderen Schulen: Von so einer Personalausstattung können wir nur träumen. Dass eine Videoanlage Eingänge und Umfeld der Container bewacht, ein Wachdienst tagsüber patrouilliert, die Polizei regelmäßig in Uniform Präsenz zeigt, weil die Schüler, deren Weltvertrauen so nachhaltig erschüttert ist, es gewünscht haben; dass im Schulalltag manchmal die Erinnerungen aufbrechen, unvermittelt, mitten im Unterricht; dass die Pädagogen inmitten des Ausnahmezustands arbeiten davon ist selten die Rede.

Das Unvorhersehbare, erklärt die Schulpsychologin Anne Niedermeier, sei nach einem so schlimmen Erlebnis normal. Sogenannte Trigger können traumatisierte Menschen plötzlich und ohne Vorahnung aus der Bahn werfen: ein lautes Geräusch, ein Hupen, ein Martinshorn. Es gibt Betroffene, die nicht reden wollen; andere können nicht damit aufhören. Es gibt Jugendliche, die auf einen öffentlichen Prozess hoffen, um sich nochmals mit dem Geschehen auseinandersetzen zu können; andere fürchten, dass dadurch ihre Wunden wieder aufgerissen werden. Was dem einen hilft, bedeutet für den anderen eine Überforderung.

Flexibel und individuell auf die ganz unterschiedlichen Nöte und Bedürfnisse eingehen zu können: Das nennt Niedermeier als wichtigste Aufgabe der Psychologen.

Der Traumapsychologe Thomas Weber wünscht sich für die kommenden Monate vor allem eines: "Wir brauchen Geduld"; Geduld der Betroffenen mit sich selbst und ihren Symptomen die Seele brauche lange, um derart Schreckliches zu verarbeiten, Jammern, Albträume, Verdrängen, all das sei angesichts des Grauens, das manche erleben mussten, "normal".

Geduld bräuchten auch die Menschen, die den schwer Traumatisierten nahestehen: da sein, auch wenn sich jemand abkapselt, es zulassen, wenn jemand unerwartete Verhaltensweisen an den Tag legt, zuhören, wenn sich jemand immer wieder dasselbe von der Seele reden muss.

Und Geduld wünscht sich Weber von all jenen, die nicht betroffen sind: "Das Schlimmste, das jemand zu einem notleidenden Menschen sagen könnte, wäre: Jetzt lass es doch endlich mal gut sein."

Wunden

Helfer und Seelsorger

In der katholischen Kirche St. Karl Borromäus ist seit Mitte April eine "Klagemauer" aufgebaut, Trauernde haben hier Briefe, Kerzen, Blumen, Selbstgebasteltes niedergelegt. "Es kommen immer wieder Leute zur Klagemauer, aber auch wie früher zur Madonna", erzählt Pfarrer Gerald Warmuth. "Es gibt Jugendliche, die kommen jeden Tag." Der Bischof hat einen Friedenspädagogen entsandt: Dieser Tage nimmt ein Sozialpädagoge seine Arbeit auf und will für alle Menschen mit seinem Angebot da sein; für mindestens zwei Jahre.

Sicher, sagt der evangelische Pfarrer Reimar Krauß, der Alltag ist längst zurückgekehrt aber er bleibt geprägt von dem, was geschehen ist. "Wir begegnen den Folgen und werden, wie jetzt zum Schulanfang oder beim Vorbeilaufen an der Schule, immer wieder daran erinnert."

"Das Geschehen holt uns in der täglichen Arbeit immer wieder ein", sagt Monika Hermann, Geschäftsführerin des Deutschen Roten Kreuzes (DRK), Kreisverband Rems-Murr. So schnell werden die Bilder nicht verblassen. Sie erzählt aber auch von positiven Erfahrungen, etwa dem Besuch eines Mädchens in der DRK-Wache, das seinen Rettern danken wollte. "Anfangs hatte ich Bedenken, denn ich wusste nicht, was die Begegnung bei meinen Kollegen und auch dem Mädchen auslösen würde." Doch das Gespräch im Beisein einer Psychologin lief sehr gut: Für die Rettungssanitäter war es eine Bestätigung, dass sie in all dem Grauen, dessen Zeuge sie waren, auch etwas Gutes erreichen konnten. Und Monika Hermann bleibt das starke Gefühl: "Ich bewundere diese junge Frau, und ich bin mir sicher, dass sie ihren Weg machen wird."

Nicht aus dem Kopf geht Hermann, dass sehr junge Ersthelfer im Einsatz waren. Sie hätten vermutlich tiefe seelische Wunden davongetragen. Viele Kollegen benötigten nun selbst psychologische Hilfe. "Wir etablieren ein internes Hilfssystem. Auf jeder Rettungswacht soll es einen speziell geschulten Kollegen als Ansprechpartner geben."Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Totalverlust

Opfer-Eltern erzählen

Barbara Nalepa steht in der Küche. Und hinter ihr: Nicole, in einem ganz hellen, einem himmelblauen Kleid. Die Mutter wendet sich um. Du lebst?!, fragt sie. Ja klar, sagt die Tochter. Der Vater kommt herein, die Mutter ruft ihm zu: Sie lebt! Er antwortet: Ja klar lebt sie.

Hier endete der Traum. Und noch während in der Desorientierung des Erwachens die ungläubige Freude nachklang, kehrte das Bewusstsein zurück mit all seiner erdrückenden Kraft. "Und mir ist klargeworden, dass sie vielleicht lebt in unseren Herzen, aber nicht so, wie ich das will."

Es gibt jetzt zwei Barbara Nalepas. Die eine "lebt, als ob Nicole da wäre, ganz normal, nur macht sie momentan irgendwo Ferien. Die zweite sagt: Es ist passiert und du musst das wahrhaben. Und wenn diese Person keine Kraft mehr hat, kommt wieder die andere und sagt: Du, es ist alles okay, es ist nichts passiert."

Jacquelines Schuhe "stehen noch im Flur", sagt Gudrun Hahn. "Ich kann sie nicht wegräumen, weil ich das Gefühl habe, dann geht noch ein Teil von ihr."

Was sie erlitten haben, nennt Juri Minasenko einen "Totalverlust" - zersetzt und unterhöhlt sind die tiefsten Gewissheiten und die banalsten Alltagserfahrungen, verloren hat Juri Minasenko seine Viktorija, das über alles geliebte Kind, den Engel, die Tochter, die "uns mehr gegeben hat als wir ihr", verloren hatte er zwischenzeitlich den

"Geschmack von Essen, das Gefühl von frischer Luft" und musste ihn erst langsam wiederentdecken.

Und verloren gegangen ist die innerste Ordnung der Dinge: "Die Zeit ist stehen geblieben." Es gibt "kein Zurück mehr" und "keine Zukunft".

"Ein Stück von einem selber ist ganz einfach gestorben", sagt Gudrun Hahn. "Tot."

Verantwortung

Juristische Fragen

Was könnte den Eltern der Opfer helfen? "Wir haben ein großes Bedürfnis, das alles aufzuklären", sagt Juri Minasenko. Die Eltern wollen Antworten, wirkliche Antworten, nicht nur Antwort-Bruchstücke, Antwort-Brosamen. "Wie hat es geschehen können, dass sich ein Junge in einen Mörder transformiert hat?" Wer war Tim K., wie wurde er zu dem, der da am Ende wahllos kalt mordete?

Jürgen Marx, Vater der ermordeten Selina, redet vom Vielleicht: Wenn die Eltern von Tim K. ihnen bei der Suche nach Antworten helfen, sich den Fragen aussetzen würden, vorbehaltlos; wenn sie sich nicht erst weggeduckt und dann mit einem so offensichtlich taktisch motivierten, nichtssagenden Brief an sie gewandt hätten; wenn das Ehepaar K. sich ungeschützt vor die Eltern der Opfer hingestellt hätte mit seiner ganzen Scham und Verzweiflung, anstatt diesen Schrieb zu verschicken, eingetütet in ein "Kuvert wie vom Finanzamt", in dem jede Formulierung anwaltlich abgezirkelt wirkte und ansonsten "Selbstmitleid" durchklang . . . dann, vielleicht, wäre das Verhältnis zwischen Tim K.s Eltern und den Eltern der Opfer "nicht so verhärtet, wie es jetzt ist", sagt Jürgen Marx. Es haben sich viel zu viele Wenns angehäuft. "Für uns alle sind die Eltern diejenigen, die die Last der Hauptschuld tragen müssen."

Ihre Verantwortung ihre Verantwortung als Eltern, ihre Verantwortung als Waffenbesitzer muss in einer Gerichtsverhandlung erörtert und darf nicht mit einem schriftlichen Strafbefehl zu den Akten gelegt werden, findet Marx. Eine intensive und transparente juristische Aufarbeitung vielleicht, sagt Juri Minasenko, wäre dies etwas, "das mich trösten kann".

Wird die Staatsanwaltschaft Anklage erheben oder das Verfahren gegen Tim K.s Vater mit einem Strafbefehl wegen fahrlässiger Tötung in 15 Fällen zügig beenden? So eine Verhandlung, fürchten manche, stehe der Mann womöglich nicht durch, Ärzte sagen, er sei massiv suizidgefährdet. Ein Prozess würde auch Tim K.s 15-jährige Schwester, die sowieso schon entsetzlich getroffen ist von der Katastrophe, aus ihrer schützenden Anonymität reißen. Bedenkenswerte Argumente.

Aber zu viele Fragen sind auch nach dem Abschluss der Ermittlungen offen und könnten nur in einer ausführlichen Verhandlung mit Expertengutachten und Zeugenaussagen beantwortet werden: Im Frühjahr 2008 offenbarte Tim K. schwere psychische Probleme, er bat um Hilfe, ging mit den Eltern nach Weinsberg, führte mehrere Gespräche mit einer Therapeutin, die danach eine Anschlussbehandlung empfahl; und genau während dieser Weinsberger Zeit und unmittelbar danach brachte der Vater seinem Sohn den Umgang mit einer großkalibrigen Pistole bei warum? War er womöglich dem fatalen Irrglauben verfallen, das gemeinsame Schießen könnte das Verhältnis zwischen Vater und Sohn verbessern, gar eine Art therapeutischer Wirkung

entfalten? Beim ersten Gespräch berichtete Tim K. der Therapeutin, dass er manchmal "alle Menschen umbringen" wolle; die Psychiaterin aber kam in den weiteren Sitzungen zum Ergebnis, dass keine ernsthafte Gefahr bestehe warum? Sie sagt, sie habe Tim K.s Eltern über die aggressiven Fantasien des Jungen informiert; die Eltern bestreiten das wer lügt hier?

All diese Fragen münden in eine letzte, die quälendste: Hätte dieser Amoklauf verhindert werden können?

Man kann das nicht auf dem Papierwege erledigen.

Drei Phasen

Trauma und Trauerarbeit

Psychologen sagen: Die kollektive Trauerarbeit nach solch einem traumatisierenden Ereignis folge einem Phasen-Modell. Am Anfang steht die Solidarisierung alle existenziell Erschütterten und auch die mittelbar Betroffenen fühlen sich eins in ihrem Leid, rücken zusammen, finden Halt in der Nähe zueinander. Das war in Winnenden ganz stark und trostreich zu spüren.

Aber mit der Zeit beginnt die zweite Phase: Jeder Mensch sucht seine eigenen Wege, mit dem Schmerz umzugehen, und daraus ergeben sich widerstreitende Anliegen. Der eine braucht Ruhe, der andere sucht Zuflucht in der Aktivität. Da die Menschen nun so vieles zu bewältigen haben, für das sie keine Routinen kennen, kann es geschehen, dass sie in verschiedene Richtungen zerren. Weil überall die Nerven bloßliegen, kommt es zu Spannungen. Klüfte können aufbrechen.

Diese zweite Phase hat bereits begonnen. Wie offensiv sollte sich das Aktionsbündnis Amoklauf Winnenden in die mediale Öffentlichkeit begeben? Wer hat das Sagen und darf mit Entscheidungen vorangehen? Wie transparent ist mit Spendengeldern umzugehen? 300000 Euro sind eingegangen, bei der Stadt, beim Bündnis, bei der Schule wofür soll es verwendet werden, was ist sinnvoll, was gerecht? Manche der Opfer-Eltern, die anfangs mit im Bündnis waren, haben es mittlerweile verlassen.

Uwe Krechel, der Bonner Anwalt von Hardy Schober, dem Vater der ermordeten Jana Natascha, erklärte unlängst gegenüber Zeitungen: Offenbar wolle die Staatsanwaltschaft "einen öffentlichen Prozess vermeiden, damit keine weiteren Polizeipannen offenbart werden".

Polizeipannen? Falsche Einsatztaktik? "Tiefe Dankbarkeit", sagt Jürgen Marx, empfinde er gegenüber den Polizisten, die da gleich nach dem ersten Alarm in die Schule gegangen sind und "ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt haben, um andere zu retten. Man kann denen gar nicht genug danken".

Risse zeichnen sich auch in Leutenbach ab. Einige Opfer-Familien leben in Weiler zum Stein, auch die Familie des Täters hat hier gewohnt. Tim K.s Eltern sind allerdings mit ihrer Tochter an einen unbekannten Ort gezogen und werden nicht zurückkehren. Es hatte Morddrohungen gegeben.

Auch heute noch, sagt Bürgermeister Jürgen Kiesl, kreise das Gespräch in Bürgerstunden immer wieder um das Geschehene. "Leute kommen und fragen, was die

Gemeinde für den 11. März 2010 plant." Andere wiederum wünschen sich nichts sehnlicher als eine Rückkehr zur Normalität.

Auch Tim K.s Vater habe Mitleid verdient, sagen manche: Den eigenen Sohn habe er verloren und könne noch nicht einmal seine Trauer richtig leben, weil jede Erinnerung überschattet ist von dem Furchtbaren, das der Junge so vielen angetan hat, und weil in jeden Moment der Stille Selbstvorwürfe hineindröhnen müssen.

Andere finden es schwer erträglich, so viel Verständnis aufbringen zu sollen.

"In dem behutsamen Umgang mit diesem Spannungsbogen sehe ich die große Herausforderung für das nächste Halbjahr", sagt Jürgen Kiesl. "Hier ist das Fingerspitzengefühl jedes Einzelnen gefragt."

Noch eine dritte Phase kennen die Psychologen: Sie ist gekennzeichnet von einem neuen, dem Zwischentief abgerungenen und dadurch umso tiefer wurzelnden Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Dorthin zu finden: Das ist die Aufgabe, die sich den Menschen in und um Winnenden stellt.

Leidenschaft

Der Waffenstreit

Auf einige Fragen hat den Eltern der Opfer kein Mensch je eine vernünftige Antwort gegeben: Warum braucht irgendwer eine 9mm-Beretta im Haus, eine Waffe, die gemacht wurde, um zu töten, eine Waffe von solcher Wucht, dass ihre Kugel erst eine dicke Tür durchschlagen kann und danach noch einen menschlichen Körper? Warum sollte solch eine Mordwaffe für Sportschützen unverzichtbar sein?

Jawohl, Sie haben recht, erklärten manche Politiker im vertraulichen Gespräch, kein Mensch braucht so was. Und später im Fernsehen verdünnten dieselben Politiker ihre Antwort, bis alle Klarheit sich auflöste in einem milchigen Wortgestöber aus Einerseits und Andererseits. "Wenn die Lobby steht, traut sich die Politik nicht recht nach vorne", sagt Jürgen Marx. Es ist, wie Barbara Nalepa sagt, "feige."

Entsprechend lau und halbgar fiel die sogenannte Verschärfung des Waffenrechts aus. Deutlicher als die Politiker werden die Waffenfreunde. Ein Stabsfeldwebel a. D. schrieb der um ihre Tochter Selina trauernden Familie Schweitzer eine Mail: Sie seien Spinner, sie ließen sich von radikalen Waffenfeinden vor den Karren spannen, sie sollten nicht so auf die Tränendrüse drücken.

"Ihre Regierung sollte sich schämen", sagte Dr. Michael North von der Initiative Gun Control Network bei seinem Vortrag im Winnender Rathaus am 20. Mai. Schämen dafür, dass sie nicht konsequenter reagiere auf den Amoklauf.

Katrin Altpeter von der SPD saß im Publikum an jenem Abend; und musste sich dafür Anfeindungen gefallen lassen: Sie missbrauche den Abend und die Tat für Wahlkampfzwecke, schrieb ihr danach Willi Halder von den Grünen per E-Mail.

Es gehe nicht um Wahlkampf, sagt Katrin Altpeter. Es gehe darum, Position zu beziehen. Altpeter spricht ganz eindeutig für eine Verschärfung des Waffenrechts. Und sie hat dem Aktionsbündnis mangelte es am Geld Flug- und Dolmetscherkosten für Michael North übernommen, gezahlt aus dem privaten Geldbeutel. Irgendwann sollten die Kosten irgendwie mal abgerechnet werden, sagt Altpeter. Sie weiß nicht, ob es schon passiert ist. Es sei auch nicht wichtig.

Juri Minasenko hat mit Sportschützen geredet. "Es ist schrecklich, das zu hören, wenn die Leute sagen: Ich bin leidenschaftlicher Schütze, meine Leidenschaft ist das Schießen." Sein Eindruck aus diesen Diskussionen: "Sie definieren sich als Schützen, nicht als Eltern", es gelinge nicht, sie zu einem Wechsel der Perspektive zu bewegen, es sei unmöglich, auf dieser Basis zu einer Verständigung zu finden. "Sie sagen, sie fühlen sich angegriffen in ihrer Leidenschaft. Aber angegriffen wurden unsere Töchter."

Leidenschaft. Was den einen Leidenschaft ist, empfindet Thomas Schweitzer als etwas, das "Leiden schafft".

Vorwärtsdenken

Eine Schul-Vision

Wir haben einen Traum, haben die Albertville-Schüler bei der Gedenkfeier im März gesagt. Ihre Wünsche handelten von einer Welt, in der die Menschen achtsamer miteinander umgehen, von neuen Lebensperspektiven, die sich dem Schrecklichen abtrotzen lassen.

Vorwärtsdenken. Wenn nun das neue Schuljahr in der Albertville-Containerschule beginnt, lautet die Aufgabe: arbeiten am Traum. "Für mich gehört dazu, dass die Schüler als Individuen gefördert werden, dass wir die Stärken der Schüler erkennen und bestärken, um die Schwächen auszugleichen, dass wir das Selbstwertgefühl der Schüler erhöhen und den Sinn für Gemeinschaft pflegen", sagt Rektorin Astrid Hahn. Erlebnispädagogik gehört dazu, viele Sportmöglichkeiten, vielleicht eine Theater-AG, auf jeden Fall zusätzliche Betreuungs- und Fördermöglichkeiten. "Es wird ein Prozess sein", sagt Hahn, "der vier, fünf Jahre dauert."

Zum Schuljahr 2011/12 werden die Albertville-Realschüler aus den Containern in ihr altes Schulgebäude ziehen. Anfangs war noch die große Frage: Können die Kinder und Jugendlichen in ein Haus zurückkehren, in dem so Unfassbares geschehen ist? Bald zeigte sich: Sie wollten.

Die neue alte Schule wird deutlich größer sein: Den Anbautrakt, der bisher noch von der Robert-Boehringer-Hauptschule und der Haselsteinschule mitgenutzt wird, bekommen die Albertviller hinzu. Es wird 22 Klassenzimmer geben, so viele, dass keine Wanderklassen mehr nötig sind, einen Raum der Stille, einen für die Schulpsychologen, einen für die SMV, ein größeres Lehrerzimmer. Das Schülercafé bekommt einen Eingang von außen her, damit nicht Schüler anderer Schulen durch die Flure der Albertville-Realschule gehen. So soll ein Ort entstehen, an dem sich die Schüler wieder wohl und sicher fühlen, ein Ort, wo sie auch Platz finden, um zu trauern und das Gedächtnis an die Verlorenen zu bewahren.

Vorwärtsdenken. Oberbürgermeister Bernhard Fritz verzichtet auf eine erneute Kandidatur. Seine Amtszeit endet am 31. März 2010. Er folgt damit seinem

ursprünglichen Plan, nur für zwei Amtsperioden zur Verfügung zu stehen. Der oder die Neue wird viel zu leisten haben: sensibel mit den Stimmungen in der Stadt umgehen, sich für eine zentrale Gedenkstätte einsetzen, Fingerspitzengefühl zeigen beim Umgang mit den Spendengeldern, sich als Schlüsselfigur bewähren beim Ringen um ein Wir-Gefühl.

Vorwärtsdenken das gilt für die Schule, das gilt für die Stadt.

Und die Gesellschaft? Was können, was müssen wir alle lernen?

Lehren

Sich kümmern und Grenzen setzen

"Wir wollen, dass sich etwas ändert in dieser Gesellschaft, und wir wollen mithelfen, damit es kein zweites Winnenden mehr geben kann." Mit diesen Worten haben sich die Opfereltern nach dem Amoklauf in dieser Zeitung in einem offenen Brief an die Kanzlerin, den Bundespräsidenten und an Ministerpräsident Oettinger gewandt. Eine wichtige Forderung haben die Eltern inzwischen durchgesetzt: Das Mindestalter für das Schießen mit Großkalibern wurde von 14 auf 18 Jahre heraufgesetzt. Und es gibt schärfere Kontrollen, die zumindest der Rems-Murr-Kreis auch umsetzen will (siehe "Waffen eine Zwischenbilanz").

Doch noch immer lagern mehr als acht Millionen Pistolen und Gewehre ganz legal in deutschen Haushalten, bei Jägern und Sportschützen, bei Erben und Sammlern. Umgerechnet kommt auf fast jeden zehnten Bundesbürger eine legale Waffe.

Ist dies wirklich notwendig für die Ausübung des Schießsportes? Und muss eine Gesellschaft nicht immer wieder Grenzen setzen, damit nicht alles, was technisch machbar ist, und damit nicht alles, was Menschen tun wollen, auch geschieht?

Im Schießsport werden diese Grenzen immer weiter verschoben. Das sogenannte IPSC-Schießen, bei dem der Schütze durch einen Parcours hetzt und auftauchende Ziele binnen Sekunden treffen muss, ähnelt eher einem Bürgerkriegstraining. Wer aber einen Sport ausüben will, in dessen Mittelpunkt Disziplin, Konzentration und Körperbeherrschung stehen, benötigt nicht immer größere Ballermaschinen; solche Großkaliber braucht mit Ausnahme der Jäger niemand zu Hause.

Die nächste Grenzverschiebung findet bei den Killerspielen statt, die immer realistischer das Verletzen und Ermorden von Menschen einüben. "Schon Grundschüler kommen mit den umstrittenen Killerspielen in Kontakt", schreibt Ingriß Eißele in ihrem Buch "Kalte Kinder". "Der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest befragte 6- bis 13-Jährige nach ihren Lieblingsspielen. Immerhin an fünfter Stelle (23 Prozent) rangierten Actionspiele. Schon 12-Jährige spielen brutale Computerspiele, die gemäß der USK (Unterhaltungssoftware- Selbstkontrolle, analog zur FSK bei Filmen) erst ab 16 oder 18 Jahren freigegeben sind oder gar indiziert sind."

Ein Verbot der Killerspiele würde immerhin zeigen, dass die Gesellschaft dies nicht mehr akzeptiert. Der Bundespräsident unterstützt die Forderung, die Landesinnenminister ebenso. Nach der Bundestagswahl wird sich zeigen, wie mutig die Politik ist. Denn die Killerspieler sind mittlerweile so gut organisiert wie die Schützen.

Experten und Arbeitskreise sammeln derzeit viele technokratische Vorschläge, wie man sich besser vor Amokläufen schützen kann mit Türklingeln, Sprechanlagen und Alarmsignalen. Doch um den eigentlichen Kern der Debatte drückt sich unsere Gesellschaft nach wie vor. Es geht darum, wie wir miteinander umgehen: in der Familie, in der Schule, am Arbeitsplatz oder in der Freizeit. Damit sich wirklich etwas ändert, brauchen wir eine Gesellschaft, die sich kümmert und die sich traut, Grenzen zu ziehen.

Davon sind wir noch weit entfernt.

Zukunft

Opfer-Eltern erzählen

Manchmal gelingt es: die stillstehende Zeit wieder in Gang zu setzen; sich den Erinnerungen anzuvertrauen, ohne dass der Verlustschmerz einen zerreißt; die Gegenwart tief einzuatmen; so etwas wie Zukunft zu spüren.

Im Urlaub beim Wandern, an einem guten Tag, erzählt Jürgen Marx, "haben wir zu jedem Schmetterling ‚Guten Morgen Selina, hallo Mädels gesagt". Für Fremde muss sich das "balla-balla" angehört haben, wie sie mit den Tieren sprachen. Aber es hat "unheimlich geholfen".

Einen Stein finden, der geformt ist wie ein Herz; nachts aus dem Zimmer schauen und im Himmelsgeviert des Fensterrahmens genau 15 Sterne sehen, von denen einer besonders hell leuchtet; sie alle suchen nach solchen Zeichen.

Beim VfB im Stadion sitzen pünktlich zum Anpfiff reißt der Himmel auf, wird blau, und kaum ist das Spiel vorbei, schließt sich der Wolkenvorhang wieder. Vor sich hin murmeln: "Hey, das habt ihr gut gemacht da oben. Danke!"

Mit dem gerahmten Foto der Tochter reden: Hoppla, arg verstaubt bist du heute Morgen.

Manchmal gelingt es, "richtig positiv zurückzudenken", sagt Jürgen Marx, an "tolle Tage, wo man gemeinsam gelacht hat. Meistens geht es nicht. Aber wenn doch, dann ist es richtig schön. Wir genießen es und puschen die schönen Momente auf, weil wir ja wissen: Morgen oder in einer halben Stunde oder in fünf Minuten kommt wieder eine Riesenkugel und haut dich um."

Ein Traum: Da steht die Tochter. Wo bist du, fragt die Mutter, warum kommst du nicht zurück? Die Tochter: Du weißt, dass ich nicht zurückkommen kann. Ich fühle mich gut, wo ich bin. Ich bin ganz ruhig.

Waffen eine Zwischenbilanz

Anfang April schrieb Landrat Johannes Fuchs alle Waffenbesitzer im Zuständigkeitsbereich des Landratsamtes an (also in allen Gemeinden außer den Großen Kreisstädten): Die Besitzer sollten ihren Bestand kritisch überprüfen. Viele kamen zum Schluss, dass sie ihre Waffen nicht mehr brauchen, und gaben sie im Kreishaus ab.

Seit dem 11. März sammelte das Landratsamt 1716 Waffen ein und übergab sie dem Kampfmittelbeseitigungsdienst zur Vernichtung. Und am 25. Juli trat eine bis Ende des

Jahres befristete Amnestie für die Abgabe illegaler Waffen in Kraft: Bis heute sind 30 solcher Waffen beim Landratsamt abgegeben worden.

Derzeit sind bei der Waffenbehörde noch gut 2500 Waffenbesitzer registriert, Ende 2008 waren es noch knapp 3500. Landrat Fuchs: "Wir wollen erreichen, dass nur die Waffen in privater Hand sind, die für Sport oder Jagd tatsächlich gebraucht werden. Diesem Ziel sind wir ein gutes Stück nähergekommen."

Von den verbliebenen Besitzern erwartet das Landratsamt eine Auskunft, wie sie ihre Waffen aufbewahren. Mehr als zwei Drittel der Angeschriebenen haben bis Ende August reagiert. Die übrigen wurden Anfang September in einem deutlicher formulierten Schreiben auf ihre Pflicht hingewiesen, Fragen nach der Aufbewahrung zu beantworten und Kaufbelege für Waffenschränke oder Bilder von Prüfzertifikaten vorzulegen. Diese Daten bilden die Basis für unangemeldete Vor-Ort-Kontrollen, die demnächst beginnen.

Für diese zusätzliche Aufgabe hat der Kreistag der Schaffung einer neuen Stelle in der Waffenbehörde zugestimmt. Seit Anfang August ist sie besetzt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

19) Todfreunde

Vor 25 Jahren gestand ein junger Verdächtiger einem jungen Polizeibeamten in Mönchengladbach sechs schreckliche Morde - eine Beziehung zwischen Täter und Ermittler nahm ihren Anfang. Inzwischen ergraut, hängen die beiden Männer noch immer aneinander

Von Sabine Rückert, Die Zeit, 24.9.2009

An einem Spätsommertag des Jahres 2009 sitzen zwei ältere Herren an einem Tisch und sprechen über das Fernsehprogramm. In dem spärlich möblierten Zimmer, durch dessen Fenster die Sonne hell hereinfällt, ist niemand anders als die beiden Männer, die in ihren Kaffeetassen rühren und manchmal zum Gebäck auf dem Tisch greifen. Hennes Jöris und Otto Debisch* scheinen einander lange zu kennen. Sie könnten früher Nachbarskinder gewesen sein oder Schulfreunde. Denn dass der eine zehn Jahre jünger ist als der andere, müsste man wissen - sehen kann man es nicht. Sie reden, was man so redet, über Leute, die draußen am Fenster vorbeigehen, aber was sie wirklich verbindet, erwähnen sie nicht.

Als Hennes Jöris das erste Mal mit Otto Debisch zu tun bekam, war das an einem Herbsttag des Jahres 1978. Damals betrat Hans-Josef Jöris, den zu dieser Zeit schon alle Hennes nannten - frisch von der Polizeihochschule und jetzt Praktikant bei der Mordkommission Mönchengladbach - ein stillgelegtes Bahnhofsgebäude in der rheinischen Kleinstadt Willich. Hier ist die verstümmelte Leiche des kurz zuvor vermisst gemeldeten 12-jährigen Sohnes eines britischen Besatzungssoldaten entdeckt worden. Jöris, 28 Jahre, erster Mordfall, muss sich zusammenreißen, als die älteren Beamten den Tapetenfetzen anheben, mit dem der Mörder sein Opfer abgedeckt hat. Sein Blick fällt auf die geöffnete Bauchhöhle des Jungen. Jemand hat ihn mit Messerstichen durchbohrt und ihn danach erwürgt, dem Toten die Bauchdecke wie einen Deckel herausgeschnitten, die Beine aufgesäbelt, die Geschlechtsorgane abgetrennt und mitgenommen. Der ganze Raum steht unter Blut. So gewütet hat der Mörder, dass darüber sein Messer kaputtgegangen ist. Das verbogene Tatwerkzeug hat er zurückgelassen. "Dieses Schwein kriegen wir", hört Jöris die Kollegen sagen. Da ahnen die Männer noch nicht, dass ihnen genau dieses nie gelingen wird. Und der Praktikant ahnt nicht, dass er es sein wird, der den Mörder fängt.

Erst fast sechs Jahre später, im Februar 1984, begegnen sich Hennes Jöris, nun schon KOK, Kriminaloberkommissar, und Otto Debisch das erste Mal. Ein Jäger hat kurz zuvor im Wald bei Mönchengladbach die vergrabenen Überreste eines Mannes entdeckt, der Willi F. hieß und im Sommer des Vorjahres aus einem psychiatrischen Krankenhaus - in dem Suizidanten und andere Problembeladene untergebracht sind -

verschwunden war. In der Klinik hatte man Willi nicht weiter vermisst, er war ein unsteter Geselle, außerdem freiwillig da gewesen. So einer kann gehen, wenn er will. Einer Schwester fällt nun aber, da man ihn skelettiert aufgefunden hat, wieder ein, dass der Mitpatient Otto Debisch kurz nach Willis Abgang behauptet habe, der Willi sei "tot" - obwohl das doch zu jenem Zeitpunkt noch niemand hatte wissen können. Der Patient Otto Debisch ist inzwischen entlassen worden und lebt nun im Heim "Schöne Aussicht", einer Unterkunft für gestrandete junge Leute, irgendwo in der Eifel.

Also reist Kommissar Jöris dorthin und nimmt Otto Debisch - Heimkind, Schulabbrecher, berufslos, arbeitslos - in dessen Zimmer fest. Die Polizei kommt zu dritt, einer stellt sich vors Fenster, einer vor die Tür, Jöris setzt sich dem Verdächtigen gegenüber und bringt ihm in sanften Worten bei, dass er sie nun begleiten müsse. Da tut Debisch etwas Seltsames: Er zieht seine Kamera heraus und macht ein Foto. Klick. Hennes Jöris, wie er Otto Debisch lächelnd verhaftet. Es ist das letzte Bild auf dem Film. Dann ist er voll.

Als Otto Debisch 25 Jahre später diese Fotografie vor Hennes Jöris auf den Kaffeetisch legt, ist der perplex: "Mensch, hast du mich damals fotografiert? Das hab ich ganz vergessen." - "Da haste noch jung ausgesehen", antwortet Debisch. Er hat noch mehr dabei: Aufnahmen vom Heim "Schöne Aussicht", das abgeschieden an einem Abhang steht. Auch Debisch selbst ist irgendwo auf dem Film, ein athletischer, etwas gebeugter Mann, mit halblangem Haar und einem von Bitterkeit gezeichneten Gesicht.

Otto Debisch wundert sich, wie der Polizist Hennes die Bilder vergessen konnte. Er ruft: "Du hast sie doch damals selber zum Entwickeln gebracht - in den Supermarkt, in dem du mir auch die Zündhölzer gekauft hast!" Richtig, die Zündhölzer! Drei herrliche Segelschiffe hat Otto aus Tausenden Streichhölzern gebaut in jenen drei Monaten, die sie zusammen verbracht haben. Februar, März, April 1984. Über 90 Tage Aug in Auge, Hand in Hand, man könnte sagen: in enger Umschlingung. Otto Debisch hat keinen Tag vergessen, Otto Debisch vergisst nie etwas. Die Schiffe hat er seinem Freund Hennes im Mai 1984 als Andenken dagelassen, die Fotos mitgenommen. Seit 25 Jahren liegt der lächelnde Hennes in Ottos Nachttischschublade.

Debischs erste Vernehmung am 4. Februar 1984 läuft zäh. Jöris hat ihn mit aufs Polizeirevier nach Mönchengladbach gebracht. Man duzt sich, was in Verhören nicht ungewöhnlich ist, weil die Lage dann weniger brenzlig erscheint. Es geht um den skelettierten Willi. Das Protokoll hält fest, dass Debisch viel redet und nichts sagt. Schließlich fragt Jöris ihn: "Hattest du Streit mit dem Willi?"

"Mit dem hab ich noch nie Streit gehabt."

"Otto, stimmt es, dass ihr beide zusammen rausgegangen seid, als der Willi verschwand?"

"Ja, aber wir sind getrennte Wege gegangen."

"Wann ist dir dann aufgefallen, dass der Willi nicht mehr da ist?"

"Am nächsten Morgen."

"Otto, hast du was mit dem Tod vom Willi zu tun?"

"Ich schwöre, dass ich damit nichts zu tun habe. Wenn ich von jemandem wüsste, der damit zu tun haben könnte, dann würd' ich es sofort sagen."

"Otto, du sollst am 11. Juli 1983 abends gegen 19 Uhr von einem Ausgang sturzbetrunken auf die Station zurückgekommen sein. Du sollst dich vier Mal übergeben und außerdem geweint haben. Der Pflegerin gegenüber sollst du dann gesagt haben: Maria, hilf mir, hilf mir! Der Willi ist tot, der Willi ist tot! Was sagst du dazu?"

"Ich weiß nur noch, dass ich an diesem Tag zwei Flaschen Whiskey getrunken hab'. Kann sein, dass ich was gesagt hab', aber ich weiß von nichts!"

Viel haben sie nicht gegen Debisch in der Hand, als sie ihn schließlich in eine Gefängniszelle stecken. Wenn Debisch nicht auspackt, müssen sie ihn bald wieder laufen lassen. Es ist am selben Abend, als Kommissar Jöris, der schon auf dem Weg nach Hause ist, einem unbestimmten Gefühl gehorchend beschließt, noch einmal nach dem Verhafteten zu schauen. Er hatte es ihm am Nachmittag versprochen, und obwohl er jetzt eigentlich keine Lust mehr hat, fährt er doch noch aufs Polizeirevier, um seine Zusage einzuhalten. "Gut, dass de kommst", sagt der wachhabende Beamte, als er die grün gestrichene Stahltür aufschließt, "der da drin is' am Heulen." In Zelle 4 ist es finster. Durch die Glasbausteine, die das Fenster ersetzen, fällt kein Licht mehr. Otto Debisch ist nicht zu sehen. Auf der Pritsche hockt ein schluchzender Haufen Mensch, der die Decke über sich gezogen hat. Vorsichtig streift Hennes Jöris die Umhüllung zurück und legt den Arm um den Nassgeweinten. "Was is' los?"

"Ich will meine Sachen haben."

"Die sind noch in der Eifel, die könn' wir jetzt nich' holen, es is' Nacht."

"Ich will sofort meine Sachen, sonst klaut mir die einer", erwidert Debisch zitternd.

"Ich schwör dir, morgen früh fahren wir als Erstes los und holen deine Sachen", verspricht Jöris sanft. Und weil ihm ein so gewaltiger Kummer wegen ein paar Klamotten und einem alten Kofferradio merkwürdig vorkommt, fragt er: "Haste was mit dem Willi zu tun?" Nicken. Und dann sagt der in seinem Arm noch etwas - es rieselt Jöris bis heute kalt über den Rücken, wenn er daran denkt: "Morgen erzähl ich dir noch mehr - auch das von dem englischen Jungen. Und dann wirste berühmt."

Es wurde der Fall seines Lebens, und er hat Jöris bei der Polizei den Ruf eines Menschenflüsterers eingebracht: Denn der Mann, den Jöris an jenem Abend tröstend im Arm hielt, war - obwohl kaum älter als zwanzig Jahre - ein Serienmörder. Sechs Tötungsdelikte, die ihm niemand hätte nachweisen können, hat er dem Kriminalbeamten am nächsten Tag gestanden. Das erste - an einem alten Mann - hatte Debisch schon als 13-Jähriger begangen, das letzte im Sommer zuvor - an Willi. Manche waren zu regelrechten Blutbädern ausgeartet, wie das an dem kleinen Engländer, das Otto Debisch mit 17 beging. Drei der Taten waren ungeklärt geblieben, eine vierte war nicht einmal bekannt geworden und als Vermisstensache verstaubt. Für weitere zwei waren Unschuldige verurteilt worden. Und nun klärte Hennes Jöris sechs Morde auf einmal, weil Otto Debisch in jener Nacht endlich eine Seele gefunden hatte, die er für würdig hielt, sein entsetzliches Wissen mit ihm zu teilen.

Hennes Jöris hat keine Bücher geschrieben über diesen Fall, er ist nicht im Fernsehen aufgetreten, hat nicht auf Tagungen geglänzt, ist nicht mit Tatortlichtbildern

umhergereist und hat keine Vorträge über Verhörmethoden an Polizeiakademien gehalten. Er hätte auch gar nicht gewusst, was er da sagen sollte. Vielleicht: Ich war bloß der richtige Mensch zum richtigen Zeitpunkt. Oder: Ein Vernehmungsbeamter trifft auf tausend verschiedene Menschenmodelle, und auf keines kann er sich vorbereiten - es ist immer das erste Mal, und ich hatte Glück.

Hennes Jöris hielt an jenem Abend ein kleines Versprechen und ist dafür übermäßig belohnt worden. Er war zuverlässig und freundlich gegenüber einem Menschen, dem nie einer mit Treue und Güte begegnet ist, den das Schicksal immer nur in die Irre geschickt und in den Morast von Brutalität und Verrat getaucht hatte. Und dieser Mensch hatte ihn nun zu seinem Freund erkoren und beschlossen, ihn - unter Aufgabe der eigenen Existenz - berühmt zu machen. Blutiger Ruhm war das Einzige, was Otto Debisch zu verschenken hatte.

Das ist alles lange her. Nächstes Jahr geht Hennes Jöris in Pension. Der Flur der Todesermittler im ersten Stock der alten Backsteinkaserne, in der die Polizei Mönchengladbach sitzt, war über all die Jahre sein Zuhause. Hier trat er 1978 als Praktikant seinen Dienst an, jetzt ist er seit zwölf Jahren der Chef. Raum F169 ist seiner, hier riecht es nicht nach Ruhm, sondern nach Pfeifenrauch. Auch müsste mal gestrichen werden, die türkisfarbene Jalousie hängt schief über sterbenden Topfpflanzen. Im Radio singt Marianne Rosenberg leise von ewiger Liebe. Jöris, über dessen Schreibtisch 350 Todesermittlungen im Jahr gehen, der täglich Erstochene, Ertrunkene, Erhängte, Erschlagene, Erwürgte und auf unklare Weise Erloschene zu Gesicht bekommt, hört ständig WDR 4, einen tröstlichen Sender für ältere Leute, aus einer unerreichbar heilen Welt. Jöris sitzt täglich ab 6.30 Uhr an seinem Schreibtisch, um 10 Uhr hat er schon die zweite Pfeife geraucht. An den Wänden Fotos von früher: Jöris im Kreise der Kollegen, klein, jung, drahtig, mit halblangen Locken und Schnauzbart. Das Kinn trotzig vorgereckt. Die Arme selbstbewusst vor der Brust verschränkt. Ein guter Bulle.

Debisch reißt die Schreibmaschine hoch und brüllt: "Den bring ich um!"

Das Ansehen eines Beamten wächst mit der Schwere des zu bekämpfenden Verbrechens, deshalb gilt die Mordkommission als Gipfel der Polizeiarbeit. Oder wie Jöris es ausdrückt: "'ne Steigerung von tot jibt et nich!" Weil der gewaltsame Tod sich nicht an die Dienstzeiten hält und Mörder keinen Feierabend machen, sondern vorzugsweise nachts oder am Wochenende zuschlagen, hat Jöris zwei Handys und zu Hause drei Festnetztelefone: in der Küche, neben dem Fernseher, am Bett. Oft schreckt ihn das Klingeln in der tiefsten Nacht hoch und zwingt ihn, im Halbschlaf Entscheidungen zu fällen. Wie viele Weihnachtsfeste, Urlaube, Hochzeitstage, Kindergeburtstage hat er in den vergangenen dreißig Jahren an Tatorten oder in Vernehmungszimmern verbracht? Wie oft saß seine Frau neben einem leeren Platz im Theater oder aß in einem Wellnesshotel für zwei? Er kann nicht anders - "töter jibt et nich" - er muss. Er ist geboren für diese ausgetretenen Treppenhäuser, diese gebohnerten Gänge, diese mit hässlichen Fahndungsplakaten beklebten Wände. Hennes Jöris ist geschaffen für das Verbrechen.

Und für Täter wie Debisch, dessen drei Schiffe immer noch über den Aktenschrank im Raum F169 segeln: ein Zweimaster, ein Dreimaster, ein Viermaster. Mit Rahen und Takelage, hergestellt aus einem Berg von Streichhölzern und einem Meer von Geduld.

Hennes Jöris hat die Streichhölzer damals büschelweise abgebrannt, bevor er sie Otto Debisch in die Zelle brachte. Drei Monate war der Untersuchungshäftling im Polizeigewahrsam, "ausgeantwortet", wie es heißt, weil er so schrecklich viel zu gestehen hatte. Und Jöris sorgte dafür, dass es Debisch in dieser Zeit gut ging.

Die langen Gespräche zwischen Hennes Jöris und Otto Debisch sind bis heute in den dicken Vernehmungsakten des Mönchengladbacher Polizeiarchivs festgehalten. Auf ihnen haben sich inzwischen so viele Jahre abgelagert, dass sich die Hände waschen muss, wer darin blättert. Leicht kann es nicht gewesen sein mit Debisch, der, mutterlos in sozialer Kälte aufgewachsen, den Menschen vor allem Böses zutraute.

In den ersten Tagen will er gar nicht essen, bis Hennes zur Pommes-Bude läuft, um dieser Verweigerung eine dicke Currywurst entgegenzusetzen. Später fahren Streifenwagen zum "Spickhof" und holen von dort gewaltige Grillteller, die Otto dann gerne vertilgt. Der Beschuldigte muss bei Laune gehalten werden. Ist er schlecht drauf oder fehlt Jöris beim Verhör durch Zufall, schweigt er einfach oder weist auf seine Rechte hin: Er sei nicht verpflichtet, hier Angaben zu machen. Als ein hinzugezogener Polizist im Verhör einmal laut wird und ihm mit Drohungen kommt ("wir können auch anders"), reißt Debisch eine Schreibmaschine an sich, schwenkt sie hoch über dem Kopf des Störenfrieds und brüllt: "Den bring ich um!" Der Beamte muss den Raum sofort verlassen, denn dröhnende Stimmen oder fuchtelnde Gebärden kann der Beschuldigte nicht vertragen - er ist in seinem Leben zu viel angeschrien und misshandelt worden.

Auch bei Jöris schweigt Debisch manchmal lange im Verhör. Am Anfang bringt er es nicht fertig, die grausamen Einzelheiten auszuspucken, er wirft stumm den Kopf nach vorn, sodass ihm sein langes Haar ins Gesicht fällt. Dann weiß Jöris, es ist Zeit für eine Pause. "Der Vernehmer braucht vor allem: Geduld", sagt Jöris, "wer eine Aussage erzwingen will, scheitert." Also hat er zugehört und gewartet. Bis der andere Schutt ablädt. Debisch spricht und spricht, die Schreibmaschine macht die Musik dazu. Was da kommt, ist kein Geständnis mehr, es ist ein Befreiungsoratorium. Otto Debischs lange Flucht vor sich selbst geht zu Ende.

Das Vernehmungsprotokoll dokumentiert, dass der Redestrom Debischs seitenlang durch keine einzige Frage unterbrochen wird. Und auch, dass Gestehen eine sehr intime Sache ist, eine schreckliche innere Leistung. Mörder wissen, wie die Gesellschaft über sie denkt. Und wer sechs bestialische Morde schildert, wie Debisch, dem ist klar, dass er sich im Prozess des Gestehens aus der Gemeinschaft der Menschen hinausbewegt, dahin, wo die totale Einsamkeit herrscht. Bloß Hennes Jöris ist noch da. Der geht mit auf Höllenfahrt und kümmert sich, dass Debisch auch jetzt Teil der Menschheit bleibt. Jöris, der keine Angst vor ihm hat, nicht das Ungeheuer sieht, sondern den Gepeinigten, den Gehetzten, den Gottverlassenen. Jöris, der jeden Tag in den Vernehmungspausen mit Debisch spazieren geht auf dem großen, mit schönen Platanen bewachsenen Polizeigelände. Tag für Tag, Woche um Woche, durch Handschellen und Fürsorge an ihn gekettet. Bisweilen ertappt Jöris sich dabei, dass er dem anderen auch etwas offenbart, erzählt von sich und seiner hübschen Frau, die gerade ein Kind erwartet.

So gelingt es dem Kriminalbeamten Hennes Jöris, Hüter von Recht und Ordnung, um sich und den Mörder eine Zeit lang einen magischen Kreis zu ziehen, in dem die Normen der Welt nicht mehr gelten und Recht und Ordnung außer Kraft gesetzt sind. Keine der Abscheulichkeiten, die Otto Debisch begangen hat, wird bewertet, keine

verurteilt, keine angewidert kommentiert. Sie stehen für sich - unberührt von Gut und Böse. Ein Vernehmungszimmer ist kein Gerichtssaal, sondern ein Beichtstuhl. Nie wieder wird jemand an Otto so Anteil nehmen wie Hennes. Und nie wieder wird einer so zuhören. "Jeder hat einen Grund für das, was er tut", sagt Jöris nüchtern, "auch der Mörder." Jöris kennt die Physik des Verbrechens: Ursache und Wirkung, Druck, der Gegendruck erzeugt, Zerstörung, die Zerstörer gebiert. Und Otto lässt sich fallen, denn für Hennes sind alle Menschen aus demselben Stoff gemacht: Was Otto auch getan haben mag, nichts wird an dieser Einschätzung etwas ändern.

Mönchengladbach, 12. Februar 1984, 10.49 Uhr. Vernehmung Otto Debisch zum Tode des Arnold P. in Essen.

"Woher kanntest du den Arnold?"

"Aus dem Heim, wir sind immer zusammen weggegangen. Er war aber in einer anderen Gruppe, ich glaube H oder B."

Wie alt war er denn?"

"So 17 oder 18."

"Und was ist passiert?"

"Wir sind auf den Schrottplatz Brombeeren pflücken gegangen", sagt Debisch, "da hab ich ihn vor den Kopf gehauen."

"Womit denn?"

"Mit einem Knüppel, kann auch ne Eisenstange gewesen sein."

"Und dann?"

"Dann hat er sich nicht mehr gerührt, dann hab ich mit ihm dasselbe gemacht wie mit den anderen."

"Was denn?"

"Ich habe ihm zuerst den elften Finger abgeschnitten"

"Und weiter?"

"Dann hab ich ihn abgeschlachtet."

"Wie hast'n das gemacht?"

"Ich hab das Fleisch von den Knochen getrennt."

"Womit?"

"Mit einem Messer."

"Von allen Knochen?"

"Von allen!"

"Haste sonst noch was abgeschnitten?"

"Ja, die Hände und Füße an den Gelenken."

"Und sonst?"

"Ich hab das Fleisch vom ganzen Körper abgetrennt."

"Was hast'n mit dem Fleisch gemacht?"

"In ein Loch geschmissen, das war schon da."

"Haste den Jungen vorher ausgezogen?"

"Ja, dat musst ich ja wohl."

"Was hast'n mit der Kleidung gemacht?"

"Liegen lassen."

"Warum haste denn das Fleisch abgeschnitten? War der da schon tot?"

"Der war schon tot, der hat sich nicht mehr gerührt. Und warum ich das gemacht hab, weiß ich nicht. Ich hab alle Knochen abgeschnitten und einzeln in eine Tonne getan. Ich hab auch den Kopf abgeschnitten, da hab ich auch das Fleisch von abgemacht. Erst hab ich die Füße abgeschnitten, dann das Bein am Knie, dann oben an der Hüfte. Dann den Körper in der Mitte durchtrennt, dann die Arme abgeschnitten und nochmal in der Mitte geteilt, dann hab ich noch die Hände abgeschnitten. Die Hände und Füße habe ich genommen und sie unter der Brücke vergraben. Die Stelle könnte ich dir heute noch zeigen."

"Wie weit ist die Brücke entfernt?"

"Ungefähr 500 Meter."

"Was hast du dann gemacht?"

"Zurück ins Heim gegangen."

"Bist du eigentlich später mal von der Polizei überprüft worden?"

"Nee."

Wie zerlegt man einen Menschen? Otto erklärt es stundenlang. Er hat es ja wieder und wieder getan. Er hat sich quer durch den Nordwesten Deutschlands gemordet, immer dem Weg folgend, auf dem man ihn als Jugendlichen von Heim zu Heim weiterstieß. Immer da, wo Otto gerade war, kam jemand grausig zu Tode. Arnolds Skelett hat er beispielsweise - abzüglich Hände und Füße - an einem anderen Ort anatomisch korrekt wieder zusammengesetzt und wie ein Memento mori liegen lassen, auf dass die Menschheit es finde. Ein Symbol aus archaischen Zeiten mitten in Essen, Nordrhein-Westfalen.

"Ich habe nur Kirschen geklaut und den Willi umgebracht"

Manchmal beschleichen KOK Jöris Zweifel an Debischs Berichten: Jeder Polizist kennt die Schwätzer, die sich auf den Wachen wichtig tun mit ihrem Wissen aus der Zeitung. Auch für den Mord an Arnold sitzt seit Jahren schon ein anderer in einer Anstalt, ein Schizophrener, der sich seinerzeit selbst bezichtigt hatte. "Otto", hält Jöris dem Beschuldigten deshalb vor, "du sollst uns hier nicht aus Gefallen Dinge erzählen, die du nicht gemacht hast. Hast du den Arnold wirklich getötet?"

"Ja."

"Hast du ihn alleine getötet?"

"Ja."

"Otto, du weißt, dass jemand anderes längst gestanden hat, den Arnold umgebracht zu haben. Wie erklärst du dir das?"

"Der ist bekloppt in der Birne."

So kommt es mitten in den Verhören plötzlich zu einer Art Beweislastumkehr: Nicht der Polizist versucht dem Beschuldigten die Tat nachzuweisen, sondern Debisch müht sich, den Kommissar davon zu überzeugen, dass er tatsächlich ein Serienmörder ist. Im Fall des kleinen Engländers kann Debisch das verschwundene Medaillon beschreiben, das der 12-Jährige bei seiner Ermordung um den Hals trug. Und im Fall Arnold glaubt der Kommissar dem Vernommenen die Geschichte erst, als der ihn zur beschriebenen Brücke führt, unter der die Beamten wirklich die Überreste von Händen und Füßen eines jungen Mannes ausgraben.

Die Fotos der besichtigten Tatorte und Rekonstruktionen liegen in den Akten. Große Schwarz-Weiß-Abzüge, auf denen man Jöris und Debisch aneinandergekettet zu Tatorten gehen und von Tatorten kommen sieht. Gemeinsam durchmessen sie jene verbrannte Erde, die damals Debischs Lebensraum war: Schrottplätze, Baustellen, Kinderheime, verhungerte Schonungen, Industriebrachen, graue Wiesen, Unterführungen, Schutthalden, Bahngeleise - die abgerissenen, die gemiedenen Distrikte der Bundesrepublik. Otto Debisch hauste in einem schmutzigen, gefährlichen Niemandsland, nur durch eine hauchdünne Wand getrennt vom satten Frieden der Wohlstandsbürger. Hier in der Vergessenheit war sein Platz. Hier tötete er. Gleich nebenan. Die meisten seiner Opfer sind junge Heiminsassen, wie er selbst, oder Zufallsbegegnungen. Keine der Taten ist von langer Hand geplant. Gegen keinen der Männer, die er erschlägt, entmannt und aufschneidet hegt Debisch besonderen Groll. In den Verhören kann er für seine Blutexzesse nicht einmal einen Grund angeben.

Es müssen Springfluten der Aggression gewesen sein, die über ihm zusammenschlugen und ihn mit sich rissen. Attacken aus dem Nichts, Rauschzustände der Allmachtsfantasie. Einen Menschen komplett auseinanderzunehmen dauert - vorausgesetzt, man hat ein gutes Messer - etwa einen Tag. Debisch hat sich lange und leidenschaftlich mit der totalen Zerstörung von Personen beschäftigt - welches Ausmaß an destruktiver Energie muss er aufgebracht haben! Wie viel Ergötzen und Befriedigung muss sein Vernichtungswerk ihm beschert haben, dass er es wieder und wieder verrichtete!

Nichts von dieser Ekstase dringt in seinen Aussagen durch. Weder Blutrausch noch Begeisterung. Seine Berichte sind detailreich und sachlich genau, seine Skizzen übertreffen an Exaktheit die der Polizei, doch bleibt alles dürr und seltsam ohne Regung. So, als beschriebe Debisch einen Tag auf der Kfz-Zulassungsstelle. Debisch sagt Sätze wie diesen: "In S. habe ich eigentlich gar nichts angestellt. Außer Kirschen geklaut. Und außer den Willi umgebracht." Wenn er in Tränen ausbricht, dann über sich und das eigene Schicksal - nie über das der Getöteten.

Debischs Geständnis erscheint wie eine weit zurückliegende Halluzination, in die er den Kommissar jetzt entführt: Es gellen keine Schreie, niemand kämpft oder bettelt um sein Leben. Hier gibt es keine herausquellenden Därme, keine Qual, keine Angst, keinen Hass, keinen Gestank, keinen Ekel, keine Reue, keine Lust, keinen Schmerz.

Wie ein Träumender bewegt sich der Mörder durch die abstrakte Szenerie der eigenen Schilderung. Sobald er seine Opfer mit dem Messer berührt, zerfallen sie scheinbar von selbst in ihre Bestandteile. Wie im Märchen werden Figuren mühelos mittendurch gerissen, Hände und Füße liegen plötzlich da, wie abgefallen. Alles scheint leicht und selbstverständlich, und niemand muss sich wundern.

Zum Kaffeetrinken 25 Jahre später hat Otto Debisch Cremeröllchen mitgebracht und Schokopudding. Er schenkt aus der Thermoskanne nach, Milch und Zucker, selbst das Geschirr hat er in seinem großen roten Rucksack hergeschleppt. Otto ist der Gastgeber, Hennes sein Gast. Der hat als Mitbringsel eine ganze Plastiktüte Schwarzer Krauser und Zigarettenpapier dabei. Bis heute raucht Otto Debisch nur dieses Kraut. Vielleicht sieht er deshalb älter aus, als er ist. Sehnig, zerfurcht, eine Schirmmütze gegen die Sonne und gegen die Blicke, immer gebeugt. Er könnte Bauarbeiter sein oder Trapper, er ist aber Gärtner. Die beiden trinken Kaffee und reden nicht vom Tod, sondern vom Leben: Otto erzählt von Eissalat, Kopfsalat, Johannisbeeren, Radieschen, Gurken und Rhabarber, all dem Gemüse, das unter seinen Händen gedeiht. Seine Finger sind voller winziger Stacheln, das kommt von den Brombeeren und Disteln. Hennes merkt, dass Otto die Stacheln nicht mehr richtig sehen kann. "Du brauchst 'ne Brille", sagt er, "wir müssen uns drum kümmern."

Man muss wohl schrumpfen und sich in Debischs klein gebliebenes, versteinertes Seelenhaus quetschen, durch seine Schießscharten in die Kloake hinausblicken, als die sich die Welt ihm präsentiert. Genau das hat Jöris getan. Und hat verstanden. Hat im anderen die entsetzlich schiefgelaufene Variante seiner selbst erkannt. Den finsteren, wütenden Bruder, der für sein Unglück Rache am Menschengeschlecht nahm, indem er Unbekannte als anonyme Vertreter dieser Menschheit zermalmt hat. Aus dieser Anteilnahme hat Jöris nie mehr ganz herausgefunden.

Die Frage, woher das Böse rührt, hat die zwei Männer damals zusammengeführt, wenn sie sich diesem Thema auch von entgegengesetzten Seiten näherten. Jöris, der Polizist, aus seiner intakten Welt - Debisch, der Mörder, aus seiner defekten:

Hier Jöris, einziger geliebter Sohn hart arbeitender Bürger, der Vater Kraftfahrer, die Mutter bei der Bahn. Dort Debisch, einer von zehn verwahrlosten Söhnen, dessen hasserfüllte und gewalttätige Familie in einem einzigen Zimmer und später in einem Abrisshaus vegetierte.

Hier Jöris, dessen Mama mit dem Rad noch einmal einkaufen fuhr, wenn ihrem Liebling das Mittagessen nicht passte, und die ihm tröstend ein Bier servierte, als er durchs Abitur gefallen war. Dort Debisch, dessen Mutter starb, als er ein kleines Kind war und dessen alkoholisierter Vater die Söhne strafte, indem er ihre Hände auf die heiße Herdplatte legte.

Hier Jöris, der als junger Kriminalbeamter seine häusliche Helga heiratete, die ihm bis heute jeden Tag ein vorgekochtes Mittagessen fürs Büro einpackt. Dort Debisch, ein chaotischer Halbwüchsiger auf Odyssee durch Kinderheime, psychiatrische Anstalten und Waisenhäuser, ein abweisendes und verschlossenes Kind, nirgends angenommen, nirgends gut gelitten.

Hier Jöris, der nach Dienstschluss in sein Bullerbü heimfährt, worin ein weißes Entenpaar, Bert und Berta, mit den Küken über den Teich schwimmt und Helga ihm

nach dem Nachtmahl die Pfeife in den Garten trägt. Dort Debisch, der im März 1985 vom Landgericht Mönchengladbach zu einer hohen Haftstrafe verurteilt und obendrein wegen einer vom psychiatrischen Sachverständigen diagnostizierten "schweren seelischen Abartigkeit" auf unabsehbare Zeit in den Maßregelvollzug eingewiesen wurde, wo er heute noch sitzt.

Plötzlich packte Debisch eine wilde Reue: Der Freund war bloß ein Spion

Und jetzt sitzen sie beide da, im sonnendurchfluteten Besucherraum einer modernen forensisch-psychiatrischen Anstalt, und reden. Hennes hat auf Ottos Bitten Erkundigungen über dessen Geschwister eingezogen. Und weil fast alle Debisch-Brüder dissozial, polizeilich auffällig oder irgendwo eingesperrt sind, kann Hennes Ottos Familiengeschichte ziemlich genau rekonstruieren: Wer wo wie lange brummen muss, wer vor Gericht steht, wer festgenommen wurde, wer starb. Debisch selbst erfährt von draußen nur das, was es bis in die Fernsehnachrichten schafft. Kein Mensch besucht ihn - nur Jöris.

An diesem Spätsommertag geht es um den ungeklärten Tod eines älteren Bruders irgendwo in Norddeutschland, der ein paar Aspirintabletten geschluckt hatte und dann leblos im versifften Zimmer eines weiteren Bruders gefunden wurde. Die Suche nach der Todesursache war rasch eingestellt, der Leichnam ohne Obduktion bestattet worden.

Als Gegenleistung für die Recherche schenkt Debisch dem Besucher eine Panflöte, gefertigt aus Goldregenholz, das im Anstaltsgarten wächst. Die Zweige hat Otto mit dem Messer ausgehöhlt und zugeschnitten und mit Zwirn zusammengebunden. Otto gilt mittlerweile als in sich ruhender Patient, sodass er mit spitzen und scharfen Gegenständen hantieren darf. Psychopharmaka bekommt er nicht, er ist nicht krank im klassischen Sinne. Otto ist kaputt, dagegen gibt es keine Medikamente. Als Otto dem Instrument ein paar Töne entlockt, sagt Hennes: "Schön! So was kricht man nicht alle Tage." - "Auf jeden Fall handgemacht", antwortet der andere befriedigt.

Debisch ist der einzige Verurteilte, zu dem Jöris je Kontakt hielt, nachdem alle Arbeit getan war. Mit dem er sich geschrieben, mit dem er telefoniert und den er ab und zu besucht hat. Dabei darf man sich diese Beziehung nicht als herzliche Männerfreundschaft unter Gleichgesinnten vorstellen. Jöris besucht Debisch eher, so wie ein Veteran einen alten Kriegskameraden besucht, mit dem es nicht mehr viel zu reden gibt, an dem man aber hängt, weil man einst gemeinsam vor Stalingrad im Schützengraben lag.

Eine Rolle spielt dabei, dass Debisch nicht zu den kaltherzigen Taktikern gehörte, die aus Geldgier töten und ihr Alibi minutiös planen. Solche aalglatten Mörder hat Jöris später auch verhört - manche haben dabei versucht, ihr Verbrechen unbeteiligten Dritten anzulasten - , und er war jedes Mal froh, wenn die Sache vorbei war. Debisch mochte sechs Morde auf dem Gewissen haben - irgendetwas an ihm hat Jöris trotzdem angerührt, wenn er auch nicht genau sagen kann, was. Wahrscheinlich, dass Otto so aus tiefstem Herzen von allem Übel erlöst werden wollte und dass er dazu einen Freund und Helfer brauchte. Es ist dieser Vertrauenskredit, den Hennes Jöris bis heute abträgt. Seine Treue ist die Revanche für Ottos totale Selbstauslieferung.

Und Debisch? Für ihn war Jöris die beste Beziehung, die er je hatte. Einer, der Wohlwollen in sein Leben getragen hat. Und Mitleid. Und Gerechtigkeit.

Die große Krise zog für Debisch herauf, als alles gesagt war, als die gemeinsame Seifenblase platzte und seine Zweisamkeit mit Jöris ein abruptes Ende nahm. Das war, als Debisch nach Abschluss der Ermittlungen im Mai 1984 ins Untersuchungsgefängnis verlegt wurde. Monatelang war er der Star des Mönchengladbacher Polizeireviers gewesen, der Nabel der Welt. Jeder hatte an seinen Lippen gehangen. An den Montagen war Debisch jedes Mal bockig und verstimmt gewesen, weil ihm übers Wochenende Jöris' Aufmerksamkeit nicht im gewohnten Maße gegolten hatte. Dann musste der gekränkte Beschuldigte durch Sonderrationen an Zigaretten, Cola und Zuwendung wieder aufgemuntert werden. All das hörte schlagartig auf. Kein Jöris mehr. Kein Grillteller. Stille in seiner Zelle und auf dem Flur nur das kalte Rasseln der Gefängnisschlüssel.

Otto ist mit einem Mal wieder einsam. Allein mit dem Blut und der Schuld, die er zusammen mit Hennes heraufbeschworen hat. Ohne Ablenkung, Musik, Gerüche, Licht und Trost. Zurückverbannt in seine mit Schreckensbildern ausgekleidete Innenwelt. Plötzlich muss in Otto der Gedanke aufgestiegen sein, dass Jöris niemals sein Freund war, sondern bloß ein Spion, ein Aushorcher. Und eine wilde Reue muss ihn gepackt haben, eine ohnmächtige Wut. Die Hassbriefe, die Otto im Frühjahr 1984 aus dem Gefängnis an den "Polizeipräsidenten Hennes Jöris" geschrieben hat, füllen einen halben Ordner. Sie schnappen über vor Zorn und Enttäuschung. "Ihr könnt mich alle am Arsch lecken", kreischt es in entfesselter Orthografie, "ich schreibe jetzt an die Zeitung, die werden mir geben, was ich brauche. Der Hennes war immer noch nicht bei mir. Ich habe jetzt die Wahrheit aufgeschrieben, denn das, was ihr habt, ist nicht die Wahrheit. Ich habe euch alle in der Hand. Ich kann immer noch sagen, dass ihr mich gezwungen habt, alles zuzugeben. Damit ihr einen Mörder habt, der in den Knast geht. Doch in der Zelle habe ich mich kaputt gelacht über euch, weil ich euch so verarscht habe. Kaputt gelacht. Ich bin kein Mörder! Ihr seid die Irren! Ich bin kein Mörder! Der wahre Mörder ist noch frei."

Vorbei ist es jetzt mit Otto Debischs Ruhe, von der er in den Vernehmungen durchdrungen war. Mit aller Macht will er Jöris herbeizwingen. Er schimpft, er droht mit dem Anwalt, mit der Presse und mit Suizid. Er bittet und fleht. Im Mai 1984 schreibt er: "Mein Freund! Kannst du dich nicht wieder bei mir einnisten? Dann hast auch du Gitter vor den Fenstern. Ist das nicht ein guter Vorschlag? Du und ich in einer Zelle. Dann kannst du mit mir sprechen über was du möchtest. Ich hab es so satt, alleine zu sein. Für zwei Wochen ist das sicher zu machen. Wenn du nur willst!!" Und Jöris überlegt allen Ernstes, sich auf Debischs Vorschlag einzulassen. Vielleicht habe der ja noch mehr düstere Geheimnisse. Die Vorgesetzten müssen es Hennes Jöris ausdrücklich verbieten, zu Otto Debisch ins Gefängnis zu ziehen.

Als Debisch merkt, dass alles nichts fruchtet, bekommt die Polizei ungewöhnliche Post: eine selbst gezeichnete maßstabsgetreue Geländeskizze eines alten Steinbruchs, in die der Untersuchungshäftling mit Kreuzen und hingestreckt gemalten Männchen die angeblichen Gräber fünf weiterer Mordopfer eingezeichnet hat. Endlich geschieht, worauf Debisch zielt: Jöris kommt zurück und setzt die Vernehmung fort: "Otto, du hast in dieser Zeichnung fünf kleine Personen eingezeichnet, was hat es damit auf sich?"

"Das sind fünf Menschen, die da noch liegen müssten."

"Männer oder Frauen?"

"Alles Männer."

"Sind die vergraben?"

"Ja."

"Wie tief denn?"

"So 50 bis 60 Zentimeter."

"Wer hat sie vergraben?"

"Na wer wohl? Ich."

"Wann?"

"1981 alle."

"Waren die tot?"

"Nee, ich hab ihnen mit dem Knüppel auf den Kopf gehauen."

"Allen an einem Tag?"

"Nee, ich hab sie an fünf Tagen hintereinander umgehauen."

"Sagst du das jetzt nur, um wieder mal rauszukommen?"

"Nein, es stimmt. Bisher hat mich halt keiner danach gefragt."

"Haste die auch zerschnitten?"

"Nee."

"Kann die einer gefunden haben?"

"Nee, wie denn?"

"Also liegen die da noch."

"Ja."

"Und du kannst uns die Stellen zeigen?"

"Klar."

Ein Polizeivermerk vom 3. Juli 1984 erzählt, wie die Geschichte weitergeht: "Heute wurde Debisch in der Justizvollzugsanstalt abgeholt und an Ort und Stelle gebracht. Dort erklärte er plötzlich, er habe uns nur verarschen wollen. Er habe hier niemanden umgebracht und vergraben." Dennoch lässt der damalige Chefermittler das Gelände zwei Tage lang von vier Leichenspürhunden und sieben Polizeibeamten absuchen. Sie finden nichts.

Danach streitet Debisch alles ab. Auch vor Gericht. Da gibt er zwar zu, Jöris die Taten genau so geschildert zu haben wie protokolliert, doch er beharrt darauf, sie nicht begangen zu haben. Auf die Frage des Vorsitzenden Richters, warum Debisch über die Morde Einzelheiten wisse, die nur der Täter kennen kann, behauptet Debisch plötzlich, in allen sechs Fällen als Zeuge dabei gewesen zu sein. Aber er weigert sich, die Identität des wahren Mörders preiszugeben. "Aus Angst", wie er sagt.

Und Debisch hatte Angst. Vielleicht muss man sich seine Psyche wie das in Segmente aufgeteilte Innere einer Apfelsine vorstellen. Alle seine bösen Wünsche und traumatischen Erinnerungen hatte Debisch in ein einziges vergiftetes Apfelsinenrippchen gepackt und es dem Kommissar Jöris im Verhör übergeben. Das Ich-bin-es-gewesen hatte Jöris ihm abgenommen. Und jetzt war Debisch es los, ein für allemal. Um weiterleben zu können, müssen seelisch instabile Mörder den verhassten Teil der eigenen Persönlichkeit manchmal abspalten und wie einen Fremden fortschicken. Sprechen sie dann über ihre Bluttaten, stehen sie im Wortsinne neben sich und beobachten sich aus der Perspektive eines Dritten, eines Zeugen. Die Wahrheit, dass sie selbst es gewesen sind, die da handeln, könnten sie nicht aushalten.

Debisch hat nie wieder über seine Taten gesprochen. Dem Nervenarzt, der ihn für die Hauptverhandlung untersucht hatte, gab er ausweichende Antworten. Vor Gericht hat er alles abgestritten. In der Anstalt schweigt er seit 25 Jahren. Einen Polizeiprofiler, der ihn befragen wollte, hat er aus der Zelle geworfen. Einem Fernsehsender, der eine große Dokumentation über ihn drehen wollte, hat er geschrieben: "Leckt mich am Arsch!" Fragt man Debisch heute, warum er sich ausschließlich Jöris anvertraut hat, sagt er: "Weil der zuhört."

Wenn Hennes ihn hin und wieder nach dem Fortgang irgendwelcher Therapien fragt, zuckt Otto die Achseln. Manchmal, sagt er, unterhalte er sich mit dem netten Anstaltspsychologen, aber bloß über das aktuelle Wohlbefinden. Zu mehr ist er nicht bereit. Debischs Vergangenheit liegt unter einer Grabplatte. Zu den gerichtlichen Anhörungen, in denen über die Fortdauer seiner Unterbringung entschieden wird, geht er schon lange nicht mehr. Briefe des Gerichts wirft er weg. "Die Versuche einer therapeutischen Arbeit mit Herrn Debisch waren weitgehend erfolglos", schrieb ein externer Gutachter vor drei Jahren über ihn. "Herr Debisch hat es bisher nicht zugelassen, auch nur ansatzweise etwas von seinem inneren Erleben preiszugeben." Bei dieser Haltung sei an eine Entlassung nicht zu denken.

So lebt Otto Debisch nunmehr hinterm Mond. Dort ist es sicher und still. Wie ein Astronaut sieht er die Erde aus sehr großer Entfernung, und die Geräusche der Welt dringen so gedämpft an sein Ohr, dass sie ihn nicht irritieren können. Ein Mann im Schwebezustand, frei von Erwartungen, Hoffnungen, Anforderungen. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, ohne Erinnerung und ohne Ziel. Dass er letztlich wegen Hennes Jöris hier ist, nimmt Otto ihm nicht übel. Otto sagt: "Alles meine Schuld gewesen. Der Jöris kann da nichts für."

Gleich nach der Verurteilung kamen Ottos Briefe: "Mein lieber Freund, wie geht es dir? Ich denke gern an die alten Zeiten zurück" Inzwischen hat Jöris eine ganze Mappe voll von diesen Schreiben, an deren Anfang und Ende - wie bei einer polizeilichen Vernehmung - immer die genaue Uhrzeit steht. Hennes hat zurückgeschrieben, später auch angerufen und irgendwann den ersten Besuch gemacht. Seine Kollegen auf der Wache erinnern sich, dass Ottos Telefonate ab und zu mitten in Polizeibesprechungen platzten und Jöris sich dann erst mal mit Otto unterhielt. "Wenn ich geknickt bin, dann rufe ich halt den Hennes an, und dann beruhigt er mich wieder für ein paar Jahre", sagt Otto Debisch. Er hat sogar die Telefonnummer des Privatanschlusses der Familie Jöris. "Wenn Debisch eines Tages ausbricht", prophezeien die Kollegen, "steht er bei dir vor der Tür."

Die Besuchszeit ist um, Otto packt die Kaffeetassen ein. Hennes muss gehen. Auch er hat mit Otto seither nie mehr über die Morde geredet und ihn nie nach dem Warum gefragt. Er fürchtet, Otto könne den Verstand verlieren, wenn er ihn noch einmal zwänge, sich umzudrehen und zurückzuschauen ins finstere Tal seines Lebens. Hennes gibt Otto zum Abschied die Hand, dann tritt er durch die Sicherheitsschleuse aus Panzerglas hinaus in die freie Welt. Er wird wiederkommen. Irgendwann. Weil Otto wartet.

20) Die Würde des Menschen wird tastbar

Altenpflege ist ein perfektioniertes System, Milliarden teuer, bis ins Kleinste geregelt. Manchmal stört nur eines die Pflege: die Alten

Von Josef Seitz, FOCUS, 30.5.2009

Dieses Hinlegen ist wie ein Kippen aus der Welt, zwei Wimpernschläge schnell. Links ein Gitter hoch. Das Gitter rechts. Schon beginnt dieses neue Leben. Es ist ein Leben im Liegen.

Alles ist zugewiesen. Der Raum, das Bett, die Rückenlage. Sogar das Sichtfeld. Die Zimmerdecke ist weiß. Zwei Leuchtstoffröhren geben Licht. Von draußen ist ein Auto zu hören. Zu sehen ist es nicht, bis zum Fenster lässt sich der Kopf nicht drehen. Die Füße sind festgebunden. Die Hände stecken angezurrt. Der Bauchgurt schließt sich. Der Pfleger verabschiedet sich. "Ich mach meine Runde, in einer Stunde komm ich wieder." Sagt er. Was ist, wenn er nicht kommt? Zwischen den Beinen raschelt die Windel. Das gibt sich schnell. Es ist warm heute, bald klebt sie am Körper fest. An der Decke krabbelt eine Fliege. Der Pfleger hat erzählt, dass er heute noch einen Termin hat, mit seiner Tochter. Die will nicht zum Zahnarzt. Denkt er noch daran, vorher zurückzukommen? Die Fliege ist sehr dick, sehr schwarz. Sie brummt eine Runde durchs Zimmer. Sie soll sich bitte nicht ins Gesicht setzen. Links markiert ein Schild in Grün den Fluchtweg. Der Mann darauf läuft, hinter ihm züngeln Flammen. Was, wenn jetzt Alarm ausgelöst wird? Oben im Haus schlägt eine Tür zu. Es kostet Überwindung, das erste Mal in die Windel zu pinkeln.

Ist das eine Ahnung von Alter, die der Selbstversuch gibt? Der Pfleger ist examiniert, das Heim ist zertifiziert, Bett und Bettgitter sind normiert. Sogar die Windeln sind farblich klassifiziert. Die 5-Punkt-Fixierung, die unfähig macht, auch nur eine Fliege zu verscheuchen, ist ein deutsches Qualitätsprodukt. Das Prinzip ist vollkommen. Nur der Mensch darin fühlt sich als Opfer.

Alter macht, irgendwann, hilflos. In Deutschland leben über 700000 Menschen in Pflegeheimen. Sie ziehen ein in das perfektionierte System der Altenpflege. In vielen Fällen verlieren sie nicht allein die Wohnung. Sie geben Eigenarten auf, die sie ein Leben lang entwickelt haben. Sie verlieren Handlungsspielräume. Im extremen Fall können sie keine Hand mehr heben. Jedes Jahr geben Gerichte mehr als 20000 Menschen zur Fixierung frei. Vergangenes Jahr verurteilte ein Stuttgarter Gericht einen Vormundschaftsrichter zu dreieinhalb Jahren Haft. Er hatte für 47 Bewohner von Pflegeheimen Bauchgurte und Bettgitter genehmigt, nach Aktenlage. Den vorgeschriebenen Besuch vor Ort und die Anhörung im Einzelfall hatte er sich gespart. Der Richter wollte mehr Zeit für die eigene Familie haben. So banal ist Schicksal.

2050 werden 5,5 Millionen Menschen in Deutschland über 85 Jahre alt sein. Spätestens dann erreichen die geburtenstarken Jahrgänge der Sechzigerjahre die Pflegegrenze. Noch ist es die genügsame Generation, die sich in den Heimen einrichtet. Sie hat den Weltkrieg überlebt, manchmal zwei Kriege, und ist ohne den pauschal gebuchten Anspruch auf Selbstverwirklichung, Individualität und Lebensglück alt geworden. Vielleicht hilft das beim Altsein.

Frau H. ist mit ihrer Reisegruppe da. Das Hotel, na ja, man hat schon Besseres gesehen. Aber der Service ist sehr bemüht, lobt sie. Sie hat sich sorgfältig zurechtgemacht für den Tag. Perlen an den Ohren, Perlenkette um den Hals. Die gute Bluse mit den rot-beige-schwarzen Streifen. Auch Frau D. vom Bett nebenan ist schon fertig. Bald wird sie ihren Geliebten treffen. Die Hose trägt sie verkehrt herum. Stationsleiterin Margot Schnaitter ist stolz auf sie. Es ist das erste Mal seit einem halben Jahr, dass sich Frau D. selbst angekleidet hat.

Die beiden Frauen leben in der beschützenden Abteilung des Alten- und Betreuungszentrums Wasserburg. Dieses Heim ist unter den 11000 Pflegeheimen in Deutschland weder besonders groß noch besonders klein. Es ist nicht besonders alt oder besonders modern. Es liegt in einer besonders schönen Stadt, die sich vom Inn sehr malerisch umspülen lässt. Aber das bekommt keiner der 16 Be-wohner von Station I mehr zu sehen. Die Tür öffnet sich nur per Knopfdruck. Das "HERZLICH WILLKOMMEN", das bunt ausgeschnitten in Großbuchstaben gegenüber vom Eingang klebt, ist ein Willkommen im Endgültigen. Für jeden Menschen hier haben Vormundschaftsrichter gute Gründe gefunden, Fixierungen zu genehmigen. Dennoch versucht die Station I seit einem Jahr, den Menschen diesen Rest Freiheit wiederzugeben.

Im Regal bei Herrn S. steht noch die Urkunde von Schachturnier 1997. Den siebten Platz hat er gemacht. Heute macht er nachts in Bett. "Das überzieh ich später", entscheidet Margot Schnaitter. "Die Menschen kommen vor den Betten." Sie schließt den Kleiderschrank auf. Die Nacht über bleibt die Kleidung weggesperrt. Herr S. kann die Tageszeiten nicht unterscheiden. Oft macht er sich mitten in der Nacht ausgehfertig. Jetzt hat er keine Lust. "Ziehen Sie bitte die Hose hinauf", sagt Margot Schnaitter. "Noch ein Stück. Noch ein Stück." "Muss ich zwei Socken anziehen?" Herr S. ist unsicher. "Hose brauch ich doch auch?" Dass er sie eben, Stück für Stück, hochgezogen hat, ist vergessen, genauso wie die beiden Kinder, die er hat, die beiden Scheidungen, die er hatte, der Alkoholentzug, den er durchgemacht hat. Herr S. ist 59 Jahre alt.

Was Frau H. für ihre Reisegruppe hält, versammelt sich im Aufenthaltsraum. Der Bauer, der neben seinen toten Katzen gelebt hatte, und das von Fleisch und Wurst ausschließlich. Das lieferte der Metzger, solange er vom Konto abbuchen konnte. Der leitende Arzt, der bis heute nicht versteht, warum man ihn nicht mehr arbeiten lässt. Er spricht sehr gewählt und nur in Reimen: Berufsverbot ist so ein Kot.

Die alte Mutter, die ihr Puppenkind streichelt und vorzeigt mit seinem geblümten Kleid und dem blütenweißen Kragen, und die so viel erzählt über die Kleine, wie stolze Mütter das tun. Sie spricht in einer Sprache, die allein sie versteht. Und es kommt der Mann herein, für den sich Frau D. zum ersten Mal seit einem halben Jahr selbst anzogen hat. Herr L. mit den strahlend blauen Augen setzt sich neben sie an den Tisch. Sie legt die Hand auf sein Bein, als er den Teller leer isst. Er kümmert sich, dass auch sie

genügend bekommt. Dann sagt er "Christine" zu ihr, wie eine seiner Freundinnen von früher heißt. Oder er fragt das Pflegepersonal, wer diese Frau eigentlich ist, mit der er Händchen hält.

Jeder der 16 Bewohner auf Station I trägt seine eigene Welt im Kopf. Sie ist verschüttet, von Demenz, von Alkohol. Das zwingt die Menschen in ein System, in dem es nichts gibt, was nicht geregelt wäre. Wasserlassen darf zwei bis drei Minuten dauern. Der Stuhlgang drei bis sechs Minuten. Das Wechseln von Windeln, je nach Bedarf, zwischen vier und zehn Minuten. Das Ankleiden acht bis zehn, das Entkleiden vier bis sechs Minuten. Das geduldige Antworten auf Hunderte Fragen ist in den "Richtlinien der Spitzenverbände der Pflegekräfte" nicht vorgesehen.

"Krieg ich auch was zu essen?" Herrn S. hält es nicht auf dem Stuhl. Die Unruhe ist Zeichen seiner Krankheit. "Krieg ich Suppe?" Er läuft in sein Zimmer. Er kehrt zurück. "Wann gibt es Abendessen?" Er hat gerade gegessen. Frau H. winkt mit der Hand ab. So ist es eben, wenn man mit der Gruppe auf Reisen geht: Einer nervt immer. "Krieg ich noch was?", fragt Herr S. Sie schüttelt den Kopf, dass die Perlen an den Ohren baumeln. Der alte Bauer schimpft laut. Um Frieden zu schaffen, darf Herr S. den Geschirrwagen zum Spülen schieben. Als er vor der Küche steht, sagt er: "Ich muss auf die Toilette." Als er vor der Toilette steht, fragt er: "Wann gibt es Frühstück?"

Altenpflege schafft Sicherheit. Der Preis der Sicherheit ist die totale Kontrolle. Im Computer wird für jeden Bewohner die Datei "Vitalwerte" geführt. "Einfuhr" ist, wenn einer ein Glas Wasser trinkt. Das Gegenteil heißt "Ausfuhr". Um 21.08 Uhr ist über Herrn S. notiert: "Starke motorische Unruhe beim Bewohner am gesamten Nachmittag/Abend. Erscheint im Schnitt alle fünf bis zehn Minuten, um Fragen nach dem Essen zu stellen. Er möchte weiterhin ständig essen und trinken. Er sagt, dass die Unruhe aus dem Brustbereich zu kommen scheint." Um 5.31 Uhr ist zum letzten Mal für diesen Tag festgehalten: "Herr S. war bis 23 Uhr sehr unruhig und kam ständig aus seinem Zimmer. Ebenso war er immer nass. Ab 23 Uhr schlief der Bewohner. Er musste aber mehrmals zum Toilettengang geweckt werden, da Inkontinenzeinlage nass war (extrem viel Ausfuhr, bitte weiter beobachten)."

Die Würde des Menschen wird tastbar. Im Alter rückt sie bis an die Haut. Wer Glück hat, trifft auf Margot Schnaitter, die das Bettzeug nass liegen lässt, weil sie sich um den Menschen darin kümmern will. Oder auf den Altenpfleger Helge Gruner. "Wir sind prinzipiell gegen Fixierung", sagt der. "Und wir sind der Meinung, wir sind so gut, wir kriegen das hin." Oder auf die frühere Mitarbeiterin des Alten- und Betreuungszentrums Wasserburg, die eben mal vorbeikommt, um der alten Mutter auf der Station I den Buggy ihres Sohnes zu schenken. Damit die ihr Puppenkind künftig im Wagen voller Stolz in den Aufenthaltsraum fahren kann. Wer Pech hat, um den kümmern sich keine Menschen. Den erfasst ein rationalisiertes System.

Andernorts gibt es die "Waschstraße". Früh am Morgen schiebt man die alten Menschen halbnackt im Rollstuhl in Reihe, um sie schnell und effektiv sauber zu bekommen. Da gibt es die Anweisung, die Bewohner nicht zu sehr mit Trinkwasser zu "gießen", damit Windeln und Bettwäsche nicht so häufig gewechselt werden müssen. Wer nicht ins System passt, wird passend gemacht. Der wird "sediert" oder "fixiert", stillgelegt mit Medikamenten oder Gurten. Und wenn sich kein Richter findet, der die Fixierung freigibt, bleiben die Hausmittel: Es genügt ja, die Brille zu verstecken. Die

Kleidung zu verschließen. Oder Rollstuhl und Gehstock außer Reichweite zu stellen, um den Menschen kostengünstig im "Sit-by-Modus" zu halten.

Andrea Berzlanovich ist eine Freiheitskämpferin. Wer sie besuchen will, sollte kein allzu sensibles Gemüt mitbringen. Die Professorin für Gerichtliche Medizin, wie das in Wien heißt, arbeitet in der Sensengasse 2. Den Flur zu ihrem Büro schmücken großformatige Bilder. Sie zeigen ein erschossenes Schwein. Man hat ihm Jeans und T-Shirt angezogen. Postergroß demonstriert es Verwesungsstadien.

Es ist keine schlechte Einstimmung. "Für mich ist Fixierung gegen den eigenen Willen eine Form der Gewalt", befindet Andrea Berzlanovich. Sie stellt ihr Anliegen mit Fotos vor. Das erste Bild zeigt ein braunes Bett mit Bettgitter.

Eine Frau liegt mit der Brust auf der Bettkante. Beim Versuch, aus der Fixierung im Bett zu kriechen, ist sie unters Gitter gerutscht. Der Bauchgurt hat sie festgehalten. Der Abstand zwischen Matratze und Stäben beträgt neun Zentimeter. Diese Handbreit hat der Frau genügt, dazwischen ihr Leben zu lassen. Sie war nur 1,50 Meter groß und 43 Kilogramm leicht. Das Zimmer entspricht der Norm, das Bett, das Gitter und das Fixiersystem.

"Die Menschen sind nicht genormt", warnt die Rechtsmedizinerin. Andrea Berzlanovich hat in Deutschland 36 Tote in Fixiergurten untersucht. 31-mal war der Gurt die Todesursache. In einem Fall lag der Tote zwölfeinhalb Stunden, bis ein Pfleger nach ihm sah. "Drei Mechanismen führen zum Tod, welche würden Sie wählen?"

Die Rechtsmedizinerin klingt wie Günther Jauch im Fernsehquiz. "A: Kopf-Tieflage - zwei Fälle. B: Brustkompression - elf Fälle. C: Strangulation: 18 Fälle." Wer kopfüber mit dem Knie im Gurt hängen bleibt, stirbt langsam. Wem der Gurt beim Versuch, aus dem Bett zu krabbeln, über die Brust rutscht, quält sich 20 Minuten aus dem Leben. Strangulieren ist der schnellste Weg in den Tod. Hauptgewinn, Glückwunsch.

"Wer schützt wen?", fragt Andrea Berzlanovich. Die Kämpferin für die Freiheit im Alter ist überzeugt, dass die Qualität im Leben immer auch verbunden ist mit der Gefahr. Niemand würde ein kleines Kind festbinden, damit es sich nicht die Knie aufschlägt. Beim alten Menschen ist Fixierung üblich, um ihn vor einem Sturz zu bewahren. "Schützt das Heim den Bewohner? Das Heim den Angehörigen vor noch mehr Scherereien? Oder provokant: Schützt es sich selber vor Verantwortung?"

Die Gefahr ist die Angst. Sein Leben lang erwirbt sich der Mensch das Recht, unvernünftig zu sein.

Er darf, sobald er den Führerschein hat, mit 240 Stundenkilometern über die Autobahn fahren. Er darf, sobald er volljährig ist, zehn Bier am Tag trinken. Er darf auch, sofern er Fernsehgebühr zahlt, Lebenszeit an Heidi Klum verschwenden und ihre Suche nach "Germany's next Topmodel". Im Alter endet das Recht auf Unvernunft. Das System Pflege übernimmt die Verantwortung. Und es hat die Kontrolle.

Die Angst im System kann tödlich werden. Stephanie Flähmig hat diese Angst erlebt. Im Dezember 2008 beginnt die 26-Jährige, im Stephanus-Pflegeheim der Diakonie in Dinkelsbühl zu arbeiten. Sie lernt, dass die "Flüssigkeitsbilanz" bei den Bewohnern zu stimmen hat. Sie lernt auch, dass Bewohner dann aufs Klo zu setzen sind, wenn es in den Stationsablauf passt. Und sie erlebt, dass gegessen werden muss, und das um jeden

Preis. Stephanie Flähmig erlebt das bei einer Frau, die keinen Appetit hat, weil sie sich nicht wohlfühlt. "So geht das nicht", befindet die Stationsleiterin. Die Vorgesetzte zwingt der Bewohnerin das Essen in den Mund. Die Frau verschluckt sich, würgt, läuft blau an im Gesicht und an den Händen. Sie stirbt. Ein Arzt wird nicht gerufen. "Das ist keine Bösartigkeit", erinnert sich Stephanie Flähmig. "Das steckt im System. Es zählt nur, dass alles abgehakt ist. Wir hatten Angst, die Vorgaben nicht zu erfüllen. Wir hatten Angst vor der Stationsleitung. Und als die Patienten starben, hatten wir Angst um unsere Arbeitsplätze."

Am letzten Tag ihrer Probezeit kündigt Stephanie Flähmig. Zusammen mit ihrer 24 Jahre alten Kollegin Katrin Haderlein unterzeichnet sie ein Mängelprotokoll. Zwei weitere Todesfälle listet sie darin auf. Eine Frau S. klagt über starke Bauchschmerzen und verfärbt sich gelb im Gesicht. "Die Stationsleitung untersagte der zuständigen Mitarbeiterin, einen Arzt zu rufen", beschreibt Stephanie Flähmig. Die Begründung: "Sie stirbt ja eh gleich." Eine Frau M. wird weinend vor Schmerzen und mit Blut im Stuhl im Pflegeheim festgehalten. Zwei Tage muss sie auf den Arzt warten. Als der kommt, schickt er sie ins Krankenhaus. Dort stirbt sie kurz nach der Einlieferung. Inzwischen ermittelt die Staatsanwaltschaft.

Weitere Zeugen melden sich. Die Altenpflegerin Diana Feilhauer, 38, zeigt ihr Handy. Heimlich hat sie in dieser Station im Altenheim der Diakonie in Dinkelsbühl ein Video aufgenommen. Es dauert eine Minute und zwölf Sekunden. 72 Sekunden können lang sein. Ein alter Mann liegt im Bett. Sein Kopf ist nach hinten überstreckt, der zahnlose Mund aufgerissen. Auf die Stirn hat man ihm einen blauen Waschlappen gelegt. Röchelnd quält er sich bei jedem Atemzug. "Manfred, wo hast du Schmerzen?", fragt endlich eine Frauenstimme. Langsam wendet der alte Mann den Blick, die Augen suchen Halt. Er klopft sich mit der Hand auf die Brust. Sie darf keinen Arzt holen, berichtet Diana Feilhauer. Sie soll Fieber messen. Nach zehn Jahren in dem System kündigt auch sie.

Für die Aufklärungsarbeit bedankt sich das Stephanus-Heim der Diakonie in Dinkelsbühl am Freitag vergangener Woche mit einem Hausverbot, es kommt per Einschreiben mit Rückschein. "Wir haben Zeugen und Beweise geliefert", sagt Stephanie Flähmig. "Passiert ist nichts. Ganz allein wir sind verhört worden." Die Pflege leidet, das System erfreut sich allerbester Gesundheit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

21) Die Jungs aus Zelle 221

Zuerst Mehmet Kemal, dann Gavin Jones, jetzt Daniel Koch: Sie alle wurden wegen Gewaltverbrechen verurteilt. In derselben Zelle des Jugendgefängnisses Berlin-Plötzensee verbringt einer nach dem anderen Jahre seines Lebens. Hat die Anstalt aus ihnen bessere Menschen gemacht?

Von Jana Simon, Die Zeit, 16.04.2009

Wie die Zelle eingerichtet wird, ist festgeschrieben und überall im Gefängnis gleich. Aus Sicherheitsgründen. Zelle Nummer 221, erster Stock, Haus 2, "Mord- und Totschlagsstation" in der Jugendstrafanstalt Berlin-Plötzensee ist neun Quadratmeter groß: grauer Bodenbelag, an der Wand ein Bett, darauf eine Decke mit der Aufschrift "Land Berlin", gegenüber ein Tisch, daneben ein Schrank aus Kunstholz.

Zelle 221 erzählt von Verbrechen, von Schuld, von Scham, vielleicht auch von Sühne. Zelle 221 erzählt von Mehmet Kemal, Gavin Jones und Daniel Koch (Namen der Häftlinge geändert). Alle drei haben Zelle 221 gepflegt und gehasst. Alle drei blickten durch ihr vergittertes Fenster auf den Hof mit den stacheldrahtumhüllten Bäumen in der Mitte - Mehmet Kemal von Dezember 1998 bis November 2001, Gavin Jones vom Frühjahr 2007 bis Mai 2008 und Daniel Koch von da an bis heute. Alle drei haben sehr jung schon sehr schwere Straftaten begangen. Was sie verbindet, ist diese Zelle.

Zelle 221, Frühjahr 2008. Über Daniel Koch sagen die anderen Häftlinge, er habe aus der Zelle eine "Kuschelhöhle" gemacht. Koch ist 21 und seit drei Jahren in Plötzensee. Er trägt ein Unterhemd, das seine Armmuskeln freilegt. In seiner Zelle regieren die Frauen, sie schauen auf sein Bett, von seiner Pinnwand, von der Schranktür. Sie haben alle sehr wenig an. Die Bilder kleben an einer Leiste, man muss darunterschauen können, mindestens einmal in der Woche wird Zelle 221 kontrolliert. Nach Paragraf 19 Absatz 2 des Strafvollzugsgesetzes dürfen die Gefangenen ihre Zelle in "angemessenem Umfang ausstatten", aber es können "Gegenstände ausgeschlossen werden", wenn sie die "Übersichtlichkeit des Haftraumes behindern". Neben den Nackten hängen Fotos von den Malediven, Kochs Mutter war dort im Urlaub. Koch hat die beiden größten Sehnsüchte der Häftlinge an einer Wand vereint: Sex und Freiheit.

Jeden Tag um sechs wird Daniel Koch geweckt, um sieben geht er zur Arbeit, er macht in der Anstalt eine Tischlerlehre. Gegen 15 Uhr kehrt er zurück, meist bleiben die Zellentüren nur noch ein, zwei Stunden geöffnet. Ab 16 oder 17 Uhr ist er dann allein in Zelle 221, Stunden des Nichtstuns, in der die Konjunktive in seinem Kopf lärmen, Gedanken daran, wie das Leben ohne sein Verbrechen hätte aussehen können. Das

Eingeschlossensein sei am Anfang richtig beklemmend gewesen. Diese Eintönigkeit, die den Körper schlaff werden und die Gedanken taumeln lässt und das Nachdenken darüber, was er getan hat. Ein Makel, nie mehr aus dem Lebenslauf zu tilgen. Wenn Daniel Koch die Spannung nicht aushält, putzt er seine Zelle. Koch findet, kleine Räume machen viel mehr Dreck als große. Im Schrank liegen seine Jeans und T-Shirts auf Kante. Ordnung ist ihm wichtig. Auch, weil er sie draußen vor der Tür oft nicht finden kann.

Vorraum der Zelle, Frühjahr 2008. Auf dem Flur regt sich Kochs Zellennachbar Shapi, ein Kosovo-Albaner, der einen Lehrer umgebracht hat, über die Haftbedingungen auf: keine Fernseher in den Zellen, Schikane der Beamten und zu wenig Aufschluss! Nur selten sind vier Vollzugsbeamte da, damit die Zellentüren in Haus 2 bis 21 Uhr offen bleiben können. Zu wenig Personal, zu viele Krankmeldungen. Daniel Koch verhält sich still, wenn andere erzählen. Nur wenn ihn etwas stresst, erscheint quer auf seiner Stirn eine Falte. Über seine Tat mag er jetzt nicht reden. Die Häftlinge fragen einander nie, warum sie hier sind. Jeder hört irgendwas von irgendwem. Daniel Koch hat noch vier Jahre vor sich.

Büro des Gefängnisleiters, Sommer 2008. Nicht weit entfernt von Zelle 221 im Verwaltungsgebäude der Haftanstalt sitzt Marius Fiedler hinter einem überdimensionierten Schreibtisch. Seit 19 Jahren leitet er das Gefängnis Plötzensee, regiert eine kleine Stadt mit Werkstätten, Zellen, Sportplatz und momentan 485 Gefangenen, die in drei Schichten von 300 Vollzugsbeamten bewacht werden. Vor knapp dreißig Jahren ist Fiedler zufällig ins "Gefängnis-Business" geraten, wie er es nennt. Er hatte Soziologie, Erziehungswissenschaften und Psychologie studiert. Danach wollte er kurz in der Psychiatrie arbeiten, um psychische Krankheiten besser zu verstehen, und fand nur einen Platz im Krankenhaus der Haftanstalt Berlin-Tegel. Damals war Fiedler 32 und davon überzeugt, die Häftlinge seien in Tegel doppelt eingesperrt - sowohl im Gefängnis als auch in der Psychiatrie. Bis er den Chefarzt des Gefängnisses kennenlernte, einen "Weltbürger" aus einer alten italienischen Familie. Der vertrat die Ansicht, die Gefangenen sollten nicht nur büßen, sondern die Zeit in Haft nutzen, um sich zu entwickeln. Der Arzt wurde Fiedlers Mentor, und Fiedler blieb zehn Jahre als Psychologe dort.

Marius Fiedler ist jetzt 61, er kann sich noch erinnern, dass, als er in Tegel anfing, der Erziehungsgedanke im Jugendstrafvollzug im Vordergrund stand. Wenn er jetzt bei Treffen mit anderen Gefängnisdirektoren über "Erziehung" redet, verdrehen die meist nur die Augen. " Das Sicherheitsbedürfnis ist größer geworden, und das Verhältnis der Öffentlichkeit zu den Straftätern hat sich verändert. Früher wurden sie noch als Bestandteil der Gesellschaft angesehen, die resozialisiert und integriert werden sollten. Heute ist der Straftäter der Feind, der bekämpft werden muss."

Vor zwei Jahren stand Fiedlers Jugendstrafanstalt oft in den Zeitungen. An das Gefängnis grenzt eine Kleingartensiedlung, von dort warfen Bekannte der Insassen regelmäßig Handys und Drogen über die Mauer in die Anstalt. Einmal filmte ein Fernsehsender live mit, und Fiedler bekam Ärger. Vor die Zellenfenster mit Blick auf die Kolonie wurde jetzt "Tegeler Masche", eine Art Fliegengitter, gesetzt. Und bald soll ein innerer Sicherheitszaun hinzukommen.

Die Statistiken zeigen, dass die Jugendkriminalität nicht gestiegen ist, aber die Körperverletzungsdelikte jugendlicher Täter zugenommen haben. Die meisten Kriminologen sind der Meinung, das liege daran, dass diese Taten öfter angezeigt würden. Kaum etwas hat in den vergangenen Jahren die deutsche Öffentlichkeit mehr erregt als der Umgang mit jungen Gewalttätern. In einer Zeit, in der große Banken ihr Geld verspielen und angesehene Firmen untergehen, in der nichts mehr gewiss zu sein scheint, bildet die scharfe Verurteilung von Kriminellen eine Art kleinsten gemeinsamen Nenner, auf den man sich noch einigen kann. Je verunsicherter der Einzelne, desto größer das allgemeine Verlangen nach Sicherheit.

Der hessische Ministerpräsident Koch und Bundeskanzlerin Merkel forderten schon vor Jahren härtere Strafen für kriminelle Jugendliche und lösten eine Diskussion aus. " Als ob die doppelte Strafe zu doppelt so guten Ergebnissen führen würde. Das ist eine sehr naive Sichtweise", sagt Fiedler. Druck erzeuge nur Gegendruck. Stattdessen müsse man klare Grenzen setzen.

Marius Fiedler sitzt in seinem Büro und sammelt Argumente, damit "die Wirklichkeit wahrgenommen wird". Er zitiert den Prorektor der Berliner Fachhochschule für Soziale Arbeit, der an einem Stichtag im Jahr 2007 untersuchte, wie viele der etwa 7500 Insassen deutscher Jugendstrafanstalten jünger als 16 Jahre alt waren, und dabei nur auf 52 Häftlinge kam. Aber die Auseinandersetzungen sind heftiger geworden. Da ist zum Beispiel Fiedlers Gegner Hans-Jörg Albrecht, der Direktor des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht in Freiburg. Albrecht meint, dass die meisten Häftlinge im Jugendstrafvollzug über 18 seien und nicht mehr erzogen werden wollten. Albrecht fordert, das Erziehungsziel im Jugendstrafrecht aufzugeben. Fiedler antwortet ihm mit Kant: "Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht."

Seit Jahren sagt Marius Fiedler seine Meinung jedem, der sie hören mag: seiner "vorgesetzten Behörde", der Senatsverwaltung für Justiz, den 1200 Fachbesuchern, die sich jährlich das Gefängnis Plötzensee anschauen, und seinen Kollegen. Er ist Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Jugendstrafanstalten und Mitglied des deutsch-russischen Jugendrates. Er reist oft nach Russland, da hat Fiedler auch die riesigen Säle gesehen, in denen die russischen Häftlinge schlafen. In Plötzensee hat jeder Insasse seine eigene Zelle. Der Schutz der Intimsphäre wird wichtig genommen. " Besonders seit Siegburg", sagt Fiedler. Dort wurde vor drei Jahren ein junger Mann von seinen Mithäftlingen gequält und schließlich getötet. In einer Gemeinschaftszelle.

Aufenthaltsraum des Gefängnisses, Sommer 2008. Zelle 221 ist für Gespräche zu klein, deshalb wartet Daniel Koch im Aufenthaltsraum. Von draußen dringen laut die Stimmen der Häftlinge, die sich durch die geöffneten Fenster ihrer Zellen unterhalten.

Koch ist im Süden von Berlin aufgewachsen, in einer Neubausiedlung. Seine Welt bekam einen Riss, als sich seine Eltern trennten. " Von einem Tag auf den anderen war er weg", sagt Koch über seinen Vater. Daniel Koch war damals in der neunten Klasse. Zur Schule ging er nur noch selten, er schlief jeden Tag bis zehn, rauchte Haschisch, nahm auf der Straße anderen Jugendlichen ihre Schuhe oder Handys ab. " Aus Langeweile", sagt er. Er selbst wurde auch überfallen, einmal musste er auf Socken nach Hause laufen. Danach kaufte er sich ein Messer. " Ihr Wichser zieht mich nicht

mehr ab", dachte er. Nie mehr Opfer sein. " Opfer" ist eines von Kochs liebsten Worten, er benutzt es oft, immer klingt es nach Schwäche.

Einmal raubte Koch wieder einen Jungen aus und wurde erwischt. Zur Strafe sollte er 90 Sozialstunden in einem Jugendklub leisten. Dort ist er nie hingegangen. Dafür kam er drei Wochen in den Jugendarrest. " Nachher habe ich mächtig Schläge von meinen Vater bekommen." Das hatte er auch früher schon. " Aber ich hatte eine gute Erziehung", sagt Koch. Es ist ihm wichtig, dass er nicht aus einem asozialen Elternhaus stammt. Schläge klingen für ihn nach Ordnung, nach Normalität.

Wenn Koch und die anderen Häftlinge in Plötzensee gegen eine Regel verstoßen, stellen sie sich manchmal gemeinsam vor, wie viel Prügel sie dafür wohl von ihren Vätern bezogen hätten. Es ist ein grausames Spiel, Gürtel und Stöcke spielen darin eine große Rolle.

An die Tat, die ihn in Zelle 221 führte, kann sich Koch nur schemenhaft erinnern: Ein Dezemberabend 2005, er stieg zusammen mit Freunden in einen Bus. Er war damals 18. Einer seiner Freunde begann einen Streit mit einem Mädchen. Koch hatte getrunken und Ecstasy genommen. Der Freund des Mädchens mischte sich ein. Daniel Koch fühlte sich "unter Druck", seinem Freund zu helfen. Er zog sein Messer und stach zu. Dann flüchtete er aus dem Bus.

Am nächsten Morgen sah er in den Fernsehnachrichten, dass es an der Bushaltestelle einen Toten gegeben hatte. Er stellte sich nicht der Polizei, aber seine Freunde redeten. Als die Kripo kam, um ihn abzuholen, schaute er gerade Fußball. Koch gestand und kam sechs Monate in Untersuchungshaft. " Das war eine harte Zeit", sagt er. Er träumte viel von seinem Opfer und wachte mit dessen Schrei auf. " Es ist nicht so ein schönes Gefühl, ein Menschenleben auf dem Gewissen zu haben."

Im Gerichtssaal saßen die Eltern des Opfers, die Geschwister, dessen ganze Schulklasse, und alle schauten ihn an. Daniel Koch war mit seinem Anwalt allein, er wollte nicht, dass jemand Bilder von der "Familie des Totschlägers" machte. Er wurde zu sechs Jahren Haft verurteilt. " Ich hätte mir selbst zehn gegeben", sagt er. Die Höchststrafe im Jugendstrafrecht. Die meisten in Plötzensee würden sich selbst härter bestrafen, meint Koch. " Vielleicht wollen wir auch mal Richter spielen." Aber über die Jahre werde die Tat immer mehr vom Knastalltag verdrängt. Viele lernen sich erst im Gefängnis kennen, viele werden erst im Gefängnis Berufskriminelle. " Man bekommt immer mehr Input", sagt Koch. Trotzdem bleibe jeder für sich allein. " Hier gibt's keine Freunde."

Koch läuft den leeren Gang entlang zu Zelle 221, die anderen Häftlinge sind schon lange eingeschlossen. Er hat Brote aufgehoben, die wird er am Abend essen, und vielleicht putzt er noch ein bisschen. Die Zelle ist das Gesicht des Gefangenen. Wenn sie dreckig ist, zeigt er Schwäche, macht sich angreifbar für Mitinsassen und Beamte.

Daniel Koch ist noch einmal rückfällig geworden, in Haft. Das kostete ihn ein weiteres Jahr seines Lebens.

Zimmer des Psychologen, Sommer 2008. Die Akte des Insassen Daniel Koch liegt bei Jörg Abram, dem Psychologen und Leiter der Wohngruppe von Haus 2, im Schrank. Da liegen auch die Ordner "Gavin Jones" und "Mehmet Kemal". Abrams Büro ist nur zwei Türen von Zelle 221 entfernt. Abram nennt sie eine der "privilegierten Hafträume". Dort

sitzen meist ältere Häftlinge, die keine Drogen nehmen, nicht illegal telefonieren, eine Ausbildung machen oder zur Schule gehen. Bäume spenden diesen Zellen Schatten, und kein Haus steht in der Nähe, sodass die Häftlinge nicht durch die Gespräche der anderen Insassen bis in die Morgenstunden wach gehalten werden. " Für viele Gefangene ist die Zelle das erste eigene Zimmer ihres Lebens. Sie ist ein ganz intimer Raum", sagt Abram. Manche schlafen darin bis zu 15 Stunden am Tag. So müssen sie nichts denken, nichts hören, nichts fühlen. Abram hat beobachtet, dass viele, auch wenn die Türen offen stehen, ihre Zelle nicht verlassen, weil sie nicht wissen, was sie draußen mit sich anfangen sollen.

Jörg Abram ist 57, seit 27 Jahren arbeitet er als Psychologe in der Jugendstrafanstalt. Er ist ein wichtiger Mann in Plötzensee, das Tor zur Freiheit. Abram schreibt Einschätzungen, entscheidet mit darüber, ob ein Gefangener Hafterleichterung bekommt oder nicht. Über Daniel Koch sagt er: "Er ist ein furchtbarer Mitläufer, kann nie nein sagen. Wenn er das nicht lernt, wird er wieder auffällig werden." Einmal in der Woche spricht Abram mit den 17 Häftlingen seiner Wohngruppe allein, freitags treffen sich alle zusammen. Die Gefangenen erleben ihn über Jahre fast jeden Tag, viele bemühen sich, in seine Hirnwindungen zu dringen. Deshalb klingen ihre Sätze manchmal nach ihm, die Häftlinge sprechen dann von "Verarbeitung" und "Verdrängung". " Das halten sie aber nicht jahrelang durch", sagt Abram und lacht.

Er blättert in einem Hefter auf seinem Schreibtisch und zählt auf: Russlanddeutsche, Kosovo-Albaner, Libanesen, Palästinenser, Türken, Polen, Angolaner und Deutsche leben in seiner Wohngruppe. In Plötzensee sind 70 Prozent der Gefangenen nichtdeutscher Herkunft - im westdeutschen Durchschnitt sind es rund 50 Prozent. Abram sieht dafür vor allem soziale Gründe: kaum Bildung und "belastende Faktoren" wie Armut, Alkohol, Arbeitslosigkeit.

Es klingt wie ein Klischee, aber die meisten Studien zu diesem Thema kommen zum selben Schluss: "Kriminalität steht fast immer im Zusammenhang mit Armut, und davon sind Migranten mehr betroffen." Viele Häftlinge haben die Schule nur selten besucht. " Wir haben hier keine Abiturienten, sondern viele, die als Analphabeten aus der Hauptschule kommen", sagt Abram und fügt hinzu, "das Problem sind auch die schwachen Väter." Entweder seien sie gar nicht da oder kümmerten sich nicht um die Erziehung. Und Väter, die autoritäre Familienstrukturen gewohnt seien, fühlten sich oft durch die Emanzipation der Frauen verunsichert, sähen ihre Rolle in der Familie in Gefahr. Sie reagierten mit Schlägen, um sich Autorität zu verschaffen. Sie werden von ihren Söhnen nicht als Vorbilder erlebt, sondern als Verlierer.

Manchmal sieht Jörg Abram auch die Erfolge der Haft, wenn die Gefangenen "drinnen" eine Lehre oder die Schule abschließen, was sie "draußen" nie durchgehalten hätten. " Ich verlange von den Häftlingen, dass sie einen Plan machen, wie sie ihr Leben ordnen wollen", sagt er. In seiner Wohngruppe gibt es nicht viele Rückfälle, deutschlandweit liegt die Quote aber zwischen 70 und 80 Prozent.

Wie die Häftlinge teilt auch Jörg Abram die Welt in "drinnen" und "draußen". Draußen, in seinem Privatleben, spricht er nicht über das Gefängnis. Wenn ihm auf der Straße ein ehemaliger Insasse begegnet, wartet er, bis der ihn zuerst grüßt. Manche rufen ihn Jahre später an, aber nur, wenn sie etwas Schönes zu erzählen, wenn sie etwas erreicht haben.

Offener Vollzug, Sommer 2008. Gavin Jones blickt, etwa hundert Meter von Daniel Koch und Jörg Abram entfernt, auf die andere Seite der Gefängnismauer. Seine alte Zelle 221 kann er von dort nicht mehr sehen. Jones sitzt im offenen Vollzug, er ist schon einen Schritt weiter als Daniel Koch. Er darf jeden Tag für ein paar Stunden nach draußen und macht an einem Kolleg seinen Realschulabschluss nach. Dort wissen nur die Lehrer, wohin er abends zum Schlafen zurückkehrt. Gavin Jones ist 23, das Kind eines schwarzen US-Soldaten und einer Deutschen. Er trägt weite kurze Hosen und ein Basketball-T-Shirt, beim Reden lächelt er viel.

Seine neue Zelle im offenen Vollzug mag er nicht mehr einrichten, die Leere soll signalisieren, dass er auf dem Absprung ist. Er hofft, bald entlassen zu werden. In seiner alten Zelle 221 habe er sich noch richtig Mühe gegeben, sagt er. Dort lag ein weißes Deckchen über dem Tisch, und an der Wand hing ein Bild von betenden Pilgern in Mekka. Jones ist im Gefängnis zum Islam übergetreten. Er sagt, der Islam habe ihn überzeugt - wovon genau, kann er nicht erklären. Er hat einige Suren auf Arabisch gelernt, den Koranunterricht besucht. Jones ist auf der Suche nach einem Sinn. " Ich habe so krasse Gedanken: Wann kommt man in den Himmel und wann in die Hölle? Was mache ich im Gefängnis?"

Gavin Jones redet leise, seine Sätze klingen sanft. In Plötzensee konnte er im Rahmen eines Musikprojektes mit vier anderen Häftlingen eine Hip-Hop-Gruppe gründen: Gitta Spitta, ihr Video lief auf YouTube im Internet, draußen haben ihn schon Mitschüler erkannt. Einer seiner Freunde aus der Band wurde nun nach Uganda abgeschoben. Ab und zu ruft er Jones auf dem Handy an und erzählt ihm, wie verzweifelt er ist. Manchmal hebt Jones nicht mehr ab, wenn er wieder diese Nummer auf dem Display sieht. Er weiß nicht, was er sagen soll.

Jones' Eltern haben sich getrennt, als er sechs war. Der Vater kehrte in die USA zurück. Jones hat keine guten Erinnerungen an ihn, der Vater trank, und er schlug Gavins Mutter. Ein Thema, bei dem Jones fast völlig verstummt. Im Knast gibt es zwei Tabus: die Kindheit und die Straftat. Weil das nie schöne Geschichten sind, die die Häftlinge erzählen könnten.

Gavin Jones begann mit 14 zu kiffen, sprühte Graffiti, hatte eine Gang. Sie nannten sich die Terminators, trugen Carlo-Colucci-Pullover, fanden sich sehr cool und brauchten immer Geld. Jones fing an zu dealen, raubte andere aus, prügelte sich. " Immer wenn ich eine Kleinigkeit gemacht habe, ist gleich etwas Krasses daraus geworden." Mehrmals kam er in Untersuchungshaft, am Ende hatte er zwei Einzelfallhelfer, einen Sachbearbeiter bei der Kripo und einen Bewährungshelfer. Die rieten ihm: "Geh doch mal schwimmen", oder "Mach doch eine Ausbildung". Er fand sie alle lächerlich. Gavin Jones ist Intensivtäter, er weiß nicht mehr, wie viele Taten er begangen hat und wie oft er Bewährungsstrafen bekam. Ihm wurden zahllose Hilfsmaßnahmen angeboten, keine davon hat er angenommen. Was hätte der Staat machen können, um ihn von seinem kriminellen Weg abzubringen? Jones schweigt. " Nichts", sagt er. " Ich hätte auf nichts gehört."

Als er 15 war, setzten die Sozialarbeiter ihr letztes Mittel ein: Sie schickten Jones in ein Jugendheim in der Nähe von Frankfurt am Main, weit weg von seiner Familie und seinen Freunden. Jones lächelt. Dem Betreuer dort habe er sofort eine geknallt, dessen

Strenge habe ihm nicht behagt. Bald verabschiedete sich Jones abends in die Dorfdisko, er blieb nicht lange im Heim.

"Wenn ich früher härter bestraft worden wäre, wäre die eigentliche Tat nicht passiert", glaubt er. Aber er bekam immer Bewährung.

Es geschah an einem Septemberabend 2004. Jones war in einer Cocktailbar, hatte getrunken, eine Mischung aus Speed und Ecstasy im Blut und fühlte sich von einem anderen Gast beleidigt. Es kam zur Schlägerei mit mehreren Männern. Einen von ihnen verletzte er mit dem Messer so schwer, dass er im Koma lag und notoperiert werden musste. Gavin Jones wurde wegen schwerer Körperverletzung zu fünf Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt.

In den ersten Wochen in Plötzensee hatte er einen "Blackout", wie er es nennt. Er konnte nicht arbeiten, nicht schlafen, brach seine Ausbildung zum Koch ab. Jones ist dann zu Jörg Abram, dem Psychologen, gegangen und hat geredet. Das erste Mal, vielleicht. " Draußen hätte ich nie eine Therapie gemacht", sagt Jones. Im Mai 2008 kam er in den offenen Vollzug. " Ich bin resozialisiert", sagt er jetzt. Zelle 221 scheint weit hinter ihm zu liegen.

Bistro Piccolo Romantica, Frühjahr 2008 . Mehmet Kemal hat in Zelle 221 nie Familienfotos aufgehängt. " Männer sind Schweine", sagt er. Kemal wollte vermeiden, dass seine Mutter oder seine Schwester zu Sehnsuchtszielen seiner Mitinsassen würden. An seinen Wänden klebten Poster des kurdischen Schauspielers Yilmaz Güney. " Das ist mein Reich", sagt er. Kemal redet von Zelle 221, als lebe er noch immer dort. Dabei ist er seit sieben Jahren draußen, in Freiheit.

Als Treffpunkt hat er einen Imbiss in Berlin-Kreuzberg gewählt. Nur ein paar hundert Meter von dem Ort entfernt, wo er die Tat beging, die sein Leben veränderte. Kemal ist 28 und ringt mit seinen Worten. Er will nichts Falsches sagen oder zu viel von sich preisgeben. Erst vor Kurzem hat er sich wieder bei dem Psychologen Abram gemeldet, um ihm zu sagen, dass er nun eine ABM-Stelle als Sozialarbeiter in einem Jugendzentrum habe. Mehmet Kemals Geschichte könnte eine Erfolgsgeschichte werden.

Kemals Eltern sind vor mehr als 30 Jahren von Anatolien nach Deutschland ausgewandert. Mehmet wuchs in Kreuzberg auf. " Einer meiner Cousins war eine große Nummer im Viertel. Ich wollte nicht in seinem Schatten stehen. Ich wollte, dass mit meinem Namen Taten verbunden werden."

Kemal hat immer zu seinem Vater aufgeblickt, einem Taekwondo-Meister. Kemals Eltern waren bemüht, ihn unter Kontrolle zu halten, aber der entzog sich. Nach der Grundschule kam er auf eine Gesamtschule im vornehmen Berliner Süden. Aber Mehmet Kemal fand diese Welt gefährlich fremd. Er bewaffnete sich, kaufte ein Klappmesser. Er weiß das Datum noch genau: der 3. Februar 1997. Er war damals 17 und ging mit zwei Freunden die Oranienstraße entlang. Ein Mann kam ihnen entgegen und lief einfach zwischen ihnen hindurch. Kemal fühlte sich provoziert. Fünfmal habe er zugestochen, sagte ihm später die Polizei. Fünf Stiche, ausgeführt mit großer Wucht.

Kemal schweigt einen Augenblick. " In unserer Familie passiert so was nicht", sagt er. In der Untersuchungshaft zertrümmerte er einen Spiegel, er konnte sich selbst nicht mehr sehen.

Kemal wurde zu sieben Jahren Haft wegen Totschlags verurteilt. Im Knast habe er lernen müssen, sich neu durchzusetzen. " Wenn du dich einmal bückst, stehen zehn hinter dir." Bücken bedeutet, sich zu unterwerfen. Er war jetzt Nummer 130987. " Drinnen ist alles monoton. Immer dieselben Farben, nie ein freier Blick. Aber das Schlimmste ist, dass ständig jemand neben dir steht, der bestimmt." Aus dem Gefängnis habe er an die Mutter des Opfers geschrieben, sie habe ihm nicht geantwortet.

Nachdem Kemal zwei Drittel seiner Haft abgesessen hatte, wurde er vorzeitig entlassen. Der Psychologe Abram hatte eine gute Prognose abgegeben, die er so zusammenfasst: "Er ist im falschen Viertel groß geworden, hat aber eine stabile Familie." Draußen bemühte sich Mehmet Kemal um Arbeit, in Haft hatte er eine Ausbildung zum Zweiradmechaniker abgeschlossen. Er stellte sich in verschiedenen Werkstätten vor, aber irgendwann kam immer die Frage: "Und wo haben Sie gelernt?" Wenn Kemal darauf antwortete, konnte er sehen, wie das Interesse im Gesicht des Gegenübers erlosch. Er schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch bis zu seiner jetzigen ABM-Stelle. Sie endet bald. Dann wird er wieder um Vertrauen bitten müssen.

Zelle 221, Spätsommer 2008 . Daniel Koch und Gavin Jones sitzen auf dem Bett in Zelle 221, gemeinsam zählen sie die "Toten": wie viele Menschen von den Insassen ihrer Wohngruppe "draußen" umgebracht wurden. Sie kommen auf sieben oder acht, so genau können sie das nicht feststellen. Jones sieht sich in seiner alten Zelle um, sein Blick fällt auf ein Gedicht, das Koch an seinen Schrank geklebt hat: Krank von Erich Fried. Koch kennt es noch aus der Schule:

"Wer gegen die Gesetze dieser Gesellschaft

nie verstoßen hat und nie verstößt

und nie verstoßen will

der ist krank"

Eigentlich sollte dieses Treffen mit Gavin Jones draußen sein, in der Freiheit. Aber Jones ist zurück im geschlossenen Vollzug, zurück in Haus 2, allerdings nicht in seiner alten Zelle. Jones hat jetzt einen Haftraum auf der "schlechten" Seite, dort, wo die Gebäude dicht nebeneinander stehen und sie kein Baum vor der Sonne schützt. Eine gute Zelle, schattig und leise, muss er sich erst wieder verdienen. Welche Zelle ein Gefangener bekommt, zeigt auch seinen Status an: wie weit seine "Erziehung" vorangeschritten ist.

In einer Juninacht hat Gavin Jones seine Freiheit verwirkt, wieder einmal. Freunde boten ihm in einer Bar Kokain an. Schon am darauf folgenden Tag wurde er in Handschellen wieder in den geschlossenen Vollzug gebracht, eine Urinprobe hatte ihn überführt. Auch zur Schule darf Jones jetzt nicht mehr hinaus. Er sitzt in seiner Zelle, liest Krimis und fühlt sich unfair behandelt. " Ich habe nur eine Nase gezogen, und gleich wird mir alles weggenommen." Die Einschätzung des Psychologen Abram klingt nicht gut: "Nach diesem Rückfall sehe ich keine gute Prognose für ihn."

Gavin Jones hat noch anderthalb Jahre vor sich. Er hofft, dass seine Freundin draußen weiter zu ihm hält. Und er träumt viel vom Jenseits, so wie es der Koran beschreibt. Es gebe da eine Stelle, wo einer sage, er möge nicht zurückkehren in die öde Welt. " Dann weiß ich, wie schön es dort ist."

Zelle 221, Herbst 2008 . Daniel Koch schwingt einen Stuhl über die Badtür, hängt sich daran und macht Klimmzüge. Er hat noch ein Jahr "Nachschlag" bekommen, wie er sagt, ein Jahr mehr wegen der "Unterdrückungsgeschichte". Gemeinsam mit vier anderen Häftlingen quälte er zwei Mitinsassen. Sie mussten Kochs Essenschüsseln putzen und die Zelle sauber machen. Wenn sie sich wehrten, wurden sie verprügelt. Warum? " Die haben es zugelassen", sagt Koch. Es ist ein ständiges Machtspiel, jeder muss beweisen, dass er kein Opfer ist. Als Beamte die beiden Häftlinge unter der Dusche mit blauen Flecken entdeckten, kam alles heraus.

Daniel Koch fürchtet sich davor, wieder die Kontrolle zu verlieren. " Man muss sich hier hart durchsetzen." Wenn zum Beispiel jemand zu ihm sage: "Fick deine Mutter", raste er noch immer aus. " Wer sich nicht wehrt, zeigt den anderen, dass er keine Ehre hat." Also hält sich Koch lieber abseits, versucht, nicht aufzufallen.

Demnächst wird seine Mutter ihn besuchen. Sie darf zwei Stunden bleiben. Sie werden im Besuchsraum der Haftanstalt sitzen, und Koch wird nach Worten suchen. Er findet, zwei Stunden seien zu lang. Es passiert ja nichts im Knast, vor allem nichts Schönes. Sein Vater kommt nie, er schreibt ihm auch nicht. Er ist aus seinem Leben verschwunden.

Die Gedanken an draußen, sie kommen nun öfter. " Der Knast hat mich verändert. Ich werde mein Leben anders aufbauen", sagt Koch. Nach seiner Entlassung hat er vor, Berlin zu verlassen und nach Bayern zu ziehen. Er träumt davon, sich mit einer Tischlerei selbstständig zu machen. Den Kontakt zu seinen Mitinsassen will er abbrechen. Zu viele schlechte Einflüsse. An Jörg Abram, den Psychologen, wird er vielleicht eine Karte schreiben. Aber nur, wenn er es geschafft hat.

Büro des Gefängnisleiters, Winter 2009 . Marius Fiedler sagt, es sei sehr schwer, Prognosen für die Zukunft von jugendlichen Häftlingen abzugeben. " Sie entwickeln sich sprunghaft." Einmal habe er einem Insassen eine schlechte Einschätzung geschrieben, und der sei nie wieder auffällig geworden. " Man muss das richtige Strafmaß finden - nicht zu hart und nicht zu mild. Aber das Gefängnis ist mitnichten der beste Ort für die Entwicklung von Jugendlichen." Fiedler ist froh, wenn ein paar Häftlinge in Plötzensee einen Abschluss schaffen, und manchmal ist er auch schon froh, wenn sie wenigstens zum Zahnarzt gehen, bevor sie entlassen werden. Die Rückfallquote bleibt hoch. Was hilft? " Bildung, Bildung, Bildung."

Daniela Hosser vom Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen, Projektleiterin der Studie Entwicklungsfolgen der Jugendstrafe, hat sich seit 1997 mit insgesamt 2400 Häftlingen beschäftigt und kommt zu dem Schluss: "Entgegen gesellschaftlichen Erwartungen und Hoffnungen ist die Jugendstrafe selbst für das Gros junger Männer kein Anlass für einen tiefgreifenden Einstellungs- und Verhaltenswandel." Fiedler reagiert auf diese Aussage verstimmt: "Was heißt tiefgreifend? Welche Hoffnungen hatte man da? Wir können die Jugendlichen nicht umkrempeln. Mein Hauptziel ist es, dass sie nicht mehr straffällig werden."

Es gibt oft Augenblicke, in denen Marius Fiedler verzweifeln könnte, meist dann, wenn seine "übergeordnete Behörde" oder Politiker nach einer grausigen Geschichte in den Boulevardzeitungen schärfere Maßnahmen gegen kriminelle Jugendliche fordern. In diesen Momenten versucht er, an Fälle zu denken, die gut ausgegangen sind, an den

Häftling, der jetzt im Nachwuchskader der Fußballbundesliga spielt, oder an jenen, der inzwischen eine große polnische Zulieferfirma für die Automobilindustrie leitet. Fiedler weiß, das sind Ausnahmen. Er bemüht sich, bescheiden zu sein. Ihm würde reichen, wenn der "Resozialisierungsgedanke" wieder mehr Akzeptanz fände. Bisher gibt es keine Alternative zum Strafvollzug, um jugendliche Kriminelle zu bestrafen. " Aber alle Gefangenen sind früher oder später wieder unsere Nachbarn. Und wir müssen versuchen, sie zu halbwegs verträglichen Nachbarn zu machen."

Fiedler hat ein Stehpult vors Fenster geschoben und eine Couch gekauft, von seinem eigenen Geld. Nun sieht sein Büro aus wie ein Wohnzimmer. Die meiste Zeit verbringt Fiedler im Gefängnis, auch Weihnachten feiert er im Knast. Mit 65 muss er in Pension gehen, er fürchtet sich schon etwas davor. Die verordnete Untätigkeit erscheint ihm wie eine Strafe.

Café im Kino Alhambra, Winter 2009 . Mehmet Kemal muss gleich auf seinen fünfjährigen Sohn aufpassen. Er teilt sich das Sorgerecht mit seiner früheren Freundin. Wenn er mit seinem Sohn zusammen ist, dann nimmt er sich vor, den Verlockungen nicht zu erliegen, die Verbindungen von früher ruhen zu lassen. Seine ABM-Stelle gefällt ihm. Da ist er nicht nur der "Exknacki", nicht der "Totschläger", den alle argwöhnisch beobachten. " Im Inneren bin ich kein schlechter Mensch", sagt Kemal.

Vor Kurzem hat er zehn "Problem-Jugendlichen" sein erstes Antiaggressionstraining gegeben. Er hat zwei Stunden über sich geredet: dass man mit 17 zu jung ist, um ein Messer zu tragen. Dass er damals keine sinnvolle Beschäftigung hatte, keine Ziele. " Ich wollte nur Respekt, so schnell wie möglich."

Vor den Augenblicken innerer Aufruhr graut ihm noch immer. Kemal lebt in steter Furcht, einen Fehler zu begehen. Schon eine rote Fußgängerampel, die er nicht beachtet, kann eine Gefahr sein. " Eine Anzeige, und ich bin wieder weg." Nach sieben Jahren in Freiheit wirkt Mehmet Kemal oft wie ein Mann am Abgrund, der sich doch immer wieder gegen den letzten Schritt entscheidet.

Manchmal überlegt er, wie sein Leben verlaufen wäre ohne diese Tat, ohne das Gefängnis: "Wo wäre ich jetzt? Hätte ich einen Sohn?" Er kann die Fragen nicht beantworten. Hat die Haft etwas bei ihm bewirkt? " Es tut mir leid, dass ein Mensch gestorben ist, aber man kann diesen Tod nicht sühnen." Er sieht das Gefängnis als letzte "Sozialmaßnahme" für eine Tat, die er nicht wiedergutmachen kann.

Beim Abschied sagt Mehmet Kemal, dass er sich ab und zu nach dem Gefängnis sehne, nach seiner alten Zelle 221. Nach dieser Ruhe. Man gebe alle Verantwortung ab, habe dann auch "keine Kopfschmerzen mehr". Es ist, als übernähmen andere das Leben für einen. " Manchmal denkst du gar nicht mehr an draußen", sagt Mehmet Kemal.

Frühjahr 2009 . Daniel Koch wird in diesem Jahr das Gefängnis wahrscheinlich zum ersten Mal für ein paar Stunden verlassen dürfen. Gavin Jones besucht nun die Schule in der JVA Tegel, Deutschlands größtem Männerknast. " Er hat sich gefangen", sagt der Psychologe Abram. Seit Januar hat er wieder Haftlockerung und darf an den Wochenenden für zehn Stunden raus. Mehmet Kemal ist wieder arbeitslos geworden und will demnächst eine Ausbildung zum Erzieher beginnen. Wenn das Arbeitsamt es ihm erlaubt.

Hilfe vor Strafe

In Deutschland gibt es 27 Jugendstrafanstalten mit etwa 7500 Häftlingen. Dort sitzen jugendliche und heranwachsende Straftäter bis zum 24. Lebensjahr ein. Etwa die Hälfte von ihnen wurde wegen Gewalttaten verurteilt. Noch im Kaiserreich wurden jugendliche Delinquenten als "kleine Erwachsene" behandelt, die Geschichte eines selbstständigen Jugendstrafrechts beginnt erst 1923 in der Weimarer Republik.

In Jugendstrafanstalten wird großer Wert auf Ausbildung und Unterstützung der Gefangenen gelegt. Der Erziehungsgedanke steht im Mittelpunkt, weil der Gesetzgeber davon ausgeht, dass Jugendliche durch pädagogische Maßnahmen positiv beeinflusst werden können. Gefängnisstrafen dürfen nur dann verhängt werden, wenn zuvor Erziehungsmaßnahmen beim Täter nichts genützt haben. Dazu zählen Arbeitsstunden in gemeinnützigen Einrichtungen oder soziale Trainingskurse. Gefängnisstrafen kommen auch infrage, wenn eine besondere Schwere der Schuld festgestellt wird, bei Kapitalverbrechen beispielsweise.

"Die Gefangenen sind in der Entwicklung ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten so zu fördern, dass sie zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Lebensführung in Achtung der Rechte anderer befähigt werden", heißt es im Berliner Strafvollzugsgesetz. Dieses Ziel wird allerdings selten erreicht: 80 Prozent der jugendlichen Straftäter werden nach ihrer Entlassung rückfällig. " Je härter die verhängte Sanktion, desto höher sind die Rückfallraten", stellt der Zweite Periodische Sicherheitsbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2006 fest. Die Integration in die Gesellschaft gelingt nach einem Aufenthalt im Gefängnis schlechter als bei milderen Strafen. Einen Job zu finden fällt dann oft sehr schwer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

22) Merkels Dispo

Die Schulden der Bundesrepublik haben die Billionengrenze erreicht. Um die Löcher zu stopfen, fehlen über 350 Milliarden Euro. Wer treibt das Geld auf? Und wer führt das Konto? Eine Finanzagentur in Frankfurt jongliert täglich mit unvorstellbaren Summen.

Von Alexander Smoltczyk, DER SPIEGEL, 22.6.2009

Jeden Morgen um Viertel nach acht hat Herr Weinberg dasselbe Problem: Schulden. Das Problem haben viele. Der Unterschied zu anderen Bundesbürgern ist, dass Weinberg genau neun drei viertel Stunden Zeit hat, um sich vor den Gläubigern zu retten. Bis 18 Uhr muss er neues Geld auftreiben, um die fälligen Schulden zu zahlen.

Das ist der eine Unterschied. Der andere: Es sind ziemlich viele Schulden an diesem Morgen. Eine gute Milliarde Euro. Und bis 18 Uhr bleibt nicht mehr viel Zeit.

Thomas Weinberg ist kein Fall für die Schuldnerberatung oder die Sendung "Raus aus den Schulden" bei RTL. Weinberg ist Chefhändler der "Bundesrepublik Deutschland - Finanzagentur GmbH". Er muss dafür sorgen, dass die Konten des Bundes am Ende des Handelstags ausgeglichen sind. Dass jede Fälligkeit des Tages beglichen, jede unvorhergesehene Steuermillion zinsbringend angelegt ist. Er muss heute noch eine Milliarde finden. Eine Milliarde, so viele Schulden sind heute zur Rückzahlung fällig. Es ist ein ständiges Löcherstopfen, Jonglieren, Umbuchen, Aufreißen neuer Löcher.

Und wenn Finanzminister Peer Steinbrück jetzt wieder einen Nachtragsetat von "weiteren 10,7 Milliarden Euro" ankündigt, dann ist das letztlich Weinbergs Problem.

"Meinen Kindern sage ich, Papa kümmert sich darum, die Bundesrepublik flüssig zu halten", sagt er.

Weinberg hat die Schulden der Deutschen am Hals. Wenn er morgens sieht, dass die "Bild"-Zeitung mit Boris Beckers Hochzeit aufmacht, steigt seine Laune. Dann ist offenbar kein neues Konjunkturpaket verkündet worden, und der Tag wird ruhiger werden. Wenn während eines Gipfels relevante Mittelaufnahmen verkündet würden, sagt er, dann hat er die bald auf seinem Schreibtisch: "Wenn zum Beispiel der Stresstest einer Bank schlecht ausfällt, spiegelt sich das zuerst auf den asiatischen Märkten wider." Und um 8.15 Uhr dann auf seinem Bildschirm.

Weinberg ist Marathonläufer mit einer Bestzeit von 3 Stunden 30. Der 47-Jährige ist ziemlich groß, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Günther Jauch und wird auf diskrete Weise unruhig, wenn das Gespräch länger als 20 Minuten dauert. Dann rennen die Augen zum Bildschirm. Die Schulden warten.

Zur Jahreswende hatte der Bund genau 981 281 444 403,38 Euro Schulden.

Das waren noch Zeiten.

Der FDP-Politiker Otto Fricke, Vorsitzender des Bundestags-Haushaltsausschusses, schätzte im Januar, dass die Billion spätestens zum Jahresende überschritten sein wird. Dank der zu erwartenden "Engpässe" bei der Bundesagentur für Arbeit, der "Risiken" der geplanten Bad Bank, der "Löcher" in den Krankenkassen. Inzwischen ist die Marke erreicht. Deutschland hat ein Problem mit 13 Stellen vor dem Komma.

Aber Deutschland ist nicht allein. Der Internationale Währungsfonds hat gerade errechnet, dass die zehn reichsten Länder bis zum nächsten Jahr ihre Schuldenquote von 78 Prozent (2007) auf 106 Prozent des Sozialprodukts ausweiten werden. Noch nie in Friedenszeiten standen Regierungen so tief in der Kreide.

Die Hüter der Bundesschuld wirken in einem neuen Geschäftsviertel am nördlichen Rand von Frankfurt am Main, gepflastert mit Verbundsteinen, so zeit- und formlos wie die Anzüge der Leute, die vorm Penny-Markt sitzen und ihre Lattes und Macchiatos rühren.

Das Lurgi-Gebäude war lange das größte zusammenhängende Bürohaus Europas. Ein krakenähnlicher Bau. Aber die Mieten sind günstig. Deswegen ist sie hier mit ihren 340 Mitarbeitern, die Schuldenagentur des Bundes.

340 Leute gegen eine Billion.

Man betritt die Schuldenagentur - "links, beim Bundesadler einmal klingeln", hieß es am Empfang - durch eine Glastür. In der Lobby stehen ein Safe und eine Büste des Freiherrn Karl August von Hardenberg, des Hüters der preußischen Staatskasse.

"Wir rechnen hier in Milliarden", sagt einer der Mitarbeiter. "Null Komma vier sind 400 Millionen. Da muss man sich erst dran gewöhnen." Am Anfang habe er noch Schweißausbrüche bekommen, sagt er. Und: "Man darf nicht an die Größenordnungen denken, sonst würde man wahnsinnig werden."

An den Wänden hängen Schatzbriefe aus einer Zeit, als man noch unbeirrt ans Morgen glaubte.

Allesamt garantiert "reichsmündelsicher", prägegestempelt und schon von weitem als grundsolide zu erkennen. So auch eine "Schuldverschreibung der Stadt Duisburg über Eintausend Mark" von 1921, zwei Jahre vor der Hyperinflation. Ein paar Meter entfernt hängt eine "3%ige Schatzanweisung des Deutschen Reiches" aus dem Jahr 1941. Mitten im Krieg wird pünktliche Zinszahlung versprochen sowie eine Einlösung zum Nennwert "am 16. Mai 1962" bei der Reichsschuldenverwaltung. "Der Anspruch auf das Kapital erlischt, wenn die Schatzanweisung nicht binnen dreißig Jahren nach dem Eintritt der Fälligkeit zur Einlösung vorgelegt wird." Das wäre am 16. Mai 1992, also kurz nach Hitlers 103. Geburtstag.

Thomas Weinbergs Büro findet sich im gesicherten Bereich der Agentur, im Handelsraum. Die beiden Flachbildschirme vor ihm glimmen in allen Farben. Charts wachsen ruckelnd, Kurven zacken nach oben (oder nach unten), es zuckt, flimmert, pulsiert in einem Meer aus Ziffern, Zahlen, Kürzeln. Man sieht Crude-Oil-Notierungen, US-Bonds-Werte und T-Bill-Kurse, Swaps, Key-Rating, unter "Sovereigns" firmieren

europäische Kreditderivate, daneben quetschen sich noch die "US-Dollar Swaps", darüber ein weißer Blitz: die Kurse für Tagesgeld im Minutenrhythmus.

Das ist die Krankenakte des Finanzkapitalismus, der Rundumcheck in Echtzeit, Werte, die dem fiebernden Körper Geldmarkt abgelauscht und ins Netz gestellt werden. Die nackte Wahrheit. Das ist Weinbergs Welt.

Als Chefhändler muss Weinberg sich auf dem Interbankenmarkt mit Titeln eindecken, um den Teil der Schulden, die an einem Tag zur Rückzahlung fällig werden, zu bedienen.

Er verkauft den Banken Papiere des Bundes, bekommt Geld dafür und zahlt fällige Papiere aus. Weinberg wickelt seine Geschäfte, wie jeder Bundesbürger auch, über ein Girokonto ab, seines ist bei der Bundesbank und heißt "Liquiditätskonto". Er muss es auf null bringen. Denn ein Minus am Abend, eine "Unterdeckung", käme einem zinslosen Darlehen der Zentralbank an den Staat gleich. Und das verbietet der Vertrag von Maastricht. Wer Schulden macht, soll dafür auch zahlen.

Es ist ein ewiges Hin- und Herschieben mit Fälligkeiten, Fristen, Zinskonditionen.

Jetzt, um die Mittagszeit ("12:50:51 London, 20:50:51 Tokio, 07:50:51 New York"), ist es im Handelsraum ruhig. Kein Telefon, kein Radio, kein Fernseher, kein Bürogeplauder.

In völliger Stille tobt das Tier Kapitalismus.

Weinberg hat keine Familienfotos und lustigen Postkarten an seinen Computer geklebt. Das hier ist kein Spiel. Noch vier Stunden.

Bis zur Krise bestand Weinbergs Job vor allem darin, die Anschlussfinanzierung der Fälligkeiten im Blick zu haben. Also mit neuen Schulden die alten zu bezahlen, damit jeder Gläubiger pünktlich sein Geld bekommt. Das war die Zeit, als Peer Steinbrück noch sagen konnte: "Die Nettokreditaufnahme wird zurückgefahren", und dabei so selig aussah, als hätte er Haschkekse gefrühstückt.

Jetzt dagegen rollt die Schuldenlawine. Von Zurückfahren ist keine Rede mehr. Geld muss her, möglichst schnell, und Weinbergs Job ist mühsamer geworden. Außerdem soll er Geld sparen. Deswegen telefoniert er die Banken ab, um die günstigsten Konditionen für einen Kredit zu erwischen: "Wenn ich 4,95 Prozent statt 5,0 Prozent bekomme, ist es ein guter Tag gewesen", sagt er. Sein Ziel sei es, sagt Weinberg, "leicht unter EONIA" zu liegen, dem durchschnittlichen Tagesgeldsatz in Euroland, dem Urmeter des deutschen Geldmarkts.

Weinbergs Gespräche laufen ungefähr so: "Wir suchen 500 Millionen, habt ihr die da? Zu welchem Zins? Danke, ich melde mich wieder." Es sei im Grunde wie auf dem Gemüsemarkt, sagt Weinberg. "So ein Gespräch dauert vielleicht 15 Sekunden. Da kann man nicht lange über die Eintracht reden. Da ist viel Geld im Umlauf, das Geschäft muss schnell gehen."

Bei "Panorama", der ARD-Sendung, haben sie mal von der "Zockerbude des Bundes" geredet. Das hat ihnen bei der Agentur nicht gefallen. Nicht jeder Fisch im Haifischbecken ist auch ein Killer.

"Ein Zocker", sagt er, "hätte hier keine Daseinsberechtigung." Weinberg ist ein lieber Hai. Er sei zur Agentur gekommen, wird erzählt, weil er "mal für die KfW ei-

nen Dollarbond aufgelegt hat". So klingen Heldenbiografien in Bankerkreisen.

Der Nationalökonom David Ricardo nannte Staatsschulden schon vor fast 200 Jahren "eine der schrecklichsten Geißeln, die jemals zur Plage einer Nation erfunden wurden", konnte sich aber mit dieser Auffassung unter Haushaltspolitikern nicht durchsetzen.

Am 17. Januar 1820 wurde die "Preußische Hauptverwaltung der Staatsschulden" gegründet. Ein Musterbetrieb, eine der Säulen des Preußentums, geführt meist über Jahrzehnte hinweg von "Geheimen Ober-Finanzräthen" mit langen Namen.

Damals, als es das Wort "erhöhter Refinanzierungsbedarf" noch nicht gab, wurden die Schulden in moleskinbezogene, marmorierte Kontorbücher eingetragen. Damals, als die Schulden noch zwischen zwei Buchdeckel passten. Eines dieser Bücher liegt gerade beim Buchbinder. 22 Kilo, mit pelziger Oberfläche und einem Kantenschutz aus Messing: "Grundbuch der Schuldverschreibungen" steht auf dem Deckel. Es sieht wertvoll aus, wie ein Schatz.

Hier wurde seit dem 12. März 1891 in Kanzlistenschrift Buch geführt über die Schulden des Landes, damals wurde offensichtlich noch im Tausenderbereich gerechnet. Das Jahr 1933 ist hier nur ein Eintrag, die Schrift, der Kopierstift der gleiche.

Die meisten dieser Schuldbücher verbrannten 1945 bei einem alliierten Luftangriff auf die Reichsschuldenverwaltung in Berlin-Kreuzberg.

Heute ist das Bundesschuldbuch ein Datensatz. Eine gigabyteschwere Computerdatei, wo sämtliche Schatzbriefe, Obligationen, Anleihen des Bundes und ihre Fälligkeiten aufgelistet sind.

Jede Neuverschuldung erscheint in der Bilanz als 12-, 13-stelliger Posten "Kredite zur Rekapitalisierung", wo noch in der Vorperiode eine Null gestanden hatte.

Im Keller sirren die Rechner. Man darf sie nicht fotografieren, weil Hacker aus der Form der Kästen irgendwelche Rückschlüsse ziehen könnten: "Was glauben Sie, wäre los, wenn der Bund seine Schulden nicht bedienen könnte?" Deswegen gibt es auch an einem geheimen Ort in Frankfurt ein "Backoffice", eine Sicherungskopie der gesamten Agentur.

Das Portfolio des Bundes ist auch eine archäologische Lagerstätte. In den Beständen finden sich noch Schulden aus den zwanziger Jahren, die das Deutsche Reich aufnahm, um die Reparationen nach dem Ersten Weltkrieg zu bezahlen.

Schulden vergehen nicht.

Weinberg verwaltet die Schulden des Bundes. Er rettet den Bund über den Tag, bedient die Gläubiger und sorgt dafür, dass keine Million irgendwo unverzinst herumliegt. Das ist die eine Aufgabe der Agentur, das Tagesgeschäft.

Die andere Aufgabe besteht darin, Schulden zu machen. Das Anpumpen der Geld- und Kapitalmärkte im großen Stil, genannt "längerfristige Kreditaufnahme".

Das wird per Auktion geregelt. Meistens montags oder mittwochs kurz vor elf Uhr.

Es ist der beinahe wöchentliche Test, ob noch jemand für den Bund anschreiben mag.

Die Auktion findet im gesicherten Bereich der Agentur statt, im Handelsraum. Da stehen dann Weinberg, der Chefhändler, einige Mitarbeiter und einer der beiden Geschäftsführer. Die Auktionäre. Keiner setzt sich, keiner trinkt Kaffee. Finanzministerium und Bundesbank sind per Telefon zugeschaltet. Der Hammer für den Zuschlag ist die Enter-Taste von Weinbergs PC.

Schon vorher sind die 27 Mitglieder des Bieterkonsortiums, meist Banken, um Gebote gebeten worden. Die Bietergruppe wechselt im Laufe der Gezeiten. Lehman Brothers International etwa ist nicht mehr dabei.

Im Prinzip ist Schuldenmachen einfach. Die Banken geben dem Bund Geld und bekommen dafür ein Papier, auf dem steht, wann der Bund zurückzahlt und wie viel Zinsen er dafür zahlt. Diese Schuldscheine können die Banken dann an ihre Kunden weiterverkaufen.

Es ist das gleiche uralte Muster des Geldverleihs, beschrieben schon in der Bibel und praktiziert in den Kundenabteilungen der Sparkassen und den Hinterstuben der Kredithaie. Umsonst gibt's nichts, "denn wer hat, dem wird gegeben" (Matthäus 25,29).

Weinberg und die anderen Auktionäre warten, wem gegeben wird. Es wird: Kurz vor Ablauf der Frist kommen die Angebote herein, in handlichen Stückelungen von 100 Millionen und bestimmtem Zins. Dann wird kurz beraten, ein letzter Blick auf die Flimmerkurven, die aktuelle Marktentwicklung, dann fällt die Auktionsentscheidung.

Weinberg drückt die Enter-Taste, und der Bund kann aufatmen. Drei, zwei, eins - meins! Deutschland hat neue Schulden gemacht.

Über diesen recht undramatischen Vorgang entsetzen sich Verbände wie der Bund der Steuerzahler (etwa 332 000 Mitglieder), beklagen in leidenschaftlichen Appellen ihrer Zeitschrift "Der Steuerzahler" die "Verschwendung" und die "fiskalische Gängelung". "Die Schulden von heute sind die Steuern von morgen" ist ihr Motto. In Berlin betreiben diese Mahner ihre "Schuldenuhr" und begehen Jahr für Jahr ihren "Steuerzahlergedenktag" mit der Bockigkeit von Heimatvertriebenen.

Wer als Bürger etwas am Finanzproblem seines Staates ändern will, geht zu einer Glastür im Parterre des Lurgi-Bürogebäudes, auf die ebenfalls ein Bundesadler geklebt ist. Hier ist der Schalter für die Privatkunden der Agentur. Man trifft auf einen Kundenberater mit etwas undeutlicher Aussprache, aber einem langen, bis ins 18. Jahrhundert belegten Adelsnamen.

An den Wänden hängt ein Plakat, "Günther Schild, Finanzexperte". Das Maskottchen der Agentur. Das Original steht in der Lobby. Eine Schildkröte, die aussieht wie aus Messing, aber eigentlich aus Harzmatten gefertigt ist und nicht viel wiegt. Im Servicecenter hängen Plakate, auf denen die Schildkröte eine Margerite im Maul hält: "Die entspannendste Geldanlage Deutschlands", steht darunter.

"Wir wollten etwas, das Sicherheit ausstrahlt", sagt der Herr von der Kundenberatung.

Es herrscht wellnesshafte Ruhe, nur die Lüftung summt. "Sie hätten im Oktober kommen sollen", sagt der Kundenberater. Unbeschreiblich sei das damals gewesen. Zwei Stunden hätten die Bürger warten müssen, um an ihr Schuldbuchkonto zu kommen, die auf rund 20 000 Anrufe pro Tag ausgelegte Telefonanlage der Agentur brach zusammen. Alle wollten dem Bund etwas leihen.

Damals war der deutsche Rentier und Kuponschneider in nackter Panik. Vor allem jener Anleger vom Typus "Wohlsituierte Ww., fin. unabh., in besten Jahren, mit trad. Werten".

In den siebziger Jahren kannte man die Papiere nur aus den Rowohlt-Taschenbüchern, wo mitten im Text plötzlich für "Pfandbriefe und Kommunalobligationen" geworben wurde. So etwa: "Macht unsere Bücher billiger! forderte Tucholsky einst, 1932, in einem ‚Avis an meinen Verleger'. Man spart viel Geld beim Kauf von Taschenbüchern. Für die Jahreszinsen eines einzigen 100-Mark-Pfandbriefs kann man sich zwei Taschenbücher kaufen." Generationen von Schülern sind mit dieser "verbrieften Sicherheit" aufgewachsen, ohne auch nur den Hauch einer Ahnung zu haben, um was es sich handelte.

Der Bund macht beim Bürger Schulden, indem er ihm Bundeswertpapiere verkauft. Je nach Ausstattung gibt es Schatzbriefe, Finanzierungsschätze, Obligationen, Anleihen, Schatzanweisungen. Manche laufen länger, manche kürzer. Gemeinsam ist allen, dass sie nicht viel bringen außer Sicherheit.

Bundesschatzbriefe galten deshalb bis vor kurzem noch als die Schrebergarten-Anlage, belächelt von Börsianern. Vor dem Crash triumphierte die kurze Frist über die lange, der Hai über die Schildkröte.

Das hat sich geändert.

In den ersten Wochen dieses Jahres kamen 200 Millionen Euro von Privatanlegern herein. Knapp eine halbe Million Bundesbürger haben dem Bund Geld geborgt, die durchschnittliche Order liegt bei 40 000 Euro. Jeder kann ein Konto eröffnen, kostenfrei. Was angesichts der homöopathischen Rendite nicht verwunderlich ist. Hat der Bürger bezahlt, bedankt sich der Bund mit einem Formbrief bei seinem neuen Gläubiger: "... freuen uns, dass Sie sich für Bundeswertpapiere entschieden haben. Mit freundlichen Grüßen, Bundesrepublik Deutschland".

Das Geschäft mit den Privatkunden macht 95 Prozent der Aufmerksamkeit, aber nur 3 Prozent der Bruttokreditaufnahme des Bundes aus.

Für den großen Rest ist Carl Heinz Daube zuständig. Er ist einer der beiden Geschäftsführer der Finanzagentur, ein Handlungsreisender der Bundesrepublik Deutschland. Er sucht auf dem globalen Finanzmarkt nach Investoren, die dem Bieterkonsortium, also jenen Banken, die an der Auktion teilnehmen, die Papiere des Bundes abkaufen. Ein PR-Mann für Bundeswertpapiere sozusagen. Einer, der der Schildkröte Beine macht.

Es ist schwer, mit dem 48-jährigen Geschäftsführer einen Termin zu bekommen. Daube ist nie da, immer unterwegs, in "Middle East", wie er sagt, in Tokio, Rio und Shanghai. Alle paar Wochen müsse er seine "Key-Player" besuchen, um "Bund zu verkaufen". Und das sei derzeit etwas schwieriger. "Viele Investoren", sagt Daube, "sind aus der Sommerpause des vergangenen Jahres nicht mehr aufgetaucht. Hedgefonds beispielsweise haben sich quasi komplett verabschiedet."

Daubes Reisen sind Vertreterbesuche auf höherem Niveau. Bei manchen Fonds oder Banken geben sich die Emissionsemissäre die Klinke in die Hand, packen ihre Präsentationen aus und erklären, weshalb ein Asiate oder Scheich genau ihre

Schuldpapiere kaufen soll. "Jeder hat etwas anzubieten", sagt Daube. Die Österreicher sind spezialisiert auf Fremdwährungen, die Belgier auf Nischenprodukte. "Unsere Produkte", sagt er, "sind hochliquide und sicher. Dafür sind Investoren bereit, einen niedrigeren Zinssatz zu akzeptieren."

Seit es die D-Mark nicht mehr gibt, konkurriert der Bund mit allen anderen europäischen Ländern. Deswegen wurde im Jahr 2000 die Finanzagentur gegründet. Eine GmbH, deren einziger Gesellschafter der Bund ist. Man wollte der Schildkröte ein wenig Beine machen. "Marktanalysen" mussten her, "Modelle zur Portfoliosteuerung" und natürlich "Synergieeffekte". Die Schildkröte wollte auch ein bisschen Hai sein. Früher gab es für den Bund vielleicht 20 Möglichkeiten, an Geld zu kommen. Heute sind es etwa 200. Daube nennt es "Diversifizierung der Finanzmarktinstrumente".

Vergangenes Jahr wurde vom Bund die Tagesanleihe für Privatanleger eingeführt, das erste neue Produkt seit 30 Jahren. Derzeit wird ein Fonds entwickelt, ein Korb aus verschiedenen Schuldpapieren des Bundes. Das gab es früher nicht.

Bis 2014 soll die Agentur so jährlich 500 bis 750 Millionen Euro weniger für die Finanzierung ausgeben.

Daubes Counterpart ist das "Referat VII A 2" im Finanzministerium, zuständig für "Steuerung und Kontrolle des Schuldenwesens". Und dahinter der zuständige Staatssekretär Jörg Asmussen.

Mit dem bespricht Daube sich. Das Schuldenmachen wird immer teurer. Irgendwann müssen neue Kredite aufgenommen werden, um die Zinsen der alten Kredite noch zahlen zu können. Man kennt das aus der Schuldnerberatung in Duisburg oder Berlin-Neukölln. Das kann auch Staaten passieren.

In der Finanztheorie galt lange der Lehrsatz, ein Staat könne nicht pleitegehen, weil jede noch so hohe Schuld letztlich durch Vermögen gesichert sei. Für David Oddsson, den Zentralbankchef von Island, war das nur bedingt tröstlich, als sein Staat vergangenen Herbst durch Überschuldung so gut wie zahlungsunfähig war und die Bürger ihn mit Schneebällen bewarfen. Sie hatten ihrem Staat Geld geliehen und jede Hoffnung auf Rückzahlung verloren. Islands Finanzsystem wurde gerettet, weil der Weltwährungsfonds und einige Nachbarländer der Insel mit Krediten aushalfen, die sie auf den freien Märkten nie bekommen hätte.

Kritiker sagen, der Schuldenstaat würde Unternehmen die Kredite wegnehmen. Auch Volkswagen, E.on, Fresenius geben schließlich Anleihen heraus. Das sei nicht das Gleiche, sagt dann die Agentur. Es gebe viele Unterschiede: Volumen, Bonität des Emittenten, Liquidität und letztlich im Preis. "Solange in der Krise keine private Investitionsnachfrage da ist, nehmen wir Unternehmen das Kapital nicht weg", sagt Daube. "Im Gegenteil: Durch die Staatsgarantien verbessert der Bund die Voraussetzungen, damit Unternehmen frisches Kapital beschaffen können."

Noch sind die Investoren bereit, ihr Geld auch für geringen Zins an die Regierungen zu verleihen. Aber das kann sich schnell ändern, sobald die Märkte in Asien sich wieder erholt haben und die Zinsen wieder steigen. Dann wird Schuldenmachen für den Staat wieder teurer. Dann ist die Zeit der Schildkröten wieder vorbei.

Daube muss dieses Jahr mindestens 346 Milliarden Euro auftreiben. Die Strategie heißt, sich auf dem (kurzfristigen) Geldmarkt und dem Kapitalmarkt (mit Laufzeiten von einem Jahr und länger) möglichst ausgewogen zu bedienen.

"Unsere Aufgabe ist schwieriger als früher", sagt er. "Allein schon weil das Volumen größer ist. Letztes Jahr waren 220 Milliarden Euro am Markt zu plazieren. In diesem Jahr kommt mehr als die Hälfte noch mal drauf."

Und da ist die jüngste Nachbesserung noch gar nicht eingerechnet.

Je mehr Schulden bedient werden müssen, umso mehr Steuereinnahmen, umso mehr Wachstum braucht das Land, und wenn es nicht genügend Wachstum gibt, dann muss der Staat bei seinen Ausgaben sparen. So einfach ist es. So schwer wird es.

Es ist 18 Uhr. Thomas Weinberg schaltet seine Bildschirme aus. Der Handel ist beendet. Die Geld- und Kapitalmärkte ziehen weiter, der Sonne hinterher. Das Liquiditätskonto des Bundes bei der Bundesbank ist auf null gebracht. Buchhalterisch ist alles in Ordnung, die Witwen und Wirtschaftsweisen können beruhigt schlafen gehen.

Die Finanzagentur leert sich ohne ein Zeichen von Hektik, nur im Keller surren irgendwo die Server, und irgendwo dreht sich David Ricardo im Grabe um.

Morgen ist ein neuer Tag der Schulden.

Zurück bleibt der Freiherr von Hardenberg und, gleich neben der Tür mit dem Bundesadler, ein Safe, ein Geldschrank. Er stammt aus dem Besitz der alten Bundesschuldenverwaltung. Keiner hat einen Schlüssel zu ihm. Keiner in der Finanzagentur weiß, wie er sich öffnen lässt. Gewiss ist nur eines: Der Schrank ist leer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

23) Der letzte Chat

Der Student Abraham Biggs wollte nicht mehr leben, im November 2008 kündigte er im Internet seinen Selbstmord an. Auf der ganzen Welt sahen ihm Menschen beim Sterben zu. Wie konnte es dazu kommen?

Von Annabel Wahba, Zeit-Magazin, 18.06.2009

Die letzten Bilder von Abraham Biggs, die eine Kamera um die Welt schickt, kommen aus seinem Schlafzimmer. Sie zeigen einen jungen Mann, der in weißen Boxershorts und grauem T-Shirt auf dem Bett liegt. Er hat sich nicht herausgeputzt für diesen letzten Auftritt.

Die Webcam gibt nur einen kleinen Ausschnitt des Zimmers wieder: den reglosen Abraham, 19 Jahre alt, das zerwühlte Bett, die kahle Wand dahinter. Der Junge hat dem Objektiv den Rücken zugewandt, ein Arm ist unter seinen Oberkörper geklemmt, die nackten Beine liegen aufeinander. Seit zehn Stunden liegt er nun schon da.

Abraham Biggs hatte im Netz angekündigt, er werde eine "Überdosis" nehmen, dann hat er die Medikamente aufgezählt, die er schlucken werde. Und er hat auf eine Webseite verwiesen, auf der man ihm dabei zusehen kann. Live.

220 Menschen schauen an diesem Nachmittag des 19. November 2008 auf Abraham Biggs, die Zahl ist auf der Webseite eingeblendet. In Großbritannien sehen sie ihm zu, in Australien, in Mexiko, in den USA. Sie blicken nach Pembroke Pines, einer Kleinstadt an der Ostküste Floridas. Und keiner glaubt, dass er in Lebensgefahr ist. Misstrauen sie den digitalen Bildern und halten das, was sie sehen, für gefälscht? Können sie nicht unterscheiden zwischen dem, was virtuell, und dem, was real ist? Sind die Menschen durch die Anonymität und die Unverbindlichkeit des Internets verroht? Oder ist das ein vor Publikum begangener Selbstmord, so wie andere auch - bloß dass das Publikum diesmal am Computer sitzt?

Nur ein Schüler aus Indien greift zum Telefon und versucht, Abraham zu retten. Und schließlich erscheint die Nachricht eines Computerexperten aus Indianapolis im Textfeld neben dem Videobild: "Ich habe die Polizei gerufen."

Elf Stunden zuvor, um vier Uhr in der Früh, spielt Abraham in seinem Zimmer am Computer. Sein Vater kommt herein, er ist wach, weil er nebenan noch Büroarbeiten erledigt hat. "Vergiss nicht, dass wir zum Mittagessen verabredet sind", sagt der Vater, dann geht er schlafen, er muss um sieben zur Arbeit. Später wird er sagen, ihm sei nichts Ungewöhnliches aufgefallen an seinem Sohn, der oft bis spät in der Nacht am Computer saß. Der Vater weiß nicht, dass Abraham in den Tagen zuvor seinen Blackberry verkauft hat, mit dem er überall E-Mails las und beantwortete. Und seine

geliebte Playstation. Dass diese Dinge, die dem Sohn einmal so wichtig waren, ihm nichts mehr bedeuten.

Abraham Biggs senior, der vor drei Jahrzehnten aus Ghana in die USA kam, ist Mathematikprofessor am Broward College. Auch sein Sohn studiert dort und arbeitet als Tutor im Computerraum. Abraham kennt sich gut aus mit allen möglichen Programmen, aber er ist keiner dieser Jungen, die ihr Leben im Schein des Monitorlichts fristen. Er ist eins neunzig groß und sportlich, ein Mädchentyp, der seine Freundinnen so oft wechselt, dass seine Mutter irgendwann aufhört, sich ihre Namen zu merken. Abraham gibt gern den Entertainer. Auf seiner Seite bei der Onlinegemeinschaft MySpace hat er ausschließlich Partyfotos von sich und Freunden hochgeladen, als wolle er allen zeigen, wie viel Spaß er hat.

Nachdem sein Vater zu Bett gegangen ist, schickt Abraham um 4.17 Uhr eine SMS an seine Mutter. Sie ist Krankenschwester im Memorial Hospital im benachbarten Städtchen Hollywood und hat Nachtdienst. Doreen Facey-Biggs, 47, sieht gerade nach einem ihrer Krebspatienten. Sie ist die Einzige auf ihrer Station, die keine weiße Kleidung trägt, sondern geblümte Oberteile und rosa Hosen, ihre Haare hat die gebürtige Jamaikanerin zu Dutzenden kleiner Zöpfe geflochten. Sie verlässt das Patientenzimmer und liest die SMS: "Ich hasse mich."

Vier Monate später hat die Mutter die Nachricht immer noch auf ihrem Handy gespeichert. Auf ihrem Wohnzimmertisch liegen ihre letzten drei Mobiltelefone, deren Speicher randvoll mit Textnachrichten ihres Sohnes sind. "Ich komme zu dir, es geht mir so schlecht", hatte er ihr ein paar Monate vor seinem Tod geschrieben, "ich will Antidepressiva." Abraham litt an einer bipolaren Störung, bei der sich extreme Manie und Depression abwechseln. Die Mutter hoffte, Abraham und sie würden irgendwann einmal zusammen die SMS-Nachrichten lesen und sich freuen, dass diese Zeit vorbei ist.

Doreen Facey-Biggs wohnt mit ihrer Tochter Rosie, deren Mann und zwei Kindern in einem kleinen Bungalow außerhalb des Zentrums von Hollywood - nicht Hollywood, die Traumfabrik, sondern eine Kleinstadt am Pazifik mit softeisfarbenen Häusern, auf die das ganze Jahr die Sonne scheint. Wenn man das Haus betritt, steht man schon mittendrin im Wohnzimmer, es ist eng hier, Spielzeug liegt herum, ungebügelte Wäsche hängt über einem Stuhl. Bob Marley lächelt von einem Foto über das Chaos hinweg. Man hat den Eindruck, dass hier eine Familie lebt, die gerne nah beieinander ist. Rosie sagt, sie wolle nicht ohne die Mutter wohnen.

Abrahams Eltern ließen sich 2004 scheiden. Abraham hatte fortan ein Zimmer beim Vater im benachbarten Pembroke Pines, wo er sich meistens aufhielt, und eines bei der Mutter. Sie und seine 27-jährige Schwester Rosie waren enge Vertraute für ihn, den beiden offenbarte er sich, als eine seiner Freundinnen glaubte, schwanger zu sein. "Wir sind sehr offen miteinander", sagt die Mutter. Sie und der damals zwölfjährige Abraham waren auch bei der Geburt von Rosies erster Tochter dabei und filmten. Mit ihnen waren noch zehn Freunde und eine weitere Videokamera im Kreißsaal.

Am 19. November 2008 wäre es Doreen Facey-Biggs lieber gewesen, es hätte keine Kamera gefilmt.

Als sie die SMS ihres Sohnes liest, gerät sie in Panik. Zweieinhalb Monate zuvor hat Abraham versucht, sich mit Tabletten zu vergiften. Sie ruft ihn sofort an.

"Was bedeutet diese SMS?", fragt sie ihn. "Willst du dich umbringen? Ich liebe dich doch." - "Das weiß ich", antwortet Abraham. "Und ich weiß, dass es eine Menge gibt, wofür es sich zu leben lohnt." Dass er so entspannt klingt, beruhigt die Mutter.

Abraham loggt sich um kurz vor fünf bei Bodybuilding.com ein, einer Website, die er fast jeden Tag besucht. Eigentlich tauschen sich die Besucher dort über Trainingsmethoden und Präparate zum Muskelaufbau aus. Aber Abraham ist kein Bodybuilder, meist verbringt er seine Zeit im Forum für Vermischtes. Dort debattieren die Mitglieder, vorwiegend Männer, über die Vorzüge der Nassrasur und Probleme mit der Freundin. Wie alle dort gibt Abraham seinen echten Namen nicht preis, er nennt sich CandyJunkie. "Das Forum ist wie eine Familie für mich", schreibt er in einem seiner Beiträge. Eine Familie, in der es intim und gleichzeitig anonym zugeht. Man kennt ihn dort als jemanden, der sich gern merkwürdige Scherze erlaubt. Einmal schreibt er, sein Vater habe ihn rausgeworfen, deshalb trampe er durch die USA. Er hinterlässt seine Handynummer. Später stellt sich heraus, dass die Geschichte erfunden war. Ein anderes Mal kündigt er an, er wolle 40 Beruhigungstabletten schlucken. "Have fun", ist die Antwort. Am nächsten Tag ist er wieder im Forum aktiv, als sei nichts gewesen.

In jener Novembernacht schreibt CandyJunkie um 4.56 Uhr: "Fragt einen Typen, der sich heute (wieder) eine Überdosis verpassen wird, was ihr wollt." Er hinterlässt einen Verweis auf eine Videoseite: www.justin.tv/feels_like_ecstacy. Justin.tv gibt es seit 2006, hier können Internetnutzer die Bilder ihrer Webcam in Echtzeit ausstrahlen, ihren eigenen Live-Kanal gestalten. Wer in dieser Nacht Abrahams Link anklickt, sieht sein Schlafzimmer. Der Countdown seines Abschieds hat begonnen. Die erste Reaktion lässt sieben Minuten auf sich warten. SweatyJohnson aus New York fragt: "Warum?"

"Ich will sterben", antwortet CandyJunkie um 5.05 Uhr.

"lol", schreibt jonB89; lol bedeutet laughing out loud - lautes Gelächter.

Ein weiteres Forumsmitglied fragt ihn, wie viele Tabletten er genommen habe.

"8 Xanax. 7 roxies und 3 ultram."

Xanax, das Abraham gegen seine Angstzustände verschrieben bekommen hat, ist in den USA ein gängiges Medikament. Dass es in dieser Menge und in Kombination mit den beiden Schmerzmitteln Roxicet und Ultram zum Tod führen kann, weiß vermutlich niemand im Forum.

"Nicht schon wieder, der versagt jedes Mal", schreibt Fairy.

Alle sitzen allein vor ihren Bildschirmen, aber es ist, als stünde eine Menge vor einem Mietshaus und beobachtete einen Lebensmüden am Fenstersims. Alle recken die Köpfe, manch einer schreit: "Spring!" Und der eine oder andere holt Hilfe. Oder ist es im Internet doch leichter als auf der Straße, Hilfesuchende zu ignorieren?

"Das Netz allein macht die Menschen nicht kälter", sagt der Internetexperte Urs Gasser, Professor für Informationsrecht im schweizerischen Sankt Gallen und Direktor des Berkman Center for Internet & Society an der Harvard University. Wenn bei

Jugendlichen eine emotionale Abstumpfung zu beobachten sei, sagt Gasser, sei nicht das Internet schuld, sondern der insgesamt erhöhte Medienkonsum. "Wenn ein Jugendlicher schon Hunderte von Leichen im Fernseher gesehen hat, kann das natürlich Folgen haben. Aber die Ursachen für ein Verhaltensmuster sind komplex, die Bilder an sich nur Mosaiksteine, die eine Veranlagung allenfalls verstärken können."

Menschen sind seiner Ansicht nach im Netz genauso zur Solidarität fähig wie überall sonst. "Sie müssen nur lernen, sich mit offenen Augen in diesem neuen Medium zu bewegen", sagt Gasser. So haben spanische Internetnutzer im März 2007 rechtzeitig die Polizei alarmiert, nachdem ein Mann aus Bremerhaven in einem Chatroom angekündigt hatte, er werde sich erschießen. Damals haben die User selbst die Initiative ergriffen. Was im Netz jedoch fehlt, ist ein Warnsystem. Das verlangt etwa die Organisation Wired Kids, die in den USA gegründet wurde und zu deren letzter Konferenz im Februar auch Abrahams Schwester Rosie reiste. Vor Vertretern der Internetindustrie forderte sie die Einführung eines Notknopfes auf den Websites, mit dem die Nutzer ein Bildschirmfoto an den Administrator schicken können. Hätte es so einen Knopf auf Bodybuilding.com gegeben, glaubt Rosie, hätte ihrem Bruder rechtzeitig jemand geholfen.

Um 5.18 Uhr schreibt CandyJunkie seinen letzten Eintrag im Forum von Bodybuilding.com. Es ist ein Abschiedsbrief, der eine ganze Monitorseite einnimmt. "Ich kann niemandem erklären, warum ich jeden neuen Tag verabscheue", tippt er. "Der Hass, der in mir tobt, richtet sich nicht gegen die, die ich so sehr liebe. Dieser Hass richtet sich voll und ganz gegen mich." Und: "Vergebt mir." Als er fertig ist, legt er sich aufs Bett, um zu schlafen. Die Kamera läuft. Noch wäre Zeit, ihn zu retten.

Ein warmer Märztag 2009 in Florida. Doreen Facey-Biggs hat Besuch von ihrer Schwester Kike aus Washington. Kike hat sich am Morgen spontan ins Flugzeug gesetzt, weil Doreen am Abend zuvor am Telefon geweint hat. Gerade sind sie vom Einkaufen nach Hause zurückgekehrt, aber Doreen will nicht aus dem Auto steigen. Sie will diese Höhle aus Blech nicht verlassen, die sie abschirmt vor der Welt da draußen. Und schon gar nicht will sie jetzt Fragen beantworten. Als sie anderthalb Stunden später doch ins Haus kommt, entschuldigt sie sich. "Der Schmerz wird nicht weniger, wie alle behaupten. Er wird schlimmer. Manchmal denke ich, ob es nicht besser wäre, selbst tot zu sein." Ihre Schwester wirft ihr einen besorgten Blick zu. Doreen zieht ihre Bluse straff, dann räumt sie den Kühlschrank ein.

Es gibt nicht viele Augenblicke, in denen Abrahams Mutter sich Schwäche erlaubt. "Wir Schwarzen stammen von Sklaven ab, die ums Überleben kämpfen mussten, wir sind darauf konditioniert, stark zu sein", sagt sie. Auch in Obamas Amerika litten die Schwarzen noch unter diesem problematischen Selbstverständnis. Das habe es Abraham so schwer gemacht, seine psychische Erkrankung zu akzeptieren. "Ein Schwarzer", sagt sie, "legt sich nicht auf die Couch und analysiert sein Leben." Er versucht, es selbst in die Hand zu nehmen. Dass Abraham das nicht gelang und seine Familie sich seinetwegen sorgte, habe er sich selbst am meisten übel genommen.

Im Sommer 2006, als Abraham von einem mehrwöchigen Armeetraining zurückkommt, fällt der Mutter zum ersten Mal auf, dass mit ihrem Sohn etwas nicht stimmt. Er ist 17 und noch auf der Schule. Die Mutter war gegen dieses freiwillige Kampftraining, doch der Junge findet, es zeuge von Stärke, Soldat zu sein. Das

Ausbildungscamp habe den Sohn verändert, sagt die Mutter. "Er hatte Selbstmordfantasien und das Gefühl, den Verstand zu verlieren." In den Monaten danach bekommt er Panikattacken, er leidet unter Schwindelgefühlen, bricht plötzlich in Tränen aus. An manchen Tagen ist er hyperaktiv, trifft Freunde und ist bis früh um fünf wach. Dann wieder liegt er tagelang zu Hause im Bett wie in einem Grab. Seiner Schwester sagt er, sein Wunsch zu sterben sei so stark, dass er nicht wisse, wie er dagegen ankämpfen solle. Seine Medikamente und eine Gruppentherapie helfen nicht. Die Mutter denkt, Abraham müsse vielleicht mal raus aus seinem Alltag. Sie überlegt, mit ihm nach Afrika zu reisen, zu seinen Wurzeln, damit er zu sich selbst finde.

Seine Freunde bekommen von alldem offenbar gar nichts mit. Für sie war Abraham einer, auf den man sich verlassen konnte, einer, den man auch nachts anrufen konnte, wenn es einem schlecht ging. "Er war unglaublich hilfsbereit", sagt eine Freundin, die 18-jährige Kristy Philips. Wenn sie sich trafen, hatte er oft Spielzeug für ihre kleine Tochter dabei, die sie allein großzieht. Andere Freunde, die Probleme mit ihren Eltern hatten, brachte er mit nach Hause und bat seine Mutter, sie bei ihnen wohnen zu lassen. Kristy telefonierte jede Woche ein paar Mal mit ihm, sie gingen zusammen mit anderen Freunden in Clubs und auf Partys am Strand. "Abraham hat uns alle zum Lachen gebracht", sagt Kristy. Sie versteht bis heute nicht, warum er ihr von seinen Depressionen nie etwas erzählte.

Am 1. September 2008 versucht Abraham zum ersten Mal, sich umzubringen. Er verkündet in einem Internetforum, dass er eine Überdosis genommen habe. Eine Bekannte, die dort eingeloggt ist, ruft die Polizei. Die Beamten finden ihn rechtzeitig und bringen ihn ins Krankenhaus. Die nächsten fünf Tage und Nächte bleibt die Mutter am Bett ihres Sohnes. Dann wird der Junge entlassen, eine genaue Diagnose gibt es nicht.

Erst Wochen später erkennt ein Arzt, dass Abraham unter einer bipolaren Störung leidet, bei der sich extreme Manie und Depression abwechseln. Einmal ist der Patient euphorisch, dann wieder fühlt er sich antriebs- und wertlos. Die Krankheit hat genetische Ursachen, ihr Ausbruch und Verlauf wird aber auch von Stress und traumatischen Erlebnissen beeinflusst.

Doreen Facey-Biggs ist heute Mitglied in einer Selbsthilfegruppe für Angehörige von Bipolaren. Sie weiß jetzt, dass diese Krankheit oft erst Jahre nach ihrem Ausbruch erkannt wird. Und dass es dauern kann, bis das richtige Medikament gefunden wird. Anfangs machte sie sich Gedanken, welchen Einfluss die Scheidung von ihrem Mann auf Abrahams Krankheit gehabt haben könnte. Aber die Ärzte beruhigten sie, eine Trennung der Eltern allein löse keine manische Depression aus.

Mayra Martinez ist eine der ganz wenigen, denen Abraham von seiner Krankheit erzählt hat. Die 18-Jährige ist ein stilles, blasses Mädchen mit schwarz lackierten Fingernägeln. Die beiden waren zwar nur für kurze Zeit ein Paar, telefonierten aber auch nach der Trennung jeden Tag ein bis zwei Stunden lang. "Abraham hat sich oft so einsam gefühlt", sagt sie. Auch habe er das Gefühl gehabt, nicht gut genug zu sein für seinen Vater, den Mathematikprofessor. Als Mayra Martinez kürzlich Abrahams MySpace-Seite mit all den Partyfotos sah, war sie überrascht. Diese Fotos passen nicht zu ihrem Bild von dem einsamen Jungen.

Jeder scheint einen anderen Abraham gekannt zu haben: Mayra den Einzelgänger, Kristy den Partytyp, seine Professoren den fleißigen und immer gut gelaunten Studenten. Nur die Mutter und die Schwester haben ihn in all seinen Phasen erlebt, in den manischen und in den depressiven.

Doreen Facey-Biggs erinnert sich oft an das letzte Gespräch mit Abraham. Jenes nächtliche Telefonat, als er das Gift vielleicht schon im Blut hatte. Heute kann sie es nicht fassen, dass sie nichts gemerkt hat. Immer wieder geht sie die Sätze durch und sucht nach Anzeichen, die sie übersehen haben könnte. "Man fühlt sich so schuldig, wenn sich das eigene Kind das Leben nimmt."

Nachdem Abraham um 5.18 Uhr seinen letzten Beitrag geschrieben hat, debattieren ein Dutzend Mitglieder des Forums darüber, was von CandyJunkie zu halten sei. Schließlich haben sie nicht gesehen, wie er die Tabletten nahm. Sie sind jung wie Abraham, zwischen 16 und 26 Jahre alt, das geht aus den Profilen hervor, die sie bei ihrer Anmeldung im Forum angelegt haben. Einige kennen CandyJunkie. Nicht alle glauben an einen dummen Streich. Nur wissen sie nicht, wie sie sich verhalten sollen.

"Ich wünschte, ich könnte irgendwas tun", schreibt um 5.32 Uhr baby matty.

"Der macht das jeden Monat", beruhigt ihn Fairy.

"Das Einzige, was er tötet, ist seine Leber", schreibt DeterminedToWin.

Dann tritt Schweigen ein im Forum. Erst sechs Stunden später meldet sich baby matty zurück: "Er liegt noch immer da."

Um 13 Uhr kommt ein anderes Forumsmitglied endlich auf die Idee, zwei Moderatoren der Website zu informieren. Moderatoren sind gewöhnliche Mitglieder, die darauf achten sollen, dass alle im Forum korrekt miteinander umgehen. Der eine kennt CandyJunkie, er bezeichnet ihn als "sensationsgeile Nutte". Der andere schickt eine Mail an den Administrator der Website, den Betreiber. Nichts geschieht.

Etwa zur selben Zeit sitzt am anderen Ende der Welt in Ahmedabad, Indien, der 17 Jahre alte Dushyant Dubey beim Abendessen, bei ihm ist es 23 Uhr. Er hat an diesem Tag lange gearbeitet. Obwohl er noch zur Schule geht, hat er schon eine Onlinemarketing-Firma gegründet. Wenn er nicht am Computer sitzt, boxt er und stemmt Gewichte. Dushyant ist täglich stundenlang online, seitdem er sechs ist. Er ist einer jener digital natives,wie Soziologen Jugendliche nennen, die ins digitale Zeitalter hineingeboren sind. Telefoniert man mit ihm, hat man das Gefühl, am anderen Ende der Leitung sitze ein weit gereister Mann um die 30. Dushyant spricht fließend Englisch, er ist es gewohnt, mit Menschen aus aller Welt zu chatten. Und er hat eine Menge gesehen im World Wide Web.

Nach dem Essen, gegen Mitternacht, meldet er sich unter dem Namen Bulker bei Bodybuilding.com an. In Florida ist es 14 Uhr. Als er auf den Beitrag von CandyJunkie stößt, vermutet auch er zunächst einen Scherz. Er und der amerikanische Student stehen täglich in Kontakt, wenn auch nur über Bildschirm und Tastatur, und obwohl sie noch nie persönlich miteinander gesprochen haben, betrachtet Dushyant CandyJunkie als Freund. Zwar kennt er seinen richtigen Namen nicht, dafür einige seiner intimsten Wünsche, und das ist vielleicht mehr, als manch anderer Freund in Florida von Abraham weiß.

Als Dushyant die Bilder auf justin.tv sieht, begreift er sofort, dass sie echt sind und kein Loop, also keine Endlosschleife derselben Bildsequenz. Und er sieht, dass der Junge auf dem Bett nicht mehr atmet. Dushyant war mit zwölf einmal in einem Chatroom Zeuge, wie ein Amerikaner vor laufender Webcam Medikamente schluckte und das Bewusstsein verlor. Die meisten Zuschauer waren der Meinung, er werde schon wieder zu sich kommen. Am nächsten Tag erfuhr Dushyant, dass der Mann tot war.

An diesem Novembertag weiß er, dass jede Minute zählt. Er erinnert sich, dass sein Freund einmal seine Handynummer im Forum hinterlassen hat, er sucht sie und recherchiert auch Abrahams richtigen Namen und seine Adresse. Beides stellt er ins Forum, mit der Aufforderung: "Ruft verdammt noch mal die Polizei an! Ich wohne in Indien und habe auf meinem Handy kein Guthaben für internationale Anrufe."

Icosane antwortet: "Solange er nicht in seiner eigenen Kotze liegt, lebt er wohl." Dushyant kann sich noch so sehr aufregen - keiner nimmt den Hörer zur Hand.

Psychologen erklären solche Untätigkeit mit dem "Bystander-Effekt", auch "Genovese-Syndrom" genannt. Der Name geht zurück auf die Ermordung der 28-jährigen New Yorkerin Kitty Genovese im Jahr 1964. Damals ignorierten Dutzende von Nachbarn die Schreie der Frau, während sie vergewaltigt und erstochen wurde. Ihr Unglück war, dass zu viele ihre Schreie hörten. Niemand fühlte sich persönlich gefordert. Wenn die anderen nicht reagieren, glaubt der Einzelne oft, es liege kein Notfall vor. Deshalb sind in solchen Situationen Aussagen wie die jenes Moderators, das Opfer sei ein Lügner, fatal.

Aber Dushyant Dubey gibt noch nicht auf. Er schleicht sich ins Zimmer seiner schlafenden Eltern und holt das Handy seines Vaters. Es ist 14.30 Uhr in Florida, als er die Nummer der Polizei von Miami wählt. Aufgeregt berichtet er einem Beamten von dem angekündigten Online-Selbstmord. Der Beamte verbindet ihn ein paar Mal weiter, bis Dushyant bei einer Polizistin landet, die ihm erklärt, das Miami Police Department sei nicht zuständig. Er solle sich an die Polizeiinspektion des Broward-Distrikts wenden, in dem Pembroke Pines liegt. Dushyant ist den Tränen nahe, das Guthaben auf dem Handy seines Vaters ist aufgebraucht.

"Was für Deppen leben in Eurem Land, den USA", schreibt er daraufhin ins Forum und hinterlässt die Nummer der Polizei von Broward. "Warum ruft IHR nicht an?!"

Zur selben Zeit macht in der US-Stadt Indianapolis, 2000 Kilometer von Pembroke Pines, Florida, und 13000 Kilometer von Ahmedabad in Indien entfernt, ein Mann namens Josh Lee Mittagspause. Er arbeitet als Systemadministrator. Auch er ist regelmäßig im Forum von Bodybuilding.com. Er entdeckt die Mitteilungen von CandyJunkie und liest sich eine halbe Stunde lang durch die Beiträge. Dabei stößt er auf Dushyants Hilferuf und informiert die zuständige Polizei. Der Beamte kann kaum glauben, was er hört: "Die haben alle zugesehen, und Sie sind der Erste, der uns anruft?" Um 14.55 Uhr stellt Lee die Nachricht auf die Webseite, dass er die Polizei gerufen hat. Die Ankündigung macht im Netz schnell die Runde, Links zum Live-Video werden auf alle möglichen Webseiten gestellt. Plötzlich werden die vorher noch so trägen User aktiv.

Etwa eine halbe Stunde später bricht die Polizei in die Wohnung von Abraham Biggs senior ein, der Vater ist noch bei der Arbeit. Die Tür zum Zimmer seines Sohnes ist

verschlossen. 220 Zuschauer verfolgen, wie ein Stück des Türrahmens durch die Luft fliegt und auf dem Bein des reglosen Jungen landet. Einige wollen immer noch nicht glauben, was sie sehen. "WTF", postet einer - what the fuck,verdammt noch mal. "Schwindelei", schreibt ein anderer. Eine Pistole taucht am rechten Bildrand auf, dann der Rücken eines Polizisten. Er nähert sich Abraham, dann entdeckt er die Kamera, durch die die Welt in das Zimmer blickt. Er wirft ein Stück Stoff darüber. Die Vorführung ist beendet. Abraham ist tot.

Seither versucht seine Mutter, in den Ereignissen des 19. November einen höheren Sinn zu sehen. Sie ist gläubig, sie hält sich an dem Gedanken fest, dass Gott mit Abraham etwas vorhatte. "Seine Geschichte soll uns wachrütteln", sagt sie, "sie soll uns zeigen, wie gleichgültig wir miteinander umgehen." Deshalb will sie im Gegensatz zu ihrem Exmann, dass die Öffentlichkeit von Abrahams Schicksal erfährt.

Dass ihr Sohn seinen Selbstmord im Internet übertrug, überrascht sie nicht. "Er wollte so sterben, wie er gelebt hat", sagt sie. Seitdem er zehn war, hat er an seinem Computer herumgebastelt. Es sei ihm nicht darum gegangen, ein Fanal zu setzen. Schließlich habe er sich nicht vor laufender Kamera erhängt, um die Nachwelt zu schockieren, wie das ein 42 Jahre alter Brite vor zwei Jahren tat, nachdem seine Frau ihn verlassen hatte. Die Mutter vergleicht den Suizid ihres Sohnes vielmehr mit dem Sprung von einer Brücke. Einerseits habe er sterben wollen, andererseits auf Rettung gehofft. Ein öffentlicher Selbstmord, das haben ihr Psychologen erklärt, sei immer auch ein Hilferuf.

Wenn Doreen Facey-Biggs heute ihrem Sohn nah sein will, tut sie das, was er am liebsten tat, sie geht ins Internet. Sie ist Mitglied bei Facebook geworden und steht jeden Tag in Kontakt mit ihren virtuellen "Freunden". "So anonym, wie alle behaupten, geht es da gar nicht zu", sagt sie, "und es wäre naiv, zu glauben, dass das Internet an Abrahams Tod schuld ist." Ihre Pinnwand ist voller Kommentare, die sie aufheitern sollen. Und sie hat erlebt, wie mitten in der Nacht, wenn ihr die Gedanken an Abraham den Schlaf rauben, plötzlich ihr Chat-Fenster am Computer aufpoppt und eine Facebook-Freundin fragt: "Kannst du auch nicht schlafen?" Sie hat diese Frau noch nie persönlich gesehen, und doch war ihre Nachricht in diesem Moment ein Trost.

24) Endstation

Die Ausstellung "Körperwelten" fasziniert Millionen Zuschauer weltweit - und lässt sie zugleich schaudern. Jetzt bringt Gunther von Hagens seine Exponate nach Heidelberg. Der stern hat die lange Arbeit an zwei Menschen begleitet, die ihre Körper spendeten und nun Prunkstücke der Schau werden

Von Holger Witzel, Stern, 15.1.2009

Zumindest weiß Hartwig L. ziemlich genau, was er nicht will, als es mit ihm zu Ende geht. Er ekelt sich vor dem Gedanken an Würmer in einem Grab. Fürs Feuer findet er seinen kranken Körper auch zu schade, selbst wenn der ihm zuletzt kaum noch gehorcht.

Auf keinen Fall aber will er noch mal ins Krankenhaus oder die Sache gar an Maschinen künstlich in die Länge ziehen.

Also stirbt er zu Hause in den Armen seiner Frau. Es ist der 18. Dezember 2006.

Um 19 Uhr stellt die Hausärztin den Tod durch "Herz-Kreislauf-Versagen" fest. Sein Sohn Wolfram ruft sofort die Hotline bei Gunther von Hagens an: Es ist so weit, der Plastinator soll ihn holen. So ist es ausgemacht.

So hatte es die Familie aus Arnstadt vor einem Jahr schon mit der Oma gemacht.

Und wenn es nach der Unterschrift seiner "Verfügung zur Körperspende" geht, hat es auch Hartwig L. so gewollt.

"Der Oma war's egal", sagt sein Sohn, "aber Vater war seit seinem Schlaganfall richtig fasziniert davon, Teil der ‚Körperwelten' zu werden." Vor allem der Schachspieler, eine der spektakulärsten Figuren im Wanderzirkus der Toten, hatte es ihm angetan. "Wie der sich lächelnd über das Brett beugt und aller Welt sein offenes Gehirn präsentiert." Immer wieder musste ihm Wolfram die Fotos zeigen, aus China, wo von Hagens damals noch präparieren ließ, von Ausstellungen in Amerika und Japan. Als Speisewagenkellner in der DDR sei sein Vater immer nur zwischen Erfurt und Dresden gependelt. "Sicher war das auch ein Trost für ihn", sagt sein Sohn, "die große weite Welt, dazu ein unverwüstlicher Körper, ohne Schmerzen oder halb gelähmt. Etwas für die Ewigkeit ..." Wolfram L., 35, spielt genauso gern Schach, wie sein Vater es tat. "Natürlich" ist auch er Körperspender und spricht darüber, als könne er es kaum erwarten. Vielleicht will er nur seine Mutter trösten, die immer dagegen war - mehr will sie nicht dazu sagen. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass Wolfram gerade arbeitslos ist und "eine normale Beerdigung kaum unter 1500 Euro kostet", wie er sich beklagt.

Kein Grab, kein Ort, kein Ritual - nur eine Nacht bleibt der Familie am Totenbett.

Sie machen Fotos und weinen. Außer Hartwig L. schläft niemand. Und wie vor jeder großen Reise wird es dann doch noch mal hektisch. Kurz vor Weihnachten sind die Ämter schwach besetzt. Wolfram hetzt durch die Thüringer Kleinstadt, weil noch wichtige Reisedokumente fehlen, die Krankenakten und die Sterbeurkunde vor allem, das Visum für Körperspender. Schon mittags ist das Bodymobil aus Heidelberg da.

So nennt von Hagens seine Leichenwagen, weil er nicht gern von Leichen spricht. Der Reißverschluss zurrt. In einem schwarzen Nylonsack, fast aufrecht, verlässt Hartwig L. sein Haus, weil die Bahre kaum durch die enge Treppe passt. Die Familie bleibt drin, niemand winkt. Die beiden Abholer kennen das schon.

"Die Leute haben das Bodymobil nicht gern lange vor der Tür", sagt Sabine, die sich wie alle in der Firma auf Gunthers Wunsch nur mit Vornamen ansprechen lässt. Dabei ist der Kleintransporter für den Geschmack ihres Chefs noch dezent beklebt: "Körperspende für den medizinischen Fortschritt" steht darauf, daneben lebensgroß einer seiner toten Muskelmänner.

"Trotzdem sorgen sich viele Angehörige vor dem Gerede, sie könnten sich wohl keine echte Beerdigung leisten." Sabine, 46, und Olaf, 47, waren in derselben Woche schon an der Nordseeküste und am Tegernsee. "Seit wir den kostenlosen Abholservice anbieten", sagen sie, "hat sich die Zahl der Spender verdoppelt." Knapp 6000 stehen derzeit in der Datei.

Mindestens zweimal pro Woche klingelt die Hotline. Der Nachschub scheint vorerst gesichert: "Bei Unfallopfern fahren wir gar nicht erst los", sagt Olaf.

Die beiden Bodymobil-Fahrer sind auch privat ein Paar, wie Gunther und angeblich die meisten seiner Mitarbeiter selbst Körperspender und sprechen, während sie mit Hartwig L. hinten drin an einem Drive-in nahe Bad Hersfeld rasten, von einem echten "Traumjob". Bis zu 10 000 Kilometer im Monat legen sie zurück. Wenn sie mal keine Tour haben, arbeitet Sabine im Büro der Spenderdatei. Olaf kümmert sich in Heidelberg um die Neuzugänge.

In einer ehemaligen Autowerkstatt, zwischen Fitnessstudios und alten Army-Kasernen, wird aus Hartwig L. die Nummer 1 437 331. Sie knoten ihm die Nummer an den großen Zeh. Er wird gewogen und vermessen und gilt 48 Stunden nach seinem Tod als vergleichsweise frisch. Olaf und ein bulgarischer Arzt schließen dicke Schläuche an Leiste und Halsschlagader an. Aus einem Behälter fließt Formalin durch die blutleeren Arterien bis in jede Zelle. Wenn die Poren diese Lösung wieder ausschwitzen, ist die Verwesung vorerst gestoppt.

Gehirn und Augäpfel bekommen extra Injektionen.

Dann warten alle auf Gunther, der jede Leiche persönlich begutachtet, bevor er entscheidet, was daraus wird.

Wie die meisten Körperspender hat Hartwig L. "zur freien Verfügung" angekreuzt.

Auch Wünsche kann man auf dem seitenlangen Fragebogen zur Körperspende äußern oder es beispielsweise ablehnen, "beim Liebesakt" oder als Teil des demnächst geplanten Geisterschiffs dargestellt zu werden. Die Tabus respektiert von Hagens angeblich; Wünsche garantiert er nicht. "Im Grunde will jeder Zweite Schachspieler

werden", sagt ein Mitarbeiter, "das geht natürlich nicht." Weil der Chef nicht gleich Zeit hat, legen sie Hartwig L. in eine Edelstahlkiste.

Der ganze Hof steht voll mit diesen Containern.

In den meisten schwimmen schon Körper, einzeln oder zu viert in Formalin eingelegt, und warten auf den Transport zur Weiterverarbeitung in China oder im brandenburgischen Guben. In einer Grube liegt ein Pferd. Gegenüber, in seinem Forschungslabor, beugt sich von Hagens gerade über einen Eimer.

Ein Spender aus Amerika hat schon mal ein halbes Bein vorausgeschickt. Er hat Knochenkrebs und möchte vorerst nur den Unterschenkel plastinieren lassen, um ihn zu Hause ins Regal zu stellen. "Leider ist das Schienbein total kaputt", sagt Gunther von Hagens, während er Knochenteile, Muskeln und Fett sortiert. "Nur der Fuß geht vielleicht noch." Dann zieht er die Einweghandschuhe aus und geht mit seinen Leuten Mittagessen.

Wie immer bestellt er ein Glas Milch dazu und setzt auch bei Tisch seinen Hut nicht ab. Selbst engste Mitarbeiter haben ihn noch nie ohne gesehen. Aber die kennen Gunther auch nur "bescheiden" und "nachdenklich". Schließlich tut er auch selbst am liebsten so, als verstünde er die ganze Aufregung um seine Arbeit gar nicht:

Wieso man ihm nach 25 Millionen faszinierten Besuchern seiner "Körperwelten" immer noch Leichenfledderei vorwirft?

Wieso kein Bericht über ihn ohne das Adjektiv "umstritten" auskommt und seine Kritiker immer nur die "Leichen im Keller" (stern Nr. 46/2003) suchen? Die Vorwürfe sind vielfältig: Geschäfte mit Toten. Pornografie.

Leichen und Professorentitel zweifelhafter Herkunft. Welche ihn davon mehr kränken, ist schwer zu sagen. Einerseits lässt er sie nach Möglichkeit verbieten.

Andererseits hängt er sich deren Titelbilder über "Dr. Tod" als riesige Poster in sein Büro. Wenn er es nicht sogar genießt, stört ihn das Frankenstein-Image zumindest kaum. Keine Gelegenheit lässt er aus für neue Schlagzeilen, ob es prominente Tiere wie die in einem Wassergraben ertrunkene Hamburger Affendame Laila sind, die er gern hätte, oder sein geplanter Onlinehandel mit Leichenteilen für jedermann. Stets scheint er hin- und hergerissen zwischen PR-Gag und wissenschaftlicher Besessenheit, seinem eigenen Anspruch, "der Robin Hood der Anatomie" zu sein, und der übermächtigen Berufung zum großen Künstler mit Hut und bizarren Begriffen von Ästhetik, die für viele Menschen jenseits jeder Geschmacksgrenze liegen.

"Tatsächlich bin ich ständig im Zweifel, wie viel ich meiner Umgebung zumuten kann", sagt von Hagens. Deshalb gibt er unentwegt Umfragen über seine Arbeit in Auftrag und veröffentlicht sie sogar, sofern sie ihm gefallen. Deshalb hört er sich die Bedenken seiner Mitarbeiter an, bevor er sie zerstreut. Nur seine Ehefrau und Geschäftsführerin kann ihn manchmal bremsen.

"Angelina zeigt mir die Grenzen der Leute, die ich oft gar nicht mehr sehe." Angeblich gab es intern auch heftige Diskussionen über Body Nummer 1 437 331. Vor Hartwig L. war die Anonymität der Spender einer der wichtigsten Grundsätze für Gunther von Hagens. "Forschen und trauern verträgt sich nicht", sagt er. Auch für seine Ausstellungen sei die emotionslose Begegnung mit dem Tod entscheidend.

"Nur dann kann man sich selbst darin sehen." Natürlich konnte man so auch immer lästige Fragen nach der Herkunft der Toten bequem abbügeln.

Dass sich von Hagens nun doch erstmals dazu durchgerungen hat, hängt nicht nur mit den Genehmigungen der Angehörigen zusammen, die dem stern vorliegen, sondern sicher auch mit der Hoffnung auf ein paar Körperspender mehr. Als er sich erstmals über die neue Leiche beugt, ist sein Unbehagen trotzdem zu spüren.

Mit 63 Jahren ist der Plastinator genauso alt wie Hartwig L., als er starb. Beide sind in Thüringen aufgewachsen. Nach einem Republikfluchtversuch durfte Hartwig L. nicht mal mehr nach Tschechien.

Von Hagens, der damals noch Gunther Liebchen hieß, saß für das gleiche Vergehen sogar zwei Jahre im Knast. Auf einmal liegt da ein Mensch vor ihm auf dem Tisch, ein Toter mit Geschichte und Namen, nicht irgendein nummerierter Body.

Von Hagens zögert: Soll er ein Ganzkörperpräparat daraus machen? Das die Familie dann in einer Ausstellung sieht - "schau mal da, der Opa!" Oder besser ein paar Dutzend Scheiben für die medizinische Ausbildung? Mehr Skandal oder weniger? Image oder PR? Erst mal fliegt er für Vorträge in die USA. Ohne Hartwig L.

Das Bodymobil wird unterdessen in das Klinikum Ansbach gerufen, wo sich Frank W. von seiner Mutter verabschiedet. "Um wenigstens irgendein Ritual zu haben", hat seine Frau Nadja mit den Kindern schon am Tag vorher eine Haarsträhne der Oma in eine Streichholzschachtel gelegt und im Grab der Uroma beerdigt. Nun sind alle gerührt, wie liebevoll Sabine und Olaf die Mutter zurechtgemacht haben. Frank W., 40, lächelt tapfer und bewundert vor allem "den Mut" seiner Mutter.

Ingrid W. hat schon zu Lebzeiten allen Bekannten von der Körperspende erzählt und sogar verlangt, dass es in der Todesanzeige steht. "Das war typisch für sie", sagt ihr Sohn. "Eine normale Beerdigung hätte gar nicht zu ihr gepasst." Vor zwei Monaten fuhr sie noch Auto.

Dann musste ein Zeh abgenommen werden, schließlich der ganze Unterschenkel.

Ein Raucherbein. Nach der OP hat man sie im Krankenzimmer schon wieder mit Zigarette erwischt. Doch Ingrid W. lachte die besorgten Schwestern nur aus: Wenn es danach ginge, hätte sie gar nicht erst 62 werden dürfen. Von Geburt an litt sie an einem viel zu großen Herz. Es drückte alle Organe zusammen und hatte am Ende keine Kraft mehr, den Kreislauf zu versorgen.

Als von Hagens ihre Krankenakte liest, will er sie am liebsten sofort in Scheiben schneiden.

So eine Ebsteinsche Anomalie bekommt man nicht alle Tage - ein Herz, groß wie ein Handball. Bestimmt macht sich das gut im Längsschnitt. Dann aber zieht er doch die Auferstehung von Hartwig L. vor.

Blass und bäuchlings liegt dessen Körper in der Woche vor Ostern 2007 auf einem Metalltisch in Guben. Erst wenige Monate zuvor hat von Hagens hier sein "Plastinarium" eröffnet. Die alte Hutfabrik an der Oder soll neben den Instituten in Heidelberg, China und Kirgisistan künftig sein größter Standort werden, samt Schauwerkstatt und Dauerausstellung. Anders als in Polen, wo er eigentlich hinwollte,

ist er hier sogar willkommen, wie seine eigenen Umfragen nahelegen. Anfangs gab es auch Proteste gegen die Leichenfabrik, doch am Ende wiegen in Brandenburg 150 Jobs mehr als religiöse Skrupel.

Aus 1400 Bewerbern hat er zunächst 26 ausgesucht, die er zu Hilfsanatomen ausbilden will. Bei den Vorstellungsgesprächen mussten alle Kandidaten ein Schulterblatt aus Knete formen. Wer außerdem gut Pellkartoffeln schälen kann, ist nach von Hagens' Erfahrung auch für die Arbeit mit menschlichem Gewebe geeignet.

"Ich bin der Gunther." So beginnt der zweiwöchige Crashkurs für "anatomische Darstellung". Von Präparation oder Sektion redet er vorsichtshalber nicht, denn das dürfen auch in Brandenburg nur offizielle medizinische Institute. Seinen Schülern erklärt er den Unterschied so: "In der Uni wird der Körper hinterher verbrannt, wir aber wollen ihn erhalten." Ein Tierpräparator ist dabei, aber auch Verkäuferinnen und Kfz-Mechaniker. Ein paar Krankenschwestern, Zahntechniker und eine Kosmetikerin scheinen beinahe überqualifiziert. Doch auch sie waren arbeitslos oder wollen nach Jahren im Westen wieder in der Heimat arbeiten. Für fast alle ist es der erste Arbeitstag.

Nach einer Stunde Theorie schlüpfen sie in grüne Kittel und blaue Schürzen. Auf sechs Tischen warten sechs Leichen. "Wir sagen Körper oder Body", erklärt von Hagens noch einmal, dann markiert er mit blauer Kreide die Schnittmuster. Zaghaft setzen die Azubis Skalpell und Pinzette an.

Anfangs kratzen und schaben sie noch, bis unter gelben Fettschichten die ersten Muskeln glänzen. Von Hagens ist begeistert und feuert sie an: "Freuen Sie sich an der Vene, und schneiden Sie sie weg!" Dann zeigt er ihnen die "stumpfe Methode", bei der die Haut samt Fettschicht mit der flachen Hand abgeschält wird.

Mittags gibt es Hacksteak mit Letscho.

Nur eine Frau kommt am nächsten Tag nicht wieder, der Rest geht umso forscher ans Werk. Auf einem Tisch taucht unter großem Hallo ein Herzschrittmacher auf.

Eine frühere Reiseleiterin schneidet aus Versehen einen Hoden ab, ein gelernter Maurer bei einem anderen Spender zu viel vom Stirnlappen. Von Hagens sieht darüber hinweg: "Hier sind absolute Laien am Werk", sagt er, "aber Massaker wie in den Präparationssälen der Unis gibt es nicht." Um Hartwig L. kümm ert sich der Chef trotzdem lieber persönlich, legt walnussgroße Speicheldrüsen frei und schließt daraus:

"Der Mann hat gut gelebt." Auch die große Nase gefällt ihm und der dicke Bauch.

In China liegen noch ein paar frische Rentiere in Formalin. "Mal sehen", sagt er und fürchtet doch schon, dass seine Frau Angelina keinen Weihnachtsmann will. Ohne ihre Einwände hätte er längst den Stall von Bethlehem gebaut, samt Ochs und Esel, Maria und einem plastinierten Heiland in der Krippe. Dabei leuchten seine Augen und lauern auf eine Reaktion. Will er provozieren, oder ist er irre? Wieso muss es unbedingt die Heilige Familie sein? "Bald", flüstert er dann plötzlich, sei auch sein "Paar beim sexuellen Akt" so weit. Wahrscheinlich kann er nicht anders. Immerhin schwankt er noch, ob es wirklich eine gute Idee ist, aus der Haut von Hartwig L. einen roten Mantel zu machen.

Nebenbei erklärt er seinen Schülern den Unterschied zwischen Aponeurosen und runden Sehnen und fragt die Begriffe vom Vortag ab. Nach ihrem Arbeitstag bis zum

Ellenbogen in Bindegewebe büffeln abends alle noch Anatomie. Manche wohnen vorerst in der Jugendherberge, weil ihre Arbeitsverträge noch nicht unterschrieben sind. Erst nach dem Kurs will Gunther festlegen, wer sich auf die komplizierte Gesichtsmuskulatur spezialisieren darf oder eher für "Bauch, Beine und Po" infrage kommt. "Die Grobiane", sagt er, "werden woanders eingesetzt." Es gibt genug zu tun in Guben. Insgesamt 20 Millionen Euro hat von Hagens hier nach eigenen Angaben schon investiert.

Das meiste Geld bringen zwar immer noch die Wanderausstellungen, aber er arbeitet auch zunehmend lange Bestelllisten aus aller Welt ab. Bis zu 100 000 Euro nimmt er für ein Ganzkörperplastinat.

Scheiben kosten - je nach Körperregion - zwischen 300 und 700 Euro, werden aber meist im Satz bestellt. "Allein der Bedarf an Universitäten reicht weit über den Tag, an dem ich selbst plastiniert werde", sagt Gunther von Hagens. Vorerst schneidet er aber auch Enten und Schweine in Scheiben. "Die können sich zum Beispiel Fleischer ins Schaufenster hängen." Bis zu eine Million Scheiben will er pro Jahr in Guben produzieren. Die Proteste hier sind weitgehend verebbt. Nur der Brandenburger Bildungsminister verbietet nach wie vor Schulausflüge ins Plastinarium.

Eine Neuapostolische Kirchengemeinde feiert dagegen auf demselben Gelände Gottesdienste, auf dem von Hagens Leichen lagert. Nebenan bietet "Tom's Culinarium" einen Imbiss für Wochenendbesucher an. Der "Plastinatorenteller" aus gemischten Bratenscheiben, Würstchen und Spiegelei kostet 7,50 Euro.

Ist das schwarzer Humor?

Der Aufschwung Ost? Haben Leichen Würde? "Ich glaube nicht", sagt von Hagens, "einen Achtungsanspruch ja, aber keine Würde." Die Erinnerung an einen Verstorbenen und sein Körper seien zwei verschiedene Dinge. "Deshalb spricht man ja auch von der Leiche des Verstorbenen." Das sieht man selbst in China inzwischen anders, wo von Hagens jetzt nur noch Tiere verarbeiten darf. Im Sommer 2007 löst er deshalb große Teile seiner Produktion auf. Schiffsladungen mit Leichen kehren nach Deutschland zurück. Auch seine besten Präparatoren bringt Gunther mit.

Kein Schachspieler, nicht mal nach China - Hartwig L. wäre sicher enttäuscht.

Immerhin schauen zum jährlichen Körperspendertreffen Ende 2007 mehr als 800 Leute zu, wie die chinesischen Experten seine Organe bearbeiten.

Ein halbes Jahr später feuert von Hagens Sabine und Olaf und weitere Monate darauf fast die Hälfte seiner Gubener Belegschaft.

Ihre Ausbildung war doch schwieriger, als der Pellkartoffel-Test versprach. Außerdem will er so die Arbeitsagentur unter Druck setzen, die ihm eine Zeit lang keine Chinesen mehr genehmigt. Die beiden Body- mobil- Fahrer aber fühlen sich vor allem "gemobbt", seit sie ihre Körperspende zurückgezogen haben: "Wir haben zu viel gesehen." Hartwig L. badet gerade bei minus 25 Grad in Aceton, als Steuerfahnder die Fabrik stürmen. Sie suchen nach scheinselbstständigen Polen, aber finden nur eine Giraffe in der neuen "Großtier-Grube". Überall blubbert es aus mysteriösen Behältern, in denen das Gewebe erst wochenlang entwässert wird, bevor sich die letzten Fettanteile in warmen Aceton-Bädern lösen.

Unter Vakuum saugen sich die Zellen danach mit Silikon voll und härten schließlich in Gasbehältern aus Folie aus. Ständig entwickelt von Hagens seine Methoden weiter und jubelt im Sommer 2008, dass die Scheiben kaum noch schrumpfen. "Sie sind viel farbenfroher und halten länger." Ingrid W. hat gewissermaßen Glück, dass sie erst im Sommer 2008 dran ist. Weil sein Produktionsleiter gerade eine Ausstellung in Texas aufbaut, stellt sich von Hagens selbst an die große Bandsäge. Vor Kurzem hat er extra ein Röntgengerät angeschafft, weil künstliche Hüftgelenke und andere versteckte Metallteile zu oft die Sägeblätter ruiniert haben. Er schneidet den tiefgefrorenen Körper der Länge nach in vier Millimeter dicke Scheiben, die später gefärbt und in Kunststoff gegossen werden.

Von der "Faszination des Echten", mit der von Hagens wirbt, sind bei fast allen Plastinaten am Ende nur noch etwa 30 Prozent übrig, der Rest ist Silikon.

Im Spätsommer 2008 wird der Ständer geschweißt, der die Muskeln und Organe von Hartwig L. tragen soll. Von Hagens hat sich für eine "expandierte Darstellung" entschieden, bei der die Körper unnatürlich weit auseinandergezogen werden - und gegen den Mantel aus Haut.

Das Projekt läuft unter dem Arbeitstitel "Der Kutscher", was auch Gunthers Frau beruhigt, bis er im Herbst bei Ebay einen schwarzen Pferdeschlitten ersteigert. Er lässt die plastinierten Rentiere anspannen.

Dann knüpfen mehrere Mitarbeiter wie bei einem 3-D-Puzzle über 300 Einzelteile des "Kutschers" an mindestens doppelt so viele Angelschnüre. Von Hagens persönlich nimmt die letzte "Positionierung" vor. Noch einmal gibt es lange Diskussionen, ob eine Weihnachtsmannmütze zu kitschig sei. Gunther fügt sich, will aber auf einem der Rentiere unbedingt ein Kind reiten lassen, das nur noch aus bröseligen Schaumgummi-Adern besteht.

"Korrosion" nennt er dieses Verfahren für "Gefäßgestalten", bei dem Bakterien bis auf die plastinierten Blutgefäße alles Gewebe wegfressen. Am Heck des Schlittens verstaut er Geschenke in Plexiglaswürfeln, darunter ein plastiniertes Herz und ein paar korrodierte Küken.

Im Advent wird Hartwig L. in Guben der Öffentlichkeit übergeben. Es ist nicht ganz Japan, aber immerhin fast Polen - und nur für ein paar Wochen. Zum Jahresende schließt von Hagens seine Schauwerkstatt in Guben. Er braucht die Exponate für eine neue Ausstellung in Heidelberg. Mit etwas Glück wird das "Paar beim Akt" nicht rechtzeitig fertig und Hartwig L. die Attraktion der "Körperwelten" Nummer 5.

Das Ensemble heißt nun "Winterreise".

Für 17 Euro können Besucher über seine große Prostata staunen, während die früher gelähmte Hand entschlossen die Zügel strafft. Ganz in der Nähe steht ein Milchglaskasten, der den Längsschnitt einer Frau von innen beleuchtet. Sie hat ein riesiges Herz und einen mutigen Sohn. Frank W. will seine Mutter auf jeden Fall mal besuchen.